Des Herrn Marquis d'Argens
und
der Demoiselle Cochois
gemeinschaftliche
Beyträge
zum
Vergnügen für den Geist
und das Herz.

Aus dem Französischen übersetzt.

Erster Theil.

Berlin,
verlegts August Mylius. 1763.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede
des Uebersetzers.

Man erwarte keinen Erweis der Nothwendigkeit meiner Uebersetzung: ich halte ihn, wo nicht für lächerlich, doch für überflüßig; ein jeder anderer denke, wie er will: und eben so wenig vermuthe man eine chronologische Geschichte von meinem edelen Herrn Verfasser; wer wissen will, woher derselbe gebürtig, und wie alt er sey, der kann sich nach la France litteraire umsehen, da wird er mehr finden, als er suchet: unter einer Anzahl von zuverläßigen Schriften auch verschiedene Titel von

Büchern, die der Herr Marquis nicht geschrieben hat. Gelehrte und in der ausländischen Litteratur bewanderte Männer kennen denselben wenigstens seit seinen Lettres juives, die sich einen durchgängigen Beyfall erworben haben: und, so zu sagen, jedermann weis seine gegenwärtigen Stellen, die er rühmlichst bekleidet; und mit desto größerer Ehre, als Friedrich, der Größeste unserer Zeiten, denselben eines vertraulichen Umganges würdiget. Sollte dieser nicht so gewöhnliche Umstand nicht wenigstens reizen, sich mit den moralischen Gesinnungen eines Mannes näher bekannt zu machen, der seltene Verdienste haben muß, um eines so vorzüglichen Glückes zu genießen?

Gegenwärtige Sammlung ist ein Auszug aus dessen in dreyen Bändchen herausgegebenen Memoires pour servir a l'histoire de l'esprit & du coeur &c. Ich bin, wie Kenner der Urschrift aus nachfolgendem Inhalte sehen werden, die abstracteren philosophischen Aufsätze, die nur für wenige deutsche

Leser

Leser seyn dürften, vorbeygegangen, und habe mich lediglich an dasjenige gehalten, was eigentlicher so wohl dem Verstande, als Herzen eines jeden Lesers zum wahren Nutzen gereichen kann; wenn er will. Die Schreibart des Herrn Verfassers ist leicht, und jedem faßlich: seine moralischen Gedanken sind wohl aus einander gesetzet; und gegen die Gedanken alter und neuer Schriftsteller sorgfältig verglichen. Dieses zeiget von dessen weitläuftiger und wohl verdaueter Belesenheit. Verwirft derselbe hin und wieder angenommene Meynungen, so widerleget er sie mit Gründen, die kein Vernünftiger tadeln kann; er unterstützet solche durch Beweise, die aus der Natur des Menschen genommen sind, und bekräftiget sie durch unzähliche Beyspiele aus der älteren und neueren Geschichte. Diese Art des Vortrages unterhält die Aufmerksamkeit des Lesers sehr angenehm, und machet ihm die Wahrheiten so einleuchtend, daß es keinesweges die Schuld des Herrn Verfassers ist, wenn seine Leser das Buch ohne erfolgete

Besserung weggeleget haben, und weglegen sollten.

Eben der Reiz der eingestreueten sittlichen Anmerkungen hat mich bewogen, zwo Erzählungen von Mademoiselle **Cochois**, die in eben den Memoires enthalten sind, hier mit einzuschalten: ob die Liebe gleich deren Stoff ausmachet; so hoffe ich doch, man werde nach deren Durchlesen meine getroffene Wahl nicht tadeln.

Um meinen Leser nicht länger bey der Vorrede aufzuhalten, führe ich ihn nunmehro zu dem Inhalte.

Inhalt.

Verschiedene Betrachtungen über die Leidenschaften von dem Herrn Marquis.

Erster Abschnitt. Von den Leidenschaften überhaupt S. 1
Zweyter Abschnitt. Vom Ehrgeize S. 6
Dritter Abschnitt. Ueber die Liebe S. 14
Vierter Abschnitt. Ueber den Geiz und die Verschwendung S. 26
Fünfter Abschnitt. Vom Zorne S. 31
Sechster Abschnitt. Von dem Hasse und der Rache S. 36
Siebenter Abschnitt. Von dem Neide und dem Nacheifer S. 39
Achter Abschnitt. Von der Grausamkeit S. 44
Neunter Abschnitt. Von der Eifersucht S. 50
Zehenter Abschnitt. Von dem Schmerze und der Verzweifelung S. 55
Eilfter Abschnitt. Von der Traurigkeit S. 60
Zwölfter Abschnitt. Von dem Mitleiden S. 62
Dreyzehenter Abschnitt. Von der Furcht S. 64

Inhalt.

Schreiben der Demoiselle Cochois über vorstehende Betrachtungen S. 69

Antwort des Herrn Marquis an die Demoiselle Cochois S. 78

Adelheit, eine africanische Geschichte, von der Demoiselle Cochois S. 81

Betrachtungen über die Annehmlichkeiten der Gesellschaft, von dem Marquis d'Argens

Erster Abschnitt. Von der Wahl der Gesellschaft S. 160

Zweyter Abschnitt. Von dem Nutzen der guten Gesellschaft S. 164

Dritter Abschnitt. Von den der guten Gesellschaft entgegen gesetzten Gemüthseigenschaften S. 166

Vierter Abschnitt. Unter den Großen genießt man der Annehmlichkeiten der Gesellschaft nicht S. 173

Fünfter Abschnitt. Von den zur Gesellschaft bequemen Gemüthern S. 177

Sechster Abschnitt. Die Weiber haben einen starken Einfluß auf die gute oder böse Gesellschaft S. 179

Siebenter Abschnitt. Von der Nothwendigkeit des gesellschaftlichen Umganges S. 183

Inhalt.

Achter Abschnitt. Von den Mitteln, eine gute Gesellschaft zu erlangen S. 186

Schreiben der Demoiselle Cochois über vorstehende Betrachtungen S. 190

Verschiedene Betrachtungen über die Freundschaft, von dem Herrn Marquis.

Erster Abschnitt. Was die Alten über die Freundschaft geschrieben haben, beruhet oft auf Einbildung S. 193

Zweyter Abschnitt. Beschreibung der Freundschaft nach der Meynung der alten Weltweisen S. 198

Dritter Abschnitt. Es giebt sehr wenige Freundschaften, welche gleichseitig stark sind S. 201

Vierter Abschnitt. Eigennutz und Eigenliebe haben nicht allein Einfluß auf die Freundschaft, sondern dienen noch zu deren Erhaltung S. 205

Fünfter Abschnitt. Ob man jederzeit seinen Freund so ansehen solle, als könne er dereinst unser Feind werden? S. 217

Sechster Abschnitt. Es ist unmöglich, daß jemals unter zwoen Personen eine vollkommene Uebereinstimmung in göttlichen so wohl, als menschlichen, Dingen sich antreffen lasse S. 227

Inhalt.

Siebenter Abschnitt. Was die Alten über die Anzahl der Freunde, die ein Mensch haben könnte, gedacht haben? S. 234

Achter Abschnitt. Man muß gewisse Pflichten, natürliche Gesinnungen und den Wohlstand nicht mit der Freundschaft vermengen S. 241

Neunter Abschnitt. Ob man durchaus ohne Freundschaft glücklich seyn könne? S. 243

Zehenter Abschnitt. Daß die Freundschaft uns große Annehmlichkeiten empfinden lasse, und rechtschaffene Leute nur Freunde haben können S. 248

Eilfter Abschnitt. Von den Gemüthsarten, die sich zu der Freundschaft schicken, und von der Vorsicht in deren Unterhaltung S. 251

Zwölfter Abschnitt. Ob man mit einer Frau eine wahre Freundschaft schließen könne? S. 255

Isabella Mendoza, eine spanische Geschichte, von der Demoiselle Cochois S. 260

Schreiben derselben über vorstehende Erzählung S. 338

Vermischte und kritische Betrachtungen über das glückselige Leben, von dem Herrn Marquis.

Erster

Inhalt.

Erster Abschnitt. Was die Alten über das glückselige Leben geschrieben haben? S. 341

Zweyter Abschnitt. Worinnen die wahre Glückseligkeit bestehe? S. 346

Dritter Abschnitt. Fälle, in welchen es erlaubt ist, seinen Stand zu verändern S. 350

Vierter Abschnitt. Es hängt nicht von uns ab, wahrhaft glücklich zu seyn S. 367

Fünfter Abschnitt. Welche Lebensart uns am leichtesten glücklich machen könne? S. 370

Sechster Abschnitt. Mängel des Lebens in dem Umgange mit der Welt S. 374

Siebenter Abschnitt. Mängel des einsamen Lebens S. 378

Achter Abschnitt. Bey den Großen glücklich zu leben, hält schwer S. 383

Neunter Abschnitt. Es giebt eine Wollust, welche sich mit der Tugend verträgt, und ihr so gar einen neuen Glanz giebt S. 392

Zehenter Abschnitt. Die Mäßigung machet wahre Vergnügen noch reiner S. 396

Eilfter Abschnitt. Außer der Mäßigung giebt es keine wahre Glückseligkeit S. 404

Zwölfter

Inhalt.

Zwölfter Abschnitt. Von dem Vergessen der Beleidigungen, und der Verachtung der Narren und boshaften Menschen S. 406

Dreyzehenter Abschnitt. Die sorgfältige Bearbeitung unsers Verstandes ist ein wesentliches Stück unserer Glückseligkeit S. 413

Vierzehenter Abschnitt. Die Wahl unserer Freunde ist zu unserer Glückseligkeit wesentlich nöthig S. 417

Funfzehenter Abschnitt. Die Wahl einer Frau oder einer Liebste hat auf alle unsere Handlungen, und mithin auch auf unsere Glückseligkeit einen Einfluß S. 418

Sechszehenter Abschnitt. Man muß die Schrecken des Todes verbannen, und sich frühzeitig gewöhnen, denselben ohne Furcht und Verlangen zu erwarten S. 424

Verschiedene Betrachtungen über die Leidenschaften.

Von dem Herrn Marquis.

Erster Abschnitt.

Von den Leidenschaften überhaupt.

Unter denen in dem Herzen der Menschen herrschenden verschiedenen Leidenschaften giebt es eine Anzahl tadelhafter, die, da sie ihren Ursprung aus den unordentlichen Begierden der Einbildungskraft hernehmen, nur zu lasterhaften Zwecken führen: dagegen giebt es aber auch eine andere der erstern entgegengesetzte Gattung, die zum Guten antreiben, zur Tugend reizen, und

ein ziemliches zur Glückseligkeit der bürgerlichen Gesellschaft beytragen. Diejenigen, welche sagen, daß die Leidenschaften den Grund zum Unglücke des menschlichen Geschlechtes legen, und die, welche behaupten, daß sie dasselbe glückselig machen, haben beyde Recht; nur kömmt es auf die Erklärung ihrer beyderseitigen Meynungen an. Beschäfftiget man sich nur ein wenig mit Hin- und Wiederüberlegen, so wird man gar bald entdecken, daß beyde Meynungen in der That nichts Zuwiderlaufendes in sich halten, sondern daß sie auf zweyerley Wegen zu einem Zwecke hinweisen.

Eine Leidenschaft ist eine Bewegung der Seele, vermittelst welcher sie gegen einen Gegenstand hingetrieben, oder von demselben in der Entfernung gehalten wird, nachdem ihr dieser Gegenstand liebenswürdig, oder verhaßt scheint. Diese Bewegung wird durch zwo Grundursachen erzeuget: entweder von der Einbildungskraft, die, wenn sie durch gewisse Eindrücke zu lebhaft gerühret worden ist, die Seele ermuntert, und sie aus ihrer gewöhnlich ruhigen Stellung herausreißt; oder von Körpertheilen, die, da sie sich in keiner der vollkommensten Verfassung befinden, in Unordnung gerathen, und in mehrere Bewegung und stärkere Hitze gesetzet werden, als ihnen dienlich ist. Die Seele nimmt, vermittelst der Verbindung, in welche der Urheber der Natur den Körper und den Geist gesetzet hat, an dem Zuwachse der Bewegung und der Hitze Theil, und überkömmt dadurch einen Eindruck, der ihr einige Leidenschaft verursachet. Der Sitz der Seele ist in dem Gehirne, in welchem alle Nerven zusam-

menlau-

menlaufen; und so wie das Gehirn durch diese Nerven in Bewegung gesetzet wird, eben so erhält die Seele auch davon gewisse Eindrücke.

Ein englischer Schriftsteller vergleichet die Seele im Gehirne mit einem richtiggestimmeten Instrumente, in welchem innerhalb Tasten angebracht wären, die nur der Musiker in Bewegung setzen dürfte, und dargegen andere außerhalb, worauf andere Personen spielen, andere Körper sie auch in Bewegung setzen könnten. Durch die inneren Tasten versteht der Schriftsteller die Mittel, durch welche die Gedanken des Verstandes auf den Körper zurückgebracht werden; d. i. wie die lediglich in der Einbildungskraft entstandenen Begriffe sich dem Körper mittheilen: und durch die äußersten Tasten will er die Handlung bemerken, vermittelst welcher die körperlichen Empfindungen bis zur Seele steigen. Entsteht in der Bewegung dieser inneren und äußeren Tasten eine Unordnung, so giebt dieses Instrument auch keinen richtigen Zusammenklang von sich: so bald also die Seele entweder durch die Einbildungskraft, oder durch körperliche Empfindungen auf eine unordentliche Art gereizet wird, so vermisset sie auch ihre gewöhnliche Ruhe. Wir bemerken, daß Personen, die von einem heftigen Fieber befallen werden, dem Wahnwitze und der Verwirrung im Kopfe ausgesetzet sind, und daß Leute von einer lebhaften Einbildungskraft Leiden und Vergnügen empfinden, welche anderen ganz unbekannt bleiben.

Nachdem die Ursache, welche die Leidenschaften erzeuget, mehr oder weniger stark ist, nachdem sind sie auch mehr oder minder heftig: und von eben die-

ser Grundursache hängt auch noch deren Dauer ab. So lange der Grund besteht, eben so lange dauern die Leidenschaften auch: höret die Grundursache auf, so verschwinden auch die Leidenschaften. Verliert sich der Begriff oder das Bild, welches die Einbildungskraft rege machete; erhalten die Theile des Körpers, welche der Seele eine gewisse Bewegung zuführeten, ihre vorherige Richtigkeit, und theilen sie ihr nicht mehr eben denselben Eindruck mit: so läßt auch die Leidenschaft nach, von der sie eingenommen war. Ein Mensch, der seine Liebste auf das lebhafteste liebete, wird gleichgültig: alle unverstellete Liebhaber sehen ihn mit Verachtung an, und verabscheuen seine Treulosigkeit; anstatt, daß sie ihn mit so vieler Strenge verurtheilen, sollten sie ihn vielmehr beklagen: sein Fehler ist eine unausbleibliche Folge des neuen Zustandes, in welchen seine Seele versetzet worden ist. Man sollte überhaupt die Menschen der Unbeständigkeit weniger beschuldigen, da sie es nicht lediglich durch sich selbst sind, sondern vielmehr durch die Gegenstände, die sie an sich locken, sie umgeben, und in Absicht ihrer sich verändern, dazu verleitet werden. Alle Leidenschaften, die durch solche Grundursachen erzeuget werden, deren überwiegende Stärke den Willen schlüssig macht, machen aus den Menschen ihre Sklaven und unglückselige Spielwerke.

Die Vernunft kann uns zuweilen behülflich seyn, uns über unsere Leidenschaften hinweg zu setzen, und sie zu besiegen; allein, ihre Herrschaft erstrecket sich auch nur über diejenigen, die nicht Heftigkeit genug besitzen, der Vernunft ihre Wirkung zu hindern. Da

die

die Vernunft in einer durch Krankheit entstandenen Verrückung des Verstandes, in einer gänzlichen Niedergeschlagenheit des Geistes, in jeder ersten heftigen Bewegung, und ich dürfte auch wohl sagen, in einer Leidenschaft, die zu stark sich eingenistelt hat, nicht vermögend ist zu wirken, so wird sie uns alsdenn unbrauchbar. Man kann die Leidenschaften also füglich in zwo verschiedene Classen abtheilen: die minder starken können verbessert und durch die Vernunft geleitet werden; sie drücken sich durch Worte, durch eine gemäßigte Freude und durch Thränen aus: dahingegen die äußerstheftigen die Seele in Erstaunen setzen, sie betäuben, zu handeln verhindern, den Gebrauch der Sprache, und oft den Gebrauch der Vernunft ganz und gar aufheben.

Die Leidenschaften werden entweder durch ein anscheinendes oder wirkliches Gutes oder Böses rege gemacht. Ist es etwas wesentlich Gutes, daran die Seele sich ergötzet, so benennet man dasselbe Freude, Vergnügen: ist dieses Gute noch zukünftig, und beruhet es nur auf der Hoffnung, so beleget man es mit den Namen Begierden, Wünsche u. s. w.; ist es gegentheils ein wirkliches Uebel, so drücket man dasselbe durch Traurigkeit, Schmerz, Verdruß u. s. w. aus: zeiget sich das Uebel in der Entfernung, so erwecket dasselbe Furcht, Zaghaftigkeit u. s. f.

Das Gute und Uebel, welches wir an andern Leuten finden, veranlasset beynahe eben die Leidenschaften, die wir bey etwas, das uns selbst angeht, fühlen; sie sind aber bey weitem nicht so stark: ein Uebel also, welches, wenn es in uns selbst wäre,

uns Schmerzen verursachen würde, erreget bey uns nur ein Mitleiden, so bald wir dasselbe an einem andern wahrnehmen. Ein angenehmer Zufall, der uns trifft, machet, daß wir für Freude hüpfen: in Absicht anderer, erwecket er in uns nur bloße Zufriedenheit.

Die Quelle aller so wohl tugend- als lasterhaften Leidenschaften ist in einer wohl oder übel verstandenen Selbstliebe zu suchen. Zween Menschen sind gleich stark ehrgeizig: den einen führet sein Ehrgeiz zur Tugend, den andern zum Laster; immittelst haben sie einerley Zweck, sich hervorzuthun, und sich über andere ihres Gleichen hinweg zu setzen. Die Eigenliebe wirket in allen beyden; allein, bey dem einen wird dieselbe von der Vernunft geleitet, und bey dem andern von den Vorurtheilen und einer seichten Urtheilskraft.

Nachdem ich diese allgemeinen Betrachtungen voraus geschicket habe, will ich nach der Reihe die vorzüglichsten Leidenschaften durchgehen; dasjenige, was sie nützlich oder schädlich machen kann, untersuchen; und, in so fern mir es möglich seyn wird, die guten und nachtheiligen Folgen entdecken, die sie, wenn sie wohl oder übel geleitet werden, nach sich ziehen.

Zweyter Abschnitt.

Vom Ehrgeize.

Den Ursprung des Ehrgeizes muß man, wie ich bereits angemerket habe, in der Eigenliebe suchen. Diese Leidenschaft ist eine der stärksten und

heftigsten: hat sie sich zum Meister über ein Herz gemacht, so herrschet sie darinnen mit einer uneingeschränketen Gewalt, und ordnet alle seine Bewegungen.

Der großen Männer schönste Thaten müssen der Begierde, ihren Namen zu verewigen, zugeschrieben werden. Die Uebelthaten der grausamsten Tyrannen sind zum Theile auch auf Antrieb des Ehrgeizes geschehen, weil sie ohne die mindeste Einschränkung herrschen, sich über die Gesetze hinwegsetzen, und von den Richtschnuren frey machen wollten, für deren Auflegung sie sich fürchteten. Titus ehrgeizete nach dem Namen des Gerechten, Ludewig der Zwölfte, nach der Benennung eines Vaters des Vaterlandes, Tiberius nach der Erhebung seiner Gewalt über die Trümmern der römischen Freyheit; und seinen Zweck zu erhalten, opferte er seiner Staatslist alle Tugenden auf: eben diese Leidenschaft machete aus Cromweln einen großen und berühmten Bösewicht. Es haben fast alle Menschen Ehrgeiz, weil sie alle Eigenliebe besitzen. Man kann auf diese Leidenschaft die Verse des Malherbe auf den Tod anwenden:

Der Arme ist seinen Gesetzen in seiner Strohhütte unterworfen,
Und die Leibwacht schützet unsere Könige nicht wider ihn.

Der Ehrgeiz des Julius Cäsar, den er so hoch trieb, daß er Herr von der Republik seyn wollte, ist von dem Ehrgeize eines Bürgers nur in so fern unterschieden, daß der letztere in dem Stadtrathe was zu sagen zu haben wünschet: übrigens ist zwischen dem

römischen Dictator und dem Bürger alles gleich: sie sind sorgfältig bedacht, sich zu gelegener Zeit aller Gelegenheiten zu bedienen, die ihre Gewalt vermehren und sie zu ihrem Zwecke führen können: sie hassen die, welche sich ihren Absichten widersetzen: sie vergessen nicht, sich Anhänger zu machen, und den Unternehmungen ihrer Feinde zuvor zu kommen; ihre Hauptbeschäfftigung ist ihre Erhebung, und das römische Reich rühret das Herz des Cäsars nicht mehr, als des Bürgers Herz von der Verwaltung der Stadtsachen gerühret wird. Unsere Leidenschaften richten sich, nach unseren Schlüssen, unsere Schlüsse werden aus unseren Begriffen gezogen, und unsere Begriffe entstehen durch die Gegenstände, die uns umgeben, und durch die wir gerühret werden. Man spreche mit einem Bauer von der Gewalt eines Kaisers, so wird sie ihm minder in die Augen leuchten, als die Macht eines Amtsbothens, der ihn alle Jahre anhält, die Auflagen zu bezahlen, und ihn, wenn er die Zahlung nicht leisten kann, in das Gefängniß werfen läßt. Nicht die Größe des Gegenstandes, den wir uns wünschen, sondern die Begierde, diese gewünschete Sache zu besitzen, giebt den Maaßstab zu unserm Ehrgeize: hieraus können wir folgern, der Ehrgeiz sey gleich stark bey Leuten von sehr ungleichem Stande; weil sie mit gleicher Lebhaftigkeit nach der Erreichung ihres Zieles streben.

Der Ehrgeiz wirket in den Menschen durch verschiedene Mittel, und leitet auf verschiedenen Wegen zu gleichem Ziele. Es giebt einen geraden, ebenen und wohlbetretenen Weg, den alle Welt kennet:

auf diesem Wege sind die Alexander, Cäsar, Themistokles, Auguste, und alle die, welche ihnen als Muster folgeten, einhergegangen. Dagegen giebt es einen andern ungleichen, krumm herum gehenden und verdeckteten Weg, den die Sokrates, Diogenes, Zeno, alle Philosophen, Theologen und andere berühmte Personen, die sehr stark wider die Ruhmsucht, so schrift- als mündlich, geeifert, betreten haben. Diese Leute gleichen den Ruderknechten, die sich dem Hafen nähern, indem sie ihm den Rücken zukehren. Ihr Betragen ist höchst vernünftig, und es wird mehr Hoheit des Geistes dazu erfordert, die Würden und Reichthümer zu verachten, als sie zu verlangen und zu besitzen. Ein vortrefflicher Schriftsteller und Zeitverwandter des Montagne hat Recht gehabt, wenn er saget: Der Ehrgeiz betrage sich nie besser, als auf einem Ab- und unbetretenen Wege.

Diejenigen irren sich ungemein stark, die behaupten, der Ehrgeiz sey die stärkste Leidenschaft, und halte, wie Charron saget, alle andere Leidenschaften und Begierden, selbst die Liebe, die doch jederzeit der ersteren den Vorrang streitig zu machen suche, unter dem Joche. Alle Leidenschaften sind von gleicher Stärke, und die verschiedenen Grade derselben rühren bloß von ihrer mehreren oder minderen Macht, die sie in den Herzen besitzen, her. Die Ehre hat für einen Geizigen mindere Reize, als ein Schatz: und einem Schlucker scheint eine herrliche Tafel von mehrerer Süßigkeit, als der glänzendeste Ruhm. Giebt es ja eine Leidenschaft, welche den anderen überlegen sey, so ist es ohne

Zweifel die Liebe; allein, wird man einwenden, Alexander, Scipio, Cäsar, Pompejus, haben die Liebe ihrem Ruhme aufgeopfert. Hierauf antworte ich, weil sie nur matt liebeten: wäre die Liebe in ihnen so stark, als der Ehrgeiz, gewesen, so würde der letztere der ersteren haben weichen müssen. Besaß Antonius nicht Ehrgeiz? immittelst kostete die Liebe ihm die Beherrschung der halben Welt. Der türkische Kaiser Osmann verlor Thron und Leben, weil er eine Sklavinn geehelichet hatte, die er liebete. Man will, daß die Vermählung des verstorbenen Königes von Sardinien eine von den vornehmsten Bewegungsgründen zu seiner Entsagung des Thrones gewesen sey. Wie viel hat es nicht Privatpersonen gegeben, und wie viele giebt es deren nicht noch zur Stunde, die bey allem ihrem Ehrgeize ihr Glück ihrer Liebe aufgeopfert haben? Hat der Ehrgeiz in der Welt große Begebenheiten veranlasset, und ist er die Grundursache zur Zerstörung verschiedener Reiche gewesen; so hat die Liebe gleiche Wirkungen veranlasset. Horaz lehret uns, daß die Weiber lange vor der Helena der Stoff und die Ursache verschiedener blutiger Kriege gewesen wären: seit der Belagerung von Troja sind sie noch an mehreren anderen Schuld gewesen; und sie werden es noch ferner in Zukunft seyn.

Zu erweisen, daß der Ehrgeiz mehr Macht über die Herzen, als andere Leidenschaften, habe, saget man, man opfere ihm seine Ruhe und Zufriedenheit auf; allein opfert man nicht beydes auch den andern Leidenschaften auf? Welche Mühseligkeiten erträgt ein Geiziger nicht, um neue Reichthümer zu

erwerben? Welche Plagen erduldet ein Liebhaber nicht, um seiner Geliebten zu gefallen? Wie viele Beschimpfungen verdauet ein Schmaruzer nicht, bloß um eine gute Mahlzeit zu erhalten? Welche Schwierigkeiten übersteigt ein Rachgieriger nicht, seinen Haß zu befriedigen? Man füget noch mehr hinzu, der Ehrgeiz lehre uns das Leben verachten. Bringt die Liebe nicht gleiche Wirkung hervor? Führet der Geiz nicht den Kaufmann durch die größten Gefährlichkeiten bis an das Ende der beyden Indien? Trotzet der nicht den Gesetzen, die ihn zum Tode verurtheilen, welcher seinen Feind tödtet? Ich sage es wiederholt, keine Leidenschaft ist ihrem Wesen nach stärker, als die anderen.

Die Art des Ehrgeizes, die eine übertriebene Begierde zu Hoheit und Lobeserhebungen bey sich führet, scheint mir unter allen Leidenschaften die am wenigsten vernünftige. Leute, die so unglücklich sind, daß sie die Zufriedenheit ihres Geistes auf die Meynungen des gemeinen Mannes ankommen lassen, gleichen den Thoren, die den Schatten für den Körper halten, und beständig einem Hirngespinnste nachlaufen. Kann man, so bald man sich seiner Vernunft bedienet, seiner Freyheit gänzlich entsagen, und sich schlechterdings nach dem Willen anderer richten: kann man seine Freyheit aufgeben, und sich zum Sklaven machen? Die durch ihren Stand an den Hof gebundenen Leute sind der Fürsten und ihrer Minister Sklaven. Die Ehrgeizigen sind aller Welt Sklaven. Mir ist nichts betrübteres bekannt, als das Schicksal eines Menschen, der die Tugend nur in so weit liebet, als sie dem gemeinen

Volke gefällt; und der das Gute, nicht aus Liebe zum Guten, sondern aus bloßer eiteler Prahlerey thut. Ein Ehrgeiziger ist einer Tonne gleich, aus der man das Flüßige nicht heraus bekommen kann, ehe und bevor man derselben nicht Luft giebt: durch eben diesen Wind erhält man von dem Ehrgeizigen alles, was man will: sie werden keine gute Handlung vornehmen, von der sie glauben sollten, daß sie verschwiegen bleiben dürfte; und sie werden von der Minute an die schönsten Sachen in Ausübung bringen, in der es ihnen beyfallen wird, daß ihnen dadurch Lob zuwachsen könne.

Die Tugend würde ein Etwas von geringer Erheblichkeit seyn, oder nicht so sehr verdienen, daß man sie empföhle, wenn sie keinen andern Werth mit sich führete, als den, der von den Meynungen des gemeinen Haufens abhängt: sie ist durch sich selbst zu edel, als daß sie eine Belohnung von der Art sich erbetteln dürfte; und sie suchet, wenn sie sich zeigen will, keinen größeren Schauplatz, als das Herz desjenigen, in welchem sie die Herrschaft führet. Der wahre Werth schöner Handlungen beruhet auf ihrer Ausführung: die Tugend kann auser sich keinen Preis, keine Belohnung finden, die ihr mehr Ehre brächte.

So bald man mit Vernunft seine wahren Vortheile überdenket und suchet, so wird man auch so gleich alle ehrgeizigen Gedanken aus seinem Gemüthe verbannen: man begnüget sich mit einem mittelmäßigen Glücke, in welchem man ruhig lebet, und fliehet einen eitelen Ruhm, der uns auf immer die Ruhe entzieht. Die mit so vieler Begierde gesu-

chete

chete Lobsprüche können nie eine wahre Zufriedenheit verschaffen; allein, wenn man die Tugend um ihrer selbst willen liebet, so machet diese Liebe nicht allein ganz zufrieden, sondern sie verbreitet annoch ein geheimes Vergnügen in dem Herzen.

Die Ehrgeizigen führen zur Entschuldigung ihres Betragens an, daß der Ehrgeiz der Tugend zum Stachel diene, daß er dieselbe antreibe, ermuntere, und ihr einen neuen Glanz verleihe: die Tugend brauchet aber keines solchen Spores; indem sie das Gute ohne Rücksicht auf den Ruhm thut. Dieser wohlthuende Mann, welcher Unglücklichen zu Hülfe kömmt, wartet mit der Austheilung seiner Geschenke keinesweges, bis man ihrer wahrnehmen könne. Der treue Bürger dienet seinem Fürsten, nicht in der Absicht, ein glänzendes Glück zu machen, sondern weil es seine Pflicht ist, ihm zu dienen.

Verschiedene Personen behaupten, der Ehrgeiz verbessere bisweilen die Laster. Ich glaube vielmehr, daß er dieselben verberge, aber sie nicht ausrotte. Er treibt die Ehrgeizigen zu großen Thaten an, die dem gemeinen Wesen nützlich sind: immittelst sind diejenigen, die sie thun, darum nicht tugendhafter. Glorreiche Handlungen fließen aus der Leidenschaft, und aus keiner Tugend. Die Fehler eines Ehrgeizigen, der an sich zu halten weis, bleiben nur so lange verborgen, bis er sich auf einen Punct der Höhe geschwungen hat, wo er sie öffentlich sehen lassen kann.

Es giebt einen gemäßigten Ehrgeiz, der von der Tugend gleichsam geleitet wird, dem ich den Namen eines wahren Ruhmes beylege. Derjenige hat

bloßen

bloßen Ehrgeiz, der über Menschen herrschen will, indem er sie unglücklich machet: der verbindet aber mit der Tugend den Begriff eines wahren Ruhmes, der die Herzen zu gewinnen suchet, und sich es Ernst seyn läßt, sie glücklich zu machen.

Der Ehrgeiz führet mehrentheils seine Bezüchtigung bey sich; da er nicht zureichend befriediget werden kann. Der Hofmann, der Soldat, der Geistliche und der Rechtsgelehrte hegen in ihrem Stande allezeit neue Begierden, die sie nicht befriedigen können, und von denen sie geplaget werden. Derjenige, welcher seine Begierden nicht einzuschränken weis, ist ein ewiges Spiel der Eigensinnigkeiten seiner Einbildungskraft. Wie wenig giebt es Menschen, die mit ihrem Glücke zufrieden seyn können! Wir leben in einem Zeitalter, in welchem die Hohen und die Niedrigen durch ihre Aufführung beweisen, daß sie bey allen Gelegenheiten aus den Schranken heraus zu treten suchen, die ihnen ihr Zustand gesetzet zu haben scheint. La Fontaine hat wohl Recht gehabt, wenn er sagete:

Ein jeder kleiner Fürst hat Abgesandte,
Und ein jeder Marquis will seine Edelknaben haben.

Dritter Abschnitt.

Ueber die Liebe.

Die Liebe hat dieses mit dem Ehrgeize gemein, daß sie so wohl zu den schönsten als schlimmsten Handlungen verleitet. In einem tugendhaften Her-

zen

zen reizet die Liebe zur Ehre, zum Mitleiden, zur Großmuth und zur Erkenntlichkeit: in einem lasterhaften Herzen wird sie zur Wuth, die zur Rache, Grausamkeit, Eifersucht und Verstellung antreibt. Die Geschichte giebt uns tausend Beyspiele von Liebhabern, welche die herrlichsten Unternehmungen ausgeführet haben, die Achtung ihrer Geliebten zu verdienen, und sich deren Liebe würdiger zu machen: und die nämliche Geschichte hat unserm Andenken eine Menge Verbrechen aufbehalten, zu welchen die Liebe Anlaß gegeben hat.

Man kann nicht leugnen, daß die Liebe dem menschlichen Geschlechte nützlicher, als schädlich sey. Sie giebt das festeste Band in der Gesellschaft; sie bindet die Herzen durch eine sanfte Uebereinstimmung; sie machet glückliche Leute durchaus glücklich, und den Unglücklichen mildert sie einen Theil ihres Unglückes. Wer ist der Mensch, der wahrhaftig liebet, und von seiner Geliebten wirklich wahre Gegenliebe genießt, der nicht mit Geduld alle Eigensinnigkeiten und Härtigkeiten des Glückes ertragen sollte? In einem Herzen, in welchem die Liebe unumschränkt herrschet, lassen die andern Leidenschaften sich kaum empfinden. Von dem Augenblicke an, da unsere Einbildung von keinen Gegenständen lebhaft gerühret worden ist, die in uns Leidenschaften erregen, welche wir nicht befriedigen können, hören wir auf unglücklich zu seyn. Man spreche mit einem Liebenden über große Ehrenstellen, Reichthümer und leckere Tafeln; alles dieses wird ihn minder rühren, als einen andern Menschen: will man ihn in lebhafte Bewegung setzen, so muß man etwas vorbrin-

gen,

gen, welches mit seiner Geliebten einen wesentlichen Zusammenhang hat.

Die Dichter haben oft gesaget, das Schicksal zweyer wahren Liebhaber wäre ein göttliches Leben. Dieser Ausdruck ist zu dichterisch, als daß er von den Philosophen angenommen werden sollte: diejenigen aber, welche das menschliche Herz kennen, werden keinesweges Anstand nehmen zu behaupten, daß das Schicksal zwoer Personen, die sich lieben, und sich ohne Zwang lieben können, höchst glücklich sey.

Eine jede Person, die geliebet hat, muß auch erfahren haben, daß der schmerzlichste Verdruß durch die Liebkosungen und trostreichen Zusprüche seiner Geliebten geheminet worden sey. Die ganze übrige Welt ist für einen Liebhaber in Vergleichung mit seinem geliebten Gegenstande nichts. Wird man von einer Person getröstet, die man hundert Male höher schätzet, als das, was man verliert, so ist man gar bald ruhig.

Es giebt eine Menge Leute, welche ohne Liebe die beklagenswürdigsten Sterblichen gewesen seyn würden; und bey denen es schien, als hätte das Glück ein Vergnügen gefunden, sie zu unterdrücken: sie waren arm, nichts gelang ihnen: die Großen unterdrückten sie, ihres Gleichen flohe für ihnen, aus Furcht, sie möchten ihnen zur Last fallen; sie liebeten, sie wurden wieder geliebet, und kaum merketen sie auf ihre Unglücksfälle. Ich werde Unglücklichen jederzeit den Rath geben, in der Liebe einigen Trost zu suchen: und sie werden in ihr Hülfsmittel

mittel finden, die sie von keinem anderen Orte hoffen können.

Die Vernunft tröstet die Herzen nicht so schnell, und so sicher, als die Liebe. Eine unglückliche Person, die, um ihren Schmerz zu überwinden, die Vernunft zu Hülfe ruft, kann einem Menschen verglichen werden, dessen Wunde man auf solche Art verbindet, daß sie lange Zeit blutet, ehe sie sich schließt. Derjenige, welcher sich statt der Vernunft der Liebe bedienet, streuet auf seine Wunde ein Pulver, welches das Bluten stillet und die Wunde gleich verschließt. Die Vernunft wirket nur durch ihre Betrachtungen auf uns; und die Ueberlegungen, die ein Unglücklicher anstellet, sind allemal schmerzhaft, diejenigen so gar nicht ausgenommen, die er zur Besiegung seines Grames anwenden will; denn er kann sich dessen Ueberwindung nicht erinnern, ohne an dessen Ursache zurück zu denken, und dadurch erneuert er in sich das Bild seines Unglückes: die Liebe aber heilet, ohne daß man es wahrnimmt. Wir vergessen darum unser Unglück nicht, weil eine Geliebte uns saget, daß wir dasselbe vergessen sollen; sondern, weil wir so gleich aufhören unglücklich zu seyn, als wir nur bey ihr sind. Horaz, dieser verliebte und philosophische Dichter, hat Recht gehabt, wenn er sich, indem er von seiner Geliebten spricht, folgender Ausdrücke bedienet: Man mag mich hinbringen, an welchen Ort man will, in die von Kälte verstarreten Erdstriche, wo die Natur kraftlos ist, wo die Zephire die Bäume nie durch ihren warmen Hauch beleben, und Jupiter auf immer Eis und Fröste hingebannet hat:

oder in die dem Laufe der Sonnen zu nahe gelegenen Länder, wo die durch Feuerhauche entbrannte Luft denen Menschen allen Zutritt versaget; so werde ich doch beständig meine werthe Lalage lieben, und es wird mir allezeit angenehm seyn, sie reden zu hören und mit Anmuth lächeln zu sehen. Ich habe mich mit meiner Geliebten nie weder unter dem Nordpol, noch unter der Linie, befunden: ich bin bey verschiedenen Gelegenheiten unglücklicher gewesen, als wenn ich auf dergleichen Erdstrichen gewohnet hätte, und meine Uebel sind verschwunden, so bald ich sahe, daß eine Person mich beklagete, die ich liebete.

Man betrachte mit einem philosophischen Auge alle verschiedenen Stände des Lebens, so wird man gar bald zugestehen, daß die Liebe allein deren wahre Glückseligkeit machen könne. Der Große, so mächtig, reich und erhaben er auch sey, empfindet nur mittelmäßige Vergnügungen, wenn die Liebe ihm nicht die ihrigen darbiethet: er besitzt Schätze, Aemter und Ehrenzeichen; und er hoffet noch neue Würden: alles schwache Hülfsmittel, um glückselig zu seyn! Wir haben gesehen, daß der Ehrgeiz nur die Herzen quälet. Dieser gelehrte Mann erwirbt sich großen Ruhm: dieser Bürger schaffet sich einen beträchtlichen Nachlaß; darinnen besteht die wahre Glückseligkeit nicht; es ist nur ein betrüglicher Schein. Alle diese vermeynten Güter führen Furcht, Neid, Haß und Begierde nach mehrerem mit sich; aber das Vergnügen, von einer Frauen, die man liebet und hochschätzet, zärtlich geliebet zu werden, führet eine reine und unvermischte Freude bey sich,

die der Eigenliebe behaget, und beydes unserm Herzen und Verstande schmeichelt.

Der Himmel hat den Menschen kein einziges Geschenk gemacht, welches ihnen nicht bisweilen schädlich werden sollte. So ist das betrübte Schicksal der Menschheit beschaffen: die Dinge, die ihr die zuträglichsten und gar die unentbehrlichsten zu seyn scheinen, werden ihr oft die allerschädlichsten. Die Liebe ist eine Leidenschaft, die dem menschlichen Geschlechte verliehen worden ist, dasselbe überhaupt glücklich zu machen; sie bringt aber bey verschiedenen eine widrige Wirkung hervor. Nichts ist betrübter, als das Schicksal eines unglücklichen Liebhabers. Man kann dieses Schicksal aus zwey verschiedenen Gesichtspuncten betrachten: der erstere stellet uns einen geliebten, aber von seiner Geliebten entferneten Liebhaber dar, dessen Liebe, die er gegen sie trägt, sich unter dem Zwange und der Furcht ausgesetzet findet, sie der Gewalt eines Nebenbuhlers unterwerfen zu sehen; der zweyte führet einen Liebhaber auf, der nicht geliebet wird, der dem Schmerze, der Eifersucht und Verzweifelung, welche eine verachtete Liebe einflößen, ganz überlassen ist. Diese beyden Umstände sind zu beklagen: der eine gewöhnlicher Weise mehr, als der andere. Der erste kann sich ändern und glücklich werden: für den anderen bleibt aber kein anderes Hülfsmittel übrig, als daß er sich seinem Zustande entreißt.

Bedienet ein gehasseter Liebhaber sich seiner Vernunft, so wird er sich mit der Zeit frey von seiner Leidenschaft machen: ist sie so stark, daß die Vernunft nicht anders, als schwach, dawider wirken kann;

so muß er, wenn es ihm möglich ist, in der Verachtung und in seiner Eigenliebe eine Hülfe suchen, die er in seiner Vernunft nicht findet.

Diejenigen, welche vorgeben, man könne sich plötzlich, und so zu sagen in einem Tage, von einer heftigen Liebe losmachen, sind selbst nie verliebet gewesen. So unglücklich eine Liebe auch sey, so muß man, wenn sie tiefe Wurzeln geschlagen hat, Zeit haben, sie gänzlich aus dem Grunde des Herzens heraus zu ziehen. Eine von der Vernunft und dem Verdrusse bestrittene Liebe ist einem Feuer gleich, welches unter der Asche glimmet; und welches, wenn man es für verloschen hält, plötzlich wieder ausbricht. Racine hat die Aufwallungen ungemein wohl abgeschildert, von denen sich ein verliebtes und verachtetes Herz noch zu der Zeit, da es frey von seiner Liebe zu seyn glaubet, und wider seinen Willen, in Bewegung gesetzet spüret. Pyrrhus versichert seinen Vertrauten, daß er sich nicht allein daran begnüge, daß er die Andromacha hasse, sondern er wolle sie noch dazu trotzen, und sie wegen ihrer Gleichgültigkeit strafen.

= = = = = Ich sehe, was ihr schmeichelt:
Ihre Schönheit machet sie sicher, und ungeachtet meines
Zorns
Erwartet mich diese Stolze noch zu ihren Füßen.
Ja, Phönix, ich würde sie mit ruhigem Auge mir zu Fuße liegen sehen.
Sie ist die Wittwe des Hektors, und ich bin der Sohn des Achilles:
Ein zu starker Haß trennet die Andromacha und den Pyrrhus.

Was

Was antwortet der Vertraute dem Pyrrhus hierauf? Alles, was man Vernünftiges darauf antworten konnte. Er merket wohl, daß sein Herr weniger geheilet von seiner Liebe sey, als er es sich selbst einbildete: er räthet ihm daher, so wenig, als es ihm möglich seyn würde, daran zu denken.

Ey, Herr, so hören Sie doch einmal auf, mir weiter etwas davon zu sagen:

Gehen Sie, sehen Sie die Hermione, und lassen Sie sich daran begnügen, daß Sie ihr gefallen;

Wenn Sie zu ihren Füßen sitzen, so vergessen Sie alles, auch ihren Zorn.

Sie haben sie ja selbst so weit gebracht, daß sie zur Vermählung geneigt ist;

Wollen Sie die Sache denn lediglich auf einen Nebenbuhler ankommen lassen?

Er liebet sie nur allzu sehr = = = = =

Von welchem Nutzen war der Rath des Phönix? Er fruchtete ganz und gar nicht. Pyrrhus höret ihn nicht, und, voll von dem Gegenstande, den er liebet, selbst in dem Augenblicke, in welchem er ihn zu hassen glaubete, spricht sein Herz, und verräthet sich selbst wider Willen:

= = = = = Glaubest du, daß Andromacha,

Wenn ich jene heurathe, darüber in ihrem Herzen eifersüchtig seyn werde?

Da sehen wir das menschliche Herz nach der strengesten Wahrheit abgemalet, und zugleich dasjenige, was in dem Gemüthe derer vorgeht, die sich einbilden, einer heftigen Liebe sich plötzlich entschlagen zu können. Sie betrügen sich selbst, und sind den Kranken gleich, die sich außer Gefahr glauben,

weil sie einige gute Ruhestunden haben; da doch dieser Augenblick einer anscheinenden Gesundheit oft gefährlichere Zufälle nach sich zieht, als die ersteren es nicht gewesen waren. Mit der Liebe geht es so, wie mit den schmerzhaften und heftigen Krankheiten: sie überraschen uns plötzlich: es wird eine gewisse Zeit zu deren völligen Cur erfordert; und man muß sich aller Arzeneyen bedienen, die nur in so weit wirksam sind, als sie dazu kommen können. Es giebt Mittel, eine unglückliche Liebe zu vertilgen; diese Mittel erfordern aber Zeit und Geduld. Die Entfernung ist das größeste Hauptmittel: das gemeine Sprichwort, welches saget, sie sey die Mutter der Vergessenheit, ist so vernünftig, als wahr.

Die körperlichen Uebungen, die Beschäfftigungen des Geistes zerstreuen die Einbildungskraft, und verhindern sie, daß sie sich nicht immer an einen und eben denselben Gegenstand hefte. So bald man sich dahin überwunden hat, sich von der Person zu entfernen, die man vergessen will, so muß man sorgfältig alles dasjenige vermeiden, was uns nur einen Begriff von ihr wiederum in das Gedächtniß zurück bringen kann. Die Einsamkeit ist für unglückliche Liebhaber gefährlich, weil sie ihnen Gelegenheit zu Träumereyen giebt. Das Bild ihrer Geliebten stellet sich in diesen melancholischen Augenblicken ihrer Einbildungskraft dar. Ich weis, daß ein verliebter und in seiner Liebe unglücklicher Mensch natürlicher Weise die Einsamkeit suchet: alles, was er in der großen Welt sieht, scheint ihm langweilig, verdrüßlich; allein, nach und nach gewöhnet er sich an diese Gegenstände: nur der Anfang fällt ihm

schwer, und die nämlichen Gegenstände sind in der Folge die vornehmsten Sachen, die zu seiner völligen Genesung das mehreste beytragen.

Der Umgang liebenswürdiger Weiber ist für einen Liebhaber, der seine Geliebte vergessen will, von großer Ersprießlichkeit. Es ist unmöglich, daß er unter diesen Frauenzimmern nicht eine finden sollte, welche seinen Tiefsinn nicht auf einige Minuten verschöbe. Es ist schon viel, wenn er an dem Genie einer artigen Person Geschmack findet: und nach und nach gewöhnet er sich, Gefallen an einer anderen Person, als seiner Geliebten, zu finden. Ist er so weit gekommen, so ist seine mehreste Pein und Quaal zu Ende; und die Stunde seiner völligen Freyheit ist nahe.

Ich habe bereits gesaget, der Verdruß und Unwille sey zur Genesung eines Herzens eben so sehr dienlich, als die Vernunft: kann man sich nicht enthalten, an seine Geliebte zu denken, so kann man dieses Verdrusses sich mit Nutzen bedienen, sich der Fehler der Person, die man vergessen will, zu erinnern; je mehr man seine Gedanken damit beschäftiget, je häßlicher werden sie einem am Ende scheinen; und die Eigenliebe wird sie auf das nachtheiligste zu schildern wissen. Immittelst kann auch dieses Hülfsmittel gefährliche Folgen haben, und ich wünschete, daß man dasselbe nur alsdenn, wenn die anderen nichts gefruchtet, anwenden möchte. So ist der Eigensinn des menschlichen Herzens beschaffen, daß es bisweilen dasjenige aufs neue mehr liebet, was es doch zu hassen die stärksten Gründe zu haben glaubet. Nachdem man lange genug die

Fehler und Mängel seiner Geliebten untersuchet und erwogen hat; so entschuldiget man sie auf einmal, und die darüber angestelleten Betrachtungen haben zu nichts weiter gedienet, als daß man den Pfeil, den man ausziehen wollte, tiefer hinein getrieben hat.

Ich kann es nicht genug empfehlen, die Entfernung und der öftere Besuch der großen Welt sind die untrüglichsten Hülfsmittel zur Austilgung einer unglücklichen Liebe. Findet man sie zu hart und bitter, so muß man denken, daß man Stahl und Feuer verträgt, so bald es auf die Herstellung seiner Gesundheit ankommt. Sollte man denn zur Heilung der Uebel des Gemüthes nicht eben so viel leiden können?

Die gehasseten Liebhaber sind nicht die einzigen, welche die Liebe unglücklich machet: es giebt verschiedene, die zärtlich geliebet werden, und die bloß durch gewisse Umstände unglücklich sind, die sie nicht hindern, und denen sie nicht abhelfen können. Die Stellung eines gelieheten Liebhabers ist oft so grausam, als der Stand eines gehasseten. Von der Art ist der, wenn er seine Geliebte entweder vermittelst väterlicher oder anderer Gewalt, der er sich nicht widersetzen kann, in den Armen eines Nebenbuhlers sieht. Der Tod des geliebten Gegenstandes ist einem wirklich zärtlichen Herzen weit weniger schrecklich, als der Schmerz, denselben seinem Nebenbuhler abzutreten. Racine hat dieses sehr wohl in nachfolgenden Worten, welche Athalida zu dem Bajazet spricht, entwickelt.

Es ist wahr, ich habe ohne Entsetzen nicht begreifen können,
Wie es möglich sey, daß Bajazet lebe, und nicht mehr der Meine sey:
Und wenn ich mir bisweilen das schmerzliche Bild meiner glücklichen Nebenbuhlerinn vorstellete;
So schien mir euer Tod, (vergebet der Wuth der Verliebten,) bey weitem nicht die größte Marter zu seyn.

Die Härte und der Eigensinn sind oft die Ursachen der Irrwege, auf welche junge Leute gerathen. Die Väter thun den Neigungen ihrer Kinder aus Eigenwillen, Ehrgeiz und eigennützigen Absichten Gewalt an. Sie versetzen sie unbedachtsamer Weise in die betrübte Nothwendigkeit, einen vergleichenden Schluß über den Gehorsam, den sie ihnen schuldig sind, und über die heftige Liebe, deren ihr Herz voll ist, anzustellen. Die Liebe reißt sie hin; und die Nothwendigkeit verleitet sie hernach zu Handlungen, die so wohl Aeltern, als Kinder, gleich unglücklich machen. Es giebt Väter, und ihre Anzahl ist nicht geringe, die ungereimt genug sind, sich vorzustellen, ihre Kinder seyen bloß für sie gemachet. Leute von dieser Gattung kann man nicht genug ermahnen, die funfzehente Fabel im dritten Buche des Phädrus zu lesen: sie werden darinnen sich geschildert finden, und sehen, daß dieser kluge Dichter mit gutem Fuge darinnen festsetzet, die älterliche Liebe, und nicht die Geburt, die sie ihren Kindern geben, mache das Wesentliche der Aeltern aus. Einer unserer besten französischen Schriftsteller hat sich in seinem Trauerspiele vom Radamistus so ausgedrücket:

Grausame Väter! Sind eure Rechte nicht auch die unserigen?
Und unsere Pflichten heiliger, als die eurigen?

Wir haben ein Lustspiel unter dem Titul: Undankbare Söhne: könnte man nicht auch eines verfertigen, welches den Titul tyrannischer (grausamer) Väter führete? Der Stoff scheint reich genug zu seyn. Ich habe in meinem Leben viele Kinder gekannt, deren Aufführung tadelnswürdig war: ich glaube aber, auch so viele Väter gesehen zu haben, denen man eben diesen Vorwurf machen könnte. Weil sie beyderseits Menschen waren, mußten sie also auch nicht gleichen menschlichen Schwachheiten unterworfen seyn? Ich zweifele gar nicht, daß diese Ueberlegung unsere neuern Rechtsgelehrten bewogen, diese übertriebene und uneingeschränkte Gewalt, welche die alten Römer den Vätern zugestanden hatten, zu vermindern. Die Gesetze, welche die Ehrfurcht von einem Sohne gegen seinen Vater fordern, und darüber steif halten, sind vortrefflich: allein, diejenigen sind es nicht minder, die verhindern, daß der Sohn nicht ein Spiel und Schlachtopfer des väterlichen Eigensinnes seyn möge.

Vierter Abschnitt.

Ueber den Geiz und die Verschwendung.

Ich habe mich nie verwundert, daß es Leute gäbe, welche den Reichthümern nachstreben, sich ihrer zu bedienen, und nicht allein alle Bequemlich-

keiten des Lebens, sondern so gar überflüßige Sachen, sich zu verschaffen. Ob diese Aufführung gleich nicht vernünftig scheint, so sieht man immittelst doch, worauf sie sich gründet. Das Vergnügen reißt die Menschen oft über die Schranken der Vernunft hinweg: und eben das Vergnügen brauchet Geld, und ohne deinselben kann es nicht bestehen. Daß ein Mann aber mit Gierigkeit Schätze aufhäufet, daß er, um sie zu erhalten, die Glückseligkeit seines Lebens aufopfert, und keinen andern Gebrauch davon machet, als sie einzuscharren: das wird mir allemal unbegreiflich seyn; und dem ungeachtet ist nichts gemeiner.

Ich weis bisweilen nicht, ob ich den Geiz für eine Leidenschaft, oder für eine Narrheit halten solle. Wenn ich einen Menschen betrachte, welcher freywillig der Sklave einer Sache wird, die ihm nichts nutzet, da er keinen Gebrauch davon machet, und die er oft in der Tiefe der Erden verbirgt; was kann ich von einem solchen Menschen denken? Nichts anders, als, daß er seine Vernunft verloren hat, und eben so thöricht ist, als die Indier, die mit ihnen zugleich Kleider, Lebensmittel, Gold und Silber vergraben lassen, denen Bedürfnissen damit zu begegnen, die sie in der andern Welt haben dürften.

Der Geiz benimmt den Menschen alle Empfindung von Ehre und Redlichkeit, so bald er sich ihres Herzens bemeistert. Ein Geiziger ist weder Vater, Freund, Bürger noch Christ; oft höret er gar auf, ein Mensch zu seyn. Vergleichet er das menschliche Geschlecht seinem Wucher und der Vermehrung

seiner

seiner Reichthümer, so scheint es nicht die geringste Achtung von ihm zu verdienen: und die Liebe zum Golde wirket bey ihm eine völlige Vergessenheit der Ehre, des Ruhmes, der Freundschaft und Erkenntlichkeit.

Die Thorheit der Geizigen gewinnt täglich neue Kräfte. Dieser Golddurst ist eine Art von Wassersucht, welche durch dasjenige mehr anwächst, was sie doch dem Anscheine nach mildern sollte, so wie das Wasser die Wassersüchtigen noch durstiger machet. Je mehr ein Geiziger Reichthümer besitzt, je mehr will er sie vermehren, und je mehrerer schlimmen Mittel bedienet er sich, deren zu erhalten. Da er merket, daß die erlaubten Mittel, sich Vermögen zu verschaffen, zum Aufhäufen der Schätze nicht zureichend sind; so verbindet er ohne alles Bedenken mit dem ämsigen Fleiße zugleich die Betrügerey. In allen Ständen ist der Arme, saget la Bruyere, dem rechtschaffenen Manne sehr nahe, und der Begüterte von der Schelmerey nicht weit entfernet. Ehrliche Kunstgriffe und Geschicklichkeit bringen keine unermeßlichen Reichthümer zuwege.

Nie haben Geizige rechtschaffener Leute Achtung verdienet. Saget man, Vespasianus war dem ungeachtet ein großer Mann, ob er gleich geizig war; so leugne ich es gerade zu. Dieser römische Kaiser besaß wirklich große Tugenden, allein er häufete keine Schätze auf, um sie zu verscharren. Es ist wahr, daß er sie mit Begierde suchete; Suetonius saget uns aber, daß es geschehen sey, um sie seine Freunde, die Unglücklichen, und überhaupt

alle

alle die, die deren bedurften, genießen zu lassen. Reichthümer um des guten Gebrauches willen, und um sie zu gelegener Zeit auszutheilen, lieben, das ist sehr vernünftig gehandelt; man ahmet dadurch den himmlischen Geistern nach, die sich ihrer Gewalt bedienen, den Menschen Gutes zu thun.

Man würde eine Thorheit begehen, wenn man tugendhaften Leuten verbiethen wollte, Reichthümer zu besitzen, und sie zu erhalten: nur dafür müssen sie sich in Acht nehmen, daß sie solche nicht anders, als durch erlaubete und rechtschaffene Mittel, erwerben. Ein Weiser wird die Glücksgüter nicht verschmähen, sagt Seneka: und warum sollte er nicht wollen, daß sie an einem guten Orte wären? Er wird sich damit nicht zu ungelegener Zeit groß machen, und sie noch weniger vergraben; sondern er wird einen guten Gebrauch davon machen. Mit seinen Reichthümern groß thun, ist der Fehler schwacher Seelen; sie einschließen, ist das Laster eines niederträchtigen knechtischen Gemüthes; sie zu gelegener Zeit anwenden, ist allein einem edlen und tugendhaften Herzen eigen.

Die übel unter die Leute gebrachten Reichthümer machen nicht glücklicher, als wenn man sie verscharret hielte. Es kann ein Mann gute Tafel halten, ein prächtig ausstaffirtes Haus bewohnen, in einer vergoldeten Kutsche fahren, Bälle und Festins geben, Geld auf die Straßen werfen, und über seine Freygebigkeiten in sich nicht die geringste Zufriedenheit verspüren. Ein Bürger, welcher seinem Freunde in der Bedürfniß hundert Thaler leihet, und ihm dadurch einen wesentlichen Dienst leistet, wird zu-

frieden seyn, und das Vergnügen, nützlich zu seyn, schmecken. Die Ursache ist natürlich. Die Tugend leitet den letzteren; den ersteren aber Verschwendung und Prahlerey. Die Handlungen der Menschen seyn, so groß sie wollen, so bald wie die Tugend keinen Antheil daran hat, stellen sie das Herz nie zufrieden: es bleibt immer ein leerer Raum darinnen, den nichts, als eine wahre Redlichkeit, ausfüllen kann.

Die Verschwendung ist eine Gattung von Wuth, deren Grundursache eine eitele Ehrsucht ist. Man wird den Schaden, welchen sie uns verursachet, nicht eher gewahr, als bis man kein Mittel hat, denselben zu ersetzen. Begeht man eine Narrheit, indem man sich der Reichthümer nicht bedienet, so ist die Thorheit nicht geringer, wenn man sie aus der Absicht, der Eitelkeit Gnüge zu thun, oder seine unordentlichen Begierden zu stillen, verschwendet.

Die Leute, die thöricht genug gewesen sind, sich durch ihre Verschwendung elend zu machen, sind in ihrer Armuth tausendmal unglücklicher, als diejenigen, die arm geboren waren und es geblieben sind. Die Zurückerinnerung an ihre verstrichene Glückseligkeit quälet sie unabläßig; Die Zeit, welche alle andere Leiden mildert, machet das ihre nur empfindlicher; und sie empfinden alle Augenblicke ihres übrigen Lebens den Nutzen, den ihnen ihr verlorenes Vermögen leisten könnte. Eitele Bedauerungen! Sie sind ohne Hoffnung einer Wiederkehr verloren; und was das ärgste ist, so werden sie von den Geizigen, deren sie zur Zeit ihres Glanzes spotteten, lächerlich gemacht, und verachtet von denen,

die

die ihnen ihr Vermögen haben verschlucken helfen. Rechtschaffene Leute beklagen sie: trauriger Trost in einem Zustande, der etwas mehr, als Mitleiden, fordert!

Eines steht zu befürchten: daß ein armgewordener Verschwender ein Betrüger werde. Die Gewohnheit, allen seinen Begierden genug zu thun, wird bey ihm ein Spor, der ihn ohne Aufhören zur Schwelgerey antreibt.

Fünfter Abschnitt.

Vom Zorne.

Unter allen Leidenschaften ist der Zorn diejenige, die uns am gewaltsamsten in Bewegung setzet. Er verdunkelt unser Gemüth durch dicke Dünste, und raubet uns bisweilen ganz und gar den Gebrauch der Vernunft. Ich betrachte den Zorn als eine kurze Raserey, und wie einen vorübergehenden Wahnwitz. Leute von schwachem Geiste (Genie) sind weit cholerischer, als die, deren Verstand stärker und männlicher ist: das lehret uns die Erfahrung. Weiber, alte Männer, Kinder und Kranke sind dem Zorne mehr, als die anderen Menschen, ausgesetzet; weil sie sich in einem schwächeren Zustande befinden.

Es ist ein Irrthum, wenn man denket, daß der Zorn eine Anzeige von Wuth oder Herzhaftigkeit sey: die heftigen Bewegungen des Geistes zeigen allezeit seine Schwäche an; ist er standhaft und muthig, so widersteht er diesen Eindrücken, die ihn wi-

der Willen aus seiner natürlichen Lage versetzen. Der ruhige Zustand der Seele ist ihre wesentlichste Eigenschaft: ohne demselben ist die Einbildungskraft in beständiger Bewegung, und sie kann sich mit nichts gutem, weisem und dauerhaftem beschäfftigen. Der Zorn verändert, so zu sagen, das Wesen des Geistes, von welchem die Vernunft und die beurtheilende Kraft die Natur ausmachen; und die bey dem Anfalle des Zornes verfliegen.

Bey den Gelegenheiten, wo schwache Seelen sich hinreißen lassen, suchen die starken ihre ganze Gelassenheit zu behalten. Cäsar war in dem Augenblicke, da eine Feldschlacht angehen sollte, eben so heiter, als er es bey seiner Geliebten war. Der große Turenne hat nie ein Aufwallen des Zornes spüren lassen. Die ächte Tapferkeit geht ohne Wuth und Hitze zu Werke. Die aufgebrachte Furchtsamkeit suchet in dem Zorne, der ihr einen Theil der Gefahr verbirgt, eine Stütze. Ein wirklich braver Mann ist auch so gar mitten in dem Treffen ohne Zorn: er ist hitzig; aber allezeit bey sich selbst: die Ehre, die Freundschaft und die Pflicht leiten ihn, nie aber Wuth, Raserey und Ungestüm.

Nichts ist fähiger, die Menschen von der Neigung, sich so bald zu ergrimmen, abzubringen, als wenn man sie über die Sachen nachdenken läßt, die da Anlaß geben, daß sie so oft die Schranken der Mäßigung überschreiten. Diejenigen Leute, die der Neigung zum Zorne keinen Einhalt thun, gelangen unvermerkt dahin, daß sie über die geringsten Kleinigkeiten in Wuth gerathen. Der Verlust ei-

nes Hundes, eines Vogels, eines Glases und Bildes bringt gewisse Leute ganz außer sich.

Man hat mit Grunde gesaget, daß ein Mensch unmöglich sich dem Zorne überlassen würde, wenn er, bey Verspürung dessen Anwandelung, sich in einem Spiegel beschauete: er würde sich seiner selbst schämen, und aus dem Zustande, in welchem er seinen Körper sähe, auf den Zustand schließen können, in welchem sich seine Seele befinden müsse. Die Aeußerungen des Zornes kommen den Kennzeichen der Raserey sehr nahe: sie verwandeln das Gesicht, entzünden die Augen, machen den Blick wüthend, den Mund schäumend, die Zunge stammernd, die Zähne geschlossen, die Stimme stark und heißer, benehmen das Gehör, und jagen durch alle Theile des Körpers ein heftiges Feuer. Welches muß die Stellung des Geistes in einem Körper seyn, der von solchen gewaltsamen Bewegungen erschüttert wird?

Es ist keine Handlung so schlimm, zu deren Ausübung uns der Zorn nicht verleiten kann, und die er nicht zuweilen wirklich ausübet: öffentliche und heimliche Morde sind dessen klägliche Folgen; in der Blindheit, die dem Zorne eigen ist, verwundet er zuweilen Freunde, Aeltern, Wohlthäter, und beobachtet gegen alles, was ihm am heiligsten seyn sollte, nicht die geringste Achtung.

Ist der Zorn an allen Menschen schädlich, so ist er noch mehr bey Hohen und besonders bey unumschränkten Regenten gefährlich. Homer hat zu verschiedenen Malen gesaget, der Zorn der Könige sey schrecklich: er hatte Recht; und er ist es um

so mehr, weil man demselben weder Einhalt thun, noch ihn bestrafen kann. Der Zorn hat bisweilen die größten Fürsten zu den verhaßtesten Verbrechen verleitet: und die auf ihren Jähzorn erfolgete Reue hat weder den verursacheten Schaden ersetzen, noch die zugezogene Schande wegnehmen können.

Machet etwas die unumschränkte Gewalt gefährlich, so ist es alsdenn, wenn ein zum Zorne geneigter Prinz sie in den Händen hat: seine Gewalt mag füglich mit dem Degen verglichen werden, den man einem Tollsinnigen anvertrauet. Zu welchen Uebeln hat der Zorn einiger Fürsten nicht Anlaß gegeben? Er hat sich nicht an dem Verderben einzelner Menschen begnüget; sondern er hat Städte zerstöret, Länder verheeret, Königreiche umgekehret und verwüstet. Man kann nicht umhin, den unglückseligen Zustand der Menschen zu beweinen, wenn man sieht, daß verschiedene Millionen von ihnen der Wuth eines Einzigen unschuldig aufgeopfert werden.

Diejenigen, welchen die Erziehung junger Prinze anvertrauet ist, müssen ihnen, so viel immer möglich, für einer Leidenschaft Abscheu beybringen, die ihren Namen und deren Andenken auf ewig besudeln kann: und die Geschichtschreiber, denen übertragen worden ist, der Nachwelt die bösen Handlungen der Regenten so wohl, als ihre Tugenden und Fehler zu hinterbringen, können die Ausschweifungen, wozu sie der Zorn bewogen hat, nicht mit zu starken Zügen schildern.

Ich kann nicht unterlassen, die übel angebrachte Bedenklichkeit derer Personen zu verwerfen, welche es den Geschichtschreibern übel nehmen, die die Lü-

derlich-

derlichkeiten und Verbrechen verschiedener Prinzen, deren Laster die Welt in Erstaunen gesetzet, mit freyer Feder beschrieben haben. Ich habe in den Boelianis, welche man in die letzte Ausgabe der Werke des Drespreaux hineingerücket, gelesen, daß Colbert den Suetonium darum nicht leiden konnte, weil er die Laster der Kaiser, von welchen er geschrieben hat, so aufrichtig erzählet: er meynete, das Beyspiel dieses Schriftstellers wäre gefährlich. Ich glaube gegentheils, daß es so wohl Fürsten als Völkern sehr nützlich sey. Die Beschreibungen der gräßlichsten Schandthaten schaden schlimmen Regenten nichts; und sie sind vielleicht das einzige Mittel, welches sie noch im Zaume halten mag. Ein jeder Wütherich muß die Vorwürfe der Nachwelt fürchten, wenn er die verhasseten Schilderungen liest, welche Sueton und Tacitus von einigen römischen Kaisern nachgelassen haben; und er muß zittern, wenn er erwäget, wie sehr er dereinst verabscheuet und verfluchet werden könne. Warum sollte man es auch unrecht finden, daß man einen Fürsten, der sich dem Zorne hinreißen, und in seinem aufgebrachten Sinne Unschuldige umbringen lassen, der die Tugend beschimpfet, und göttlichen und menschlichen Gesetzen zuwider gehandelt hat, einem andern, als ein schreckendes Beyspiel der Fehler, die er vermeiden soll, aufführet? Man sollte es tadeln wollen, daß man das Laster bestrafe, damit es sich nicht fortpflanze? Hat es jemals eine ungereimte Bedenklichkeit gegeben, so ist es gewiß diese, die ich allerweile verdamme.

Zöge der Zorn regierender Fürsten nur solche Folgen nach sich, von denen das Widrige nur auf ihre Personen zurück fiele, so wollte ich, wenn man es verlangete, einwilligen, daß die Geschichte deren Erwähnung vorbeygienge; allein, Horaz hat wohl Recht gehabt, wenn er saget, daß die Griechen die Last ihrer hitzigen und zornigen Könige tragen, und den dadurch erwachsenen Nachtheil empfinden mußten. Alle Völker finden sich in gleichem Falle: und hat die Wuth des Achilles den Stoff zur Iliade hergegeben; so giebt es kein Jahrhundert, aus welchem man nicht einen ähnlichen Stoff zu mehr, als einem Heldengedichte, herausnehmen könnte.

Sechster Abschnitt.

Von dem Hasse und der Rache.

Wenn die Menschen, welche von Natur dasjenige suchen, was sie glückselig machen könne, einige ernsthafte Betrachtungen über die nachtheiligen Folgen anstellen wollten, welche der Haß nach sich zieht; so würden sie gar bald eine Leidenschaft aus ihrem Herzen verbannen, welche die schönsten Augenblicke ihres Lebens vergället. Anstatt, daß wir denenjenigen, welche wir hassen, schaden sollten, fällt der Schaden mehrentheils auf uns selbst. Der Unwille, der uns naget, quälet uns unabläßig, und wir verschlucken die Aergerniß, die wir anderen gern aufbürden möchten. Diejenigen, welche ihren Haß

nicht aus Liebe zur Tugend abschaffen wollten, sollten ihres eigenen Bestens wegen denselben zu ersticken suchen. Charron, ein vortrefflicher Schriftsteller, saget, wie er vom Hasse sprach: Daß wir durch diese Leidenschaft uns der Gewalt dessen, den wir hassen, aussetzen, damit er uns beleidigen und aufziehen könne, wie er nur wolle. Erblicken wir ihn, so werden alle Sinnen bey uns rege, und sein Andenken setzet unser Gemüth so schlafend, als wachend, in Bewegung. Der Hasser quälet sich, und der Gehassete empfindet nichts. Es hängt nicht von uns ab, eine Person zu lieben und zu achten, die wir zu hassen Ursache haben; wir können aber den gegen sie tragenden Haß in ein Mitleiden, oder eine Verachtung verwandeln. Es beleidiget mich ein Mensch: warum sollte ich mich denn wegen seiner an mir begangenen Thorheit an mir selbst strafen? Ich strafe mich aber selbst, indem ich mir die Erinnerung dieser Thorheit fest eindrücke, und mir sie dergestalt zu Gemüthe ziehe, daß ich auf nichts, als auf Mittel zur Rache, sinne, die ich vielleicht nie finden werde.

Die Verachtung bestrafet eine erlittene Beschimpfung oder Unrecht oft besser oder sicherer, als die Rache selbst. Viele Leute kehren sich daran nicht, wenn sie gleich gehasset werden: niemand aber kann ohne Verdruß und äußerste Demüthigung sich verachtet sehen.

Große Männer haben sich durch ihr großmüthiges Betragen, womit sie ihren Feinden, wenn sie in ihrer Gewalt waren, begegneten, ungemein belobet gemacht. Cäsar vergab seinen Feinden, so

bald er sie überwunden hatte. Titus begnadigte die Verschworenen, die ihm Reich und Leben hatten nehmen wollen. Alle Welt erinnert sich des schönen Ausdruckes von Ludewig dem Zwölften. Man wollte, daß er sich an einigen Personen, die ihm, als er noch Herzog von Orleans war, Schaden zugefüget hatten, rächen sollte: er aber gab denen, die ihm um eine That anlagen, welche seinen Ruhm verdunkelt haben würde, zur Antwort: Ein König von Frankreich rächet die einem Herzoge von Orleans erwiesene Schmach nicht. Heinrich der Vierte vergaß nach Erlangung der Krone alle erlittenen Beleidigungen.

Ich kann es frey behaupten, daß weder die alte, noch die neue Geschichte, uns das Andenken eines wirklich großen Mannes aufbehalten hat, von dem sie uns nicht zugleich Beweise gegeben hätte, daß sein Herz weder zum Hasse noch zur Rache geneigt war.

Fraget man, ob es von uns abhänge, nicht zu hassen; so antworte ich, es hängt ohne Zweifel von uns ab. Setzet man sich fest vor, einer Person, über die man sich zu beklagen Ursache zu haben glaubet, nicht zu schaden, so wird man sie bald nicht mehr hassen: der Haß unterhält sich nur von der Hoffnung zur Rache. Ist das Verlangen nach Rache unterdrücket, so erlöschet der Haß ebenfalls nach und nach, und ihm folget die Gleichgültigkeit.

Die größten Uebel, von welchen das menschliche Geschlecht gedrücket worden ist, haben mehrentheils den persönlichen Haß einiger Personen zum Ursprunge gehabt. Der Zwist des Paris und Menelaus

brach-

brachten Griechenland ganzer zehen Jahre unter die Waffen. Wie Pompejus und Cäsar zerfielen, gerieth die Welt in Feuer und Flammen. Der Haß zwischen denen von Guise und Conde überschwemmete Frankreich mit Blute: und die Erbitterung derer Guelfen und Gibelliner kehrete ganz Italien um. Durch den Haß des Hauses Burgund gegen das Haus Orleans, hätten die Engelländer sich bald Meister von ganz Frankreich gemacht, so wie sie es bereits von Paris waren. Unter zehen Kriegen giebt es fünfe, an welchen der persönliche Haß zwoer oder dreyer Personen eben so starken Antheil, als alle politischen Ursachen, gehabt hat. Arme Menschen, unglückliche Sterbliche, was für ein Schicksal ist das eurige! Eure Güter, euer Leben hängen von dem Hasse eines Regenten, von dem Eigensinne einer beleidigten Maitresse, und von dem Zorne eines Ministers ab: und dennoch sind diese Leute, so wie ihr, bloße Sterbliche, die oft minder gerecht und minder billig sind.

Siebenter Abschnitt.

Von dem Neide und dem Nacheifer.

Der Neid ist des Hasses Schwester: er verursachet in dem Herzen eben die Unordnungen und Quaalen: und er ist der Ruhe und Stille des Geistes noch mehr entgegen, als der Haß; denn er betrübet sich über das Böse und Gute zugleich. Der Haß fällt nur auf einige Personen, über die man

sich Ursache zu beklagen hat: und der Neid erstrecket sich über alle Welt: er verschonet so gar die tugendhaftesten Leute nicht; und oft geht er wider diese am stärksten an. Schwache Seelen sind fast allezeit neidisch. Derjenige, welcher empfindet, daß er wahren Verdienst besitzt, ist keinesweges über die Verdienste anderer eifersüchtig. Racine suchete nicht dem Sophokles und Euripides ihre Ehre zu schmälern; er bewunderte sie vielmehr. Boileau war ein eiferiger Vertheidiger des Virgil und Homer. Der von Turenne war ein Bewunderer des großen Conde, und der große Conde machete ungemein viel aus dem von Turenne: diese beyden erlauchten Männer hatten in zwoen Parteyen gedienet, die einander zuwider und Feinde waren; dem ungeachtet hinderte die Verschiedenheit ihres Vortheiles nicht, daß sie einander wechselsweise die Gerechtigkeit hätten wiederfahren lassen sollen, die ihnen gebührete. Man untersuche in allen verschiedenen Ständen des Lebens diejenigen, die sich in der That hervorgethan haben; so wird man finden, daß ihr Herz fast immer frey vom Neide gewesen sey.

Mit dem Neide muß man den Nacheifer nicht verwechseln: die letztere Neigung ist so edel, als die erstere niederträchtig ist. Ein Krieger kann wünschen, es dem Ruhme des Cäsars gleich zu thun; und ein Dichter, dem Horaz, ohne daß in ihrem Herzen ein hämischer Neid wider die Ehre des Cäsars und des Horaz zu finden sey. Thucydides war z. E. nicht verdrüßlich über die Ehrenbezeigungen, die man dem Herodot erwies; er hätte aber

gewünschet, eben dieselben erhalten zu können. Dieses Verlangen gieng nicht wider die Tugend an, und die Geschichtschreiber, die uns diese gelehrte besondere Nachricht aufbehalten, haben es alle gebilliget. Sie erzählen, daß, als Thucydides, wie er noch jung war, sich mit seinem Vater bey den olympischen Spielen einfand, und bey der Gelegenheit den Herodot die verfertigten Bücher seiner Historie vorlesen hörete, so bemächtigte ein edeler Nacheifer sich desselben, und, aufgebracht von dem Verlangen, sich den Ruhm eines großen Geschichtschreibers zu erwerben, der seine edele Eifersucht reizete, konnte er sich der Thränen nicht enthalten. Herodotus, der ein Zeuge hiervon war, und den ganzen Umfang des Geistes des jungen Thucydides bemerkete, sagete seinem Vater Clorus voraus, daß er sich dereinst glücklich schätzen würde, einen Sohn erzeuget zu haben, der sich berühmt machen würde. Die Zeit rechtfertigte die Prophezeihung des Herodotus, und Thucydides machete sich durch seine vortreffliche Geschichte unsterblich.

Der Nacheifer ist dem Besten der bürgerlichen Gesellschaft so unentbehrlich, als der Neid demselben zuwider ist: der eine treibt die Herzen zu den schönsten Handlungen, der andere zu den schlimmsten: der eine reizet zur Ehre, der andere suchet Mittel, den Ruhm großer Leute zu vermindern: kurz, der eine bildet Helden und große Geister, er zeuget Achilles und Homere; der andere bringt dargegen nur Thersites und Zoile hervor. Dächten die Neidischen ernstlich über die Sachen nach, die Schuld an ihrer Eifersucht sind, so würden sie gar bald ei-

ne Leidenschaft aus ihrem Herzen verbannen, die sie antreibt, Sachen zu verlangen, die mehr kosten, als sie nicht werth sind. Gewöhnlicher Weise wünschet man sich Reichthümer, Ehrenstellen, und die Gunstbezeigungen der Großen: man weis aber nicht, zu was Preis alle diese vermeynete Güter von denen erkaufet worden sind, welchen man sie nicht gönnet; wüßte man ihren Preis, so würde man sie nicht mehr begehren. Da man diese Güter hat erhalten wollen, mußte man Beleidigungen, Drohungen und Schimpfworte vertragen, seine Freyheit aufgeben, sich nach dem Sinne eines harten und strengen Herrn bequemen, und ihm alles zu Gefallen thun, seine Denkungsart nach der Denkungsart anderer einrichten, ihren Leidenschaften schmeicheln, und sich ihrem Eigensinne unterwerfen: hat man diese Würden und Reichthümer erlanget, so muß man, will man sie behalten, eben die Mühseligkeiten, wie vorher, forttragen. Kann ein Mensch, der sich seiner Vernunft bedienet, Güter beneiden, die so viele Sorgfalt kosten, und die im Grunde sehr wenig und oft fast gar nichts zum wahren Glücke beytragen? Cicero saget: ich habe nie geglaubet, daß man Gold, prächtige Häuser, Achtung, Anführung der Armeen, ja die Wollust selbst, an denen der mehreste Theil der Menschen so fest hält, in der Reihe der Güter und zu verlangenden Dinge aufführen könne. Ich habe allezeit angemerket, daß selbst diejenigen, welche sich im Ueberflusse von allen diesen Sachen befinden, noch eben so viel mehr, als sie bereits besitzen, sich dazu wünschen: es ist wahr, daß die Habsucht

ihrem Wesen nach unersättlich ist; es ist aber auch wahr, daß diejenigen, welche von der Liebe zu dergleichen Arten von Gütern besessen sind, nicht von der Leidenschaft, zu haben, und täglich mehr und mehr zu haben, allein, sondern annoch weit mehr von der Furcht, sie zu verlieren, gequälet werden.

Der Neid führet seine Strafe bey sich: denn er machet, daß diejenigen, welche von ihm besessen sind, den Gebrauch der Güter verlieren, und eingebildeten Gütern dagegen nachlaufen, die sie doch nie erwischen. Man brauchet keiner Tugend, um sich von der Nothwendigkeit zu überzeugen, den Neid aus seinem Herzen auszurotten: so viel Verstand auch nicht, es ist genug, wenn man seine Ruhe liebet. Ein jeder Mensch, der des Neides Sklave ist, empfindet, daß diese Leidenschaft ihn unglücklich machet. Der alleinige Naturtrieb lehret die Thiere, das, was ihnen schädlich ist, zu fliehen: um also die Nothwendigkeit der Abschaffung des Neides einzusehen, hat man nichts weiter nöthig, als sich bloß bis zu den thierischen Begriffen zu erheben.

Man wird einen Abscheu für dem Neide haben, wenn man die Uebel untersuchet, die er angerichtet hat, und noch gegenwärtig in der bürgerlichen Gesellschaft anrichtet. Der Neid war es, der aus dem Pompejus und Cäsar unversöhnliche Feinde machete, und die römische Freyheit aufhob: er ist es, welcher so oft die Ministers wider die Generale, und die Generale gegen die Ministers aufsätzig gemachet hat: er brachte den Herrn von Louvois wider den

Turen-

Turenne auf: er setzete unter dem Beystande einiger Schriftsteller alles ins Werk, dem Corneille das Theater zu verleiden: er hat zu unsern Tagen viele Gelehrte, die sich so wohl durch ihre vorzüglichen Eigenschaften, als durch ihren sittlichen Charakter empfohlen, in verschiedenen Wochenblättern und gelehrten Zeitungen übel behandelt: er hat Schuld, daß die schönsten Werke des le Sueur verdorben worden sind: er bewaffnete ungeweihete Hände, in den Gemälden, welche dieser große Mann in dem Carthäuserkloster zu Paris gemalet hatte, daß sie zum Theile viele Köpfe wegwischeten: er ist es, welcher zur Stunde viele Sachen angiebt, welche unsere Enkel sagen werden, da wir sie zu verschweigen verbunden sind; er ist es endlich, der die großen Leute von allen verschiedenen Ständen verfolget, sich der Ausführung der schönsten Unternehmungen widersetzet, und den Fortgang, den die Wissenschaften und Künste in einem Jahrhunderte, das, wie das unsere, so aufgeklaret ist, haben könnten, verhindert.

Achter Abschnitt.

Von der Grausamkeit.

Man kann es als eine ausgemachete Wahrheit festsetzen, daß fast alle grausame Leute niederträchtig und ohne Herz sind. Nach einer gewonnenen Schlacht fallen mehrentheils die furchtsamsten Soldaten, welche währendem Treffen die wenigste Tapferkeit bewiesen haben, den Unglücklichen über den

Leib,

Leib, die außer Vertheidigungsstande sind. Die wahre Tapferkeit streitet nur so lange, als sie Widerstand findet. Der römische Heldenmuth bestund darinnen, daß man die Stolzen überwand, und denen Ueberwundenen vergab.

Tyrannen sind grausam, weil sie furchtsam sind: sie glauben ihre Macht und ihr Leben in Sicherheit zu setzen, wenn sie alle diejenigen, welche ihnen verdächtig werden, schändlich umbringen lassen: nichts kann ihren Argwohn heben, weder Tugend, Unterwerfung, Eifer noch Dienste: sie haben nicht den geringsten Begriff von Redlichkeit, und darum stellen sie sich vor, daß andere Menschen eben so, wie sie, denken: sie halten die guten Handlungen, die sie dieselben thun sehen, für Fallstricke, die man ihnen legen will, und schreiben das, was von der Tugend herrühret, der Verstellung zu. Das Ansehen, wodurch Germanicus seine Legionen zu beruhigen wußte, und die Hoheit der Seele, die er dadurch zeigete, daß er das Reich verbath, welches ihm eben diese Legionen anbothen, kosteten ihm das Leben. Der eben so feigherzige als grausame Tiberius wurde durch die Unterwerfung des Germanicus weniger gerühret, als durch die Furcht, er möchte das Reich nach einem zweyten Antrage nicht wieder ausschlagen; und erwog, daß derjenige, welcher die Truppen zu ihrer Schuldigkeit wieder bringen können, sie, wenn es ihm gefiel, auch wieder zu deren Verlassung bewegen könnte. Caligula war noch furchtsamer als Tiberius, mithin auch grausamer. Nero war der allerfeigherzigste und grausamste Mensch. Man durchblättere die alte und neue Geschichte,

so

so wird man die Grausamkeit fast allezeit mit der Furchtsamkeit verbunden finden. Indessen hat es bisweilen grausame Gemüther gegeben, welche die Gefahr verachteten; untersuchet man aber ihre Herzhaftigkeit aufmerksamer, so wird man finden, daß die Wuth, der Geiz und Haß, oder eine andere heftige Leidenschaft mehr Theil an ihrer Tapferkeit hatten, als ein wahrer Muth.

Noch findet man sehr oft die Grausamkeit mit dem Aberglauben vereinbaret: und alsdenn ist dieselbe um so viel gefährlicher, als sie glaubet, eine rechtmäßige Entschuldigung zu haben. Welche Abscheulichkeiten, öffentlich gewaltsame und heimliche Morde hat man nicht in den bürgerlichen Kriegen begangen? Der Sohn erdrosselte seinen Vater, der Vater brachte seinen Sohn um, und diese Handlungen, welche der Natur einen Schauder abjagen, wurden durch den Schleyer der Religion geheiliget. Die in der St. abscheulichen Bartholomäusnacht ausgeübten unzähligen Mordthaten, und die von den Protestanten bey vielen Gelegenheiten vollzogenen Niedermetzelungen, sind alle durch die von dem Aberglauben angeführete und gereizete Grausamkeit ausgeführet worden.

Die Grausamkeit verträgt sich sehr wohl mit der falschen Andacht. Es giebt Leute, die von Natur zur Grausamkeit geneigt und aus Furcht gottselig sind, und die ihre Religion nach ihrem blutdürstigen Gemüthe einzurichten wissen. Brantome hat uns das Gebeth aufbehalten, welches Ludewig der Eilfte vor dem Altare U. L. F. von Clari zu bethen pflegete, um durch sie Vergebung wegen des an sei-

nem

nem Bruder begangenen Mordes zu erhalten. Dieses Gebeth ist sonderbar. O! gute Frau, meine kleine Geliebte und große Freundinn, zu der ich beständig meine Zuflucht genommen habe, ich bitte dich, bey Gott für mich eine Bitte einzulegen, und mein Fürsprecher und Sachwalter bey ihm zu seyn; damit er mir den Tod meines Bruders vergebe, den ich durch den bösen Abt von St. Johannis habe mit Gift vergeben lassen. Ich beichte dir dieses, als meiner geneigten Gebieterinn. Eben derselbe Ludewig der Eilfte küssete demüthig ein Bild, welches er an seinem Hute befestiget hatte, so oft er jemanden umbringen ließ, um seiner grausamen Politik eine Genüge zu thun.

Mehrentheils müssen die Tyrannen auch für ihre Grausamkeit büßen: viele sind eines gewaltsamen Todes gestorben. Der Anfang des römischen Reiches war fruchtbar an Tyrannen: man machete sie bey Staatsveränderungen; das Volk und die Soldaten, welche plötzlich von der Sklaverey zur Wuth übergiengen, brachten einige von diesen unmenschlichen Beherrschern um, und andere nöthigten sie, daß sie sich selbst ums Leben bringen mußten. Die neuere Geschichte biethet uns verschiedene Beyspiele dar von dem unglücklichen Ende grausamer Fürsten, und die künftigen Zeitalter werden davon so wenig frey seyn, als die verflossenen. Ein Beherrscher mag noch so viel Gewalt und Macht haben, so ist es doch jederzeit von sehr gefährlichen Folgen für ihn, wenn er das Volk zu der harten Nothwendigkeit

digkeit zwingt, entweder die größten Uebel zu ertragen, oder sich zu empören.

Die Grausamkeit hat ihre verschiedenen Grade: sie erhebt sich weder bey dem Privatmanne, noch bey dem Fürsten auf einmal bis zu der letzten Stufe; die größten Bösewichter haben bey Kleinigkeiten angefangen es zu werden, und durch die mehrere Gewohnheit zum Laster sind sie es vollends im höchsten Grade geworden. Die ersteren Jahre des Nero kamen der Regierung des Titus gleich. Racine hat vollkommen Recht, wenn er saget:

Vor großen Lastern und Verbrechen gehen allezeit kleinere vorher.
Derjenige, welcher die gesetzmäßigen Schranken hat überschreiten können,
Mag endlich wider die heiligsten Rechte angehen.
Das Laster hat, wie die Tugend, seine Grade;
Und nie hat man die furchtsame Unschuld
Plötzlich in die äußerste Frechheit sich verwandeln sehen.
Aus einem tugendhaften Sterblichen wird nicht in einem Tage
Ein treuloser Meuchelmörder, und lüderlicher Blutschänder.

Die Grausamkeit der Tyrannen muß unumgänglich zunehmen: die von ihnen begangenen ersteren Uebelthaten führen sie wider ihren Willen zu größeren: so wie derjenige, welcher beleidiget, auch der erste Hasser ist, eben so werden die Unterthanen einem Tyrannen durch das Uebel, welches er ihnen anthut, verhasset: je mehr er sie beleidiget, je ärger verfolget er sie, und je mehr er sie fürchtet, desto gewis-

gewisser will er sie ausrotten; endlich zwingt er sich ganz und gar nicht mehr, und begegnet ihnen, als seinen grausamsten Feinden, weil er ihnen Ursache gegeben hat, es zu werden. Man muß daher sich nicht wundern, daß gewisse Fürsten, welche uns die Geschichte in den ersteren Jahren ihrer Regierung als gute Herren schildert, in der Folge haben in die abscheulichsten Vergehungen verfallen können. Ich werde bey dieser Gelegenheit den Racine noch einmal anführen. Kann man, wenn es die Schilderung der Gemüthsbewegungen und Leidenschaften betrifft, wohl einen besseren Führer erwählen?

Die Tyranney zeiget jederzeit glückliche Erstlinge.
Cajus war eine Zeitlang Roms Ergötzen.
Als aber seine Scheingüte sich in Wuth verwandelte,
Wurde aus Roms Ergötzen dessen Scheusal.

Selten können Leute, welche die Grausamkeit bis zu einem gewissen Puncte getrieben haben, wieder anfangen tugendhaft zu werden und für ihre Laster Abscheu zu hegen: da sie alle Gesetze und Grundsätze der Menschlichkeit übertreten haben, so wird es ihnen zu schwer, menschlichere Gesinnungen wieder anzunehmen. Man kann das, was Boileau vom Laster gesaget hat, besonders auf die Grausamkeit anwenden:

Hat man einmal mit Lastern den Anfang gemacht:
So folget ein Fall auf den anderen.
Die Ehre ist einer steilen und uferarmen Insul gleich;
An der man nicht mehr landen kann, wenn man sie verlassen hat.

Immittelst hat man doch einige Leute gesehen, die verschiedene Grausamkeiten begangen hatten, und nachher gnädig und großmüthig worden sind. Jedermann weis das Exempel des Augustus. Außer ihm giebt es noch einige andere, sie sind aber ziemlich selten; und ich sehe nur in dem Sylla ein Beyspiel, als er seine Dictatorwürde niedergeleget hatte: inzwischen weis ich doch nicht, ob dieser letztere mit zureichendem Grunde angeführet werden mag.

Neunter Abschnitt.

Von der Eifersucht.

Die Eifersucht ist eine von der Liebe fast unzertrennliche Leidenschaft, welche deren Süßigkeiten vergället. Sie flößet den Liebhabern oft eine übelgegründete Furcht ein, welche ihnen nicht verstattet, den stärksten Eidschwüren zu trauen.

Ich habe Eifersüchtige gekannt, welche ihre Geliebte wegen Untreue in Verdacht hatten, weil es schien, daß sie sich zu stark angelegen seyn ließen, ihnen ihre Zärtlichkeit zu zeigen: und eben diese Eifersüchtige würden sich für verrathen gehalten haben, wenn man ihnen nicht die lebhafteste Aemsigkeit erwiesen hätte: es war ihr Schicksal, daß die sich am stärksten zuwiderlaufenden Dinge gleich stark ihre Eifersucht reizen sollten: alles machete diese verdachtvollen Leute unruhig: die Kirche war ihnen so gefährlich, als das Opernhaus, und die Einsam-

keit, wie die große Welt; ein steifer Pedant war ihnen eben so schrecklich, als der liebenswürdigste Stutzer; sie waren gegen alle Welt eifersüchtig, ohne alle Ursache: und was das Besonderste war, ohne daß sie einmal an das Ende ihrer Eifersucht dachten.

Es giebt Leute, welche auf die Personen, so ihre Geliebten vor ihnen gekannt haben, mit welchen sie nie vertraut umgegangen sind, und die sie nicht mehr sehen sollen, eifersüchtig sind: sie bilden sich ein, sie hätten an diesen Personen einen Geschmack gefunden: nichts ist im Stande, ihnen diesen Gedanken zu benehmen; er schwebet ihnen beständig in der Einbildung: sie sind wunderlich genug, über einen so übel gegründeten Vorwurf Verweise zu geben; antwortet man ihnen lebhaft, und will man ihnen ihren Irrthum fühlen lassen, so bereden sie sich, daß das, was sie denken, wahr sey, weil man darüber empfindlich zu seyn scheint; und höret man das, was sie sagen, mit Verachtung an, so glauben sie, man unterstehe sich nicht, sich zu rechtfertigen, und sey gezwungen, ihrer Beschuldigung die Wahrheit einzuräumen.

Die Eifersucht verleitet zu einer unanständigen und thörichten Neugierde: die gemeinsten Sachen werden einem Eifersüchtigen zu Geheimnissen, von denen er glaubet, daß man sie vor ihm zu verbergen suche: er will alles wissen, alles kennen, alles ergründen; und wenn man seine Begierde befriediget, glaubet er dennoch, man habe ihn betrogen, und ihm eine Scheinvertraulichkeit gezeiget: er denkt über dasjenige, was man ihm gesaget hat, nach, und untersuchet, ob er etwas wahrnehmen werde,

welches seinen Argwohn bestärken könne; er entdecket nichts, welches mit der Wahrheit nicht übereinzu kommen schiene, und dennoch fährt er in dem Zweifel fort, ob man auch aufrichtig mit ihm gesprochen habe.

Die eifersüchtigen Herzen befinden sich in einer beständigen Bewegung, welche ihre Ebbe und Fluth, wie die Meereswellen, hat, und bisweilen wird sie durch plötzliche und unvorhergesehene Stürme annoch vermehret. Ein Blick, eine Gebärde, ein Wort, ein Lächeln verursachen diese Stürme. Ein Blick, der zufälliger Weise auf einen fällt, welcher einem Eifersüchtigen zuwider ist, machet, daß er die gewaltsamsten Aufwallungen verspüret.

Breites, unermeßliches und tiefes Meer,
Dessen Wellen durch die erboßten Winde in Bewegung
gesetzet werden,
Die verliebten und eifersüchtigen Herzen
Sind tausendmal unruhiger, als ihr.

Das ist nicht die einzige lehrreiche Wahrheit, welche Quinault in seine reizenden Opern hat einfließen lassen.

So bald ein Mensch verliebet ist, so hängt es auch nicht mehr von ihm ab, nicht eifersüchtig zu seyn: alle Vernünfteleyen, alle Ueberlegungen dienen in dieser Gelegenheit nur dazu, daß sie ihn überzeugen, er habe Unrecht, eifersüchtig zu seyn; indessen bleibt er es.

Verschiedene Personen meynen, die Eifersucht rühre aus einem Mistrauen zu sich selbst, und aus einem inneren Gefühle des wenigen Verdienstes, den

man besitze: ich glaube, sie irren sich. Ueberhaupt besitzen die Menschen zu viel Eigenliebe, als daß sie glauben sollten, sie verdieneten nicht, geliebet zu werden, und daß sie die Fehler erkennen sollten, welche sie minder liebenswürdig, als ihre Nebenbuhler, machen könnten. Ich halte dafür, die gewöhnlichste Ursache zur Eifersucht sey der Begriff, den die Mannspersonen von dem Charakter der Frauen haben: sie wissen, daß sie durchgängig unbeständig, leichtsinnig und eigenwillig sind, und sie fürchten sich für den Folgen ihres veränderlichen und unruhigen Gemüthes. Sieht man nicht alle Tage, daß Weiber liebenswürdige Liebhaber verlassen, und sie Dummköpfen aufopfern? Dergleichen Exempel, die oft vorkommen, können so gar das Herz eines Menschen, welcher für dieses Geschlecht am stärksten eingenommen ist, unruhig machen. Je mehr ich darüber denke, ja überzeugeter bin ich, daß es viel sey, wenn man unter zehen Eifersüchtigen einen finde, der es durch die Erkenntniß seiner wenigen Verdienste sey.

Ein jeder eifersüchtiger Liebhaber liebet stärker, als ein anderer. Ich halte den Grundsatz: daß man ohne Eifersucht nicht lieben könne, nicht allein für wahr, sondern für unwidersprechlich zuverläßig. Der, welcher seine ganze Glückseligkeit in eine Sache setzet, kann sich nicht entbrechen, deren Verlust zu befürchten. Schließt man die Eifersucht aus einem verliebeten Herzen heraus, so wird die Gleichgültigkeit bald nachfolgen.

Die Eifersucht vermehret die Liebe, und giebt ihr neue Kräfte. Es kömmt einem eifersüchtigen

Liebhaber sauer an, sich seiner Leidenschaft zu entschlagen: das, was ihm helfen sollte, seine Fesseln zu zerschlagen, machet sie noch stärker. Der zärtliche und sinnreiche Ovidius saget: Die Liebe, die vom Mistrauen unterhalten worden ist, ist von langer Dauer. Wollet ihr euch deren entledigen, so fanget bey der Verbannung der Furcht an. Denjenigen, welcher befürchtet, er werde seiner Geliebten nicht immer genießen, und ein anderer werde sie ihm entführen, werden kaum die Hülfsmittel des Machaons heilen können. Eine Mutter, die zween Kinder hat, wird gewöhnlicher Weise mehr Zärtlichkeit und Furcht für den Sohn haben, der im Kriege ist.

Bisweilen gründet sich die Eifersucht nur auf den Hochmuth und auf die Eigenliebe. Es giebt viele Ehemänner, die nicht verliebet sind, und dennoch der Eifersucht stark frohnen: sie fürchten, man möchte ihnen das Herz ihrer Frauen rauben, nicht darum, weil es ihnen werth ist, sondern weil sie glauben, daß ihre Ehre mit dessen Erhaltung verbunden sey. Eine Eifersucht von der Art kann leicht durch die Ueberlegung abgeschaffet werden; und die Vernunft, die über die Eifersüchtigen, die es aus Liebe sind, fast nichts vermag, hat desto mehr Gewalt über diejenigen, die es nur aus Eitelkeit sind.

Ein jeder eifersüchtiger Ehemann muß denken, daß den größten Theil großer Männer das verneynete Unglück betroffen hat, wofür er sich fürchtet. Lucullus, Cäsar, Pompejus, Cato, Antonius und andere mehr, deren Namen fast eben so berühmt sind, haben sich in dem Falle betrogener Ehemänner befun-

befunden, ohne daß ihr Ruhm dadurch geschmälert worden sey. Das Urtheil des La Fontaine über die Hahnreyschaft ist wahrer, als man nicht denkt:

Weis man es, so ist es eine Kleinigkeit;
Und weis man es nicht, so ist es vollends ein Nichts.

Die Leute, welche aus Eitelkeit eifersüchtig sind, gründen ihre Eifersucht gewöhnlich auf die Nothwendigkeit, die Spöttereyen zu vermeiden, welche die Hahnreyschaft begleiten. Schwacher Vorwand! Ihre Eifersucht befördert eher das Uebel, welches sie fürchten, anstatt solches zu verhindern, und dienet zu weiter nichts, als dasselbe bekannter zu machen. Charron saget etwas sehr Vernünftiges über diesen Vorwurf: Die Welt weis es aber, und spricht davon. Ey! wovon spricht man nicht, auch in dem Falle? Machet man nicht alle Tage in deiner Gegenwart so vielen rechtschaffenen Männern, Hohen und Niedrigen, eben den Vorwurf? Willst du dich darüber ungebärdig stellen, so werden die Frauen selbst deiner spotten. Der wiederholete Vorfall dieses angeblichen Unglückes sollte gegenwärtig dessen Bitterkeit weniger empfindlich gemacht haben.

Zehenter Abschnitt.

Von dem Schmerze und der Verzweifelung.

Diejenigen, welche in ihren Reden oder Schriften behaupten, der Schmerz sey kein Uebel, und vermeynen, es hänge von einem Weisen ab, darge-

dargegen fühllos zu seyn, sagen entweder nicht, was sie denken, oder haben, da sie nie andere, als leichte Schmerzen empfunden, nicht die geringste Kenntniß von den Eindrücken, welche starke und lebhafte machen. Die Reden der Stoiker waren von der Beschaffenheit, das Ansehen der Philosophen bey allen natürlich vernünftigen Leuten zweydeutig zu machen: wie hätten die letzteren einen Geschmack an falschen Gedanken finden sollen, zu denen die Eitelkeit allein Anlaß gegeben hatte? Hat die Vernunft nicht Recht, eine Meynung als thöricht anzusehen, welche einen von Uebeln, Schmerze und Unglücke überhäufeten Menschen für höchst glückselig gehalten wissen will? Cicero mag sagen, was er will, daß er den Zustand des Regulus nie unglücklich, beschwerlich, noch des Mitleidens würdig gefunden habe: die Carthaginenser konnten sich seines Körpers bemächtigen; ihn alles, was sie wollten, leiden lassen; seine bey dieser Gelegenheit mit allen Tugenden versehene Seele wäre außer aller Empfindung geblieben. Diese großen und erhabenen Ausdrücke werden mich nie begreifen lehren, wie ein Mann, den man die grausamsten Martern fühlen läßt, glücklich, und seine Seele nicht gezwungen seyn solle, an den Leiden des Körpers Theil zu nehmen: umsonst zwingt, erhebt und überläßt sie sich großen Gesinnungen; sie muß sich den zwischen Seele und Leib fest bestehenden allgemeinen Gesetzen unterwerfen, und an den Schmerzen, die der Körper empfindet, Theil nehmen. Alle philosophische Standhaftigkeit hindert nicht, daß man in der That unglücklich sey, wenn man leidet und stirbt. Die Thorheit der Stoi-

ker war kurzweilig und sonderbar. Es ist seinem Wesen nach kein Geschöpf zu so vielen Uebeln bestimmet, als der Mensch; und doch wollten diese Philosophen eine Art von Gottheit, die frey von allem Schmerze und Unglücke wäre, aus ihm machen: der falsche und eingebildete Begriff, den sie sich von ihrem Weisen gemachet hatten, welchem sie allerley Vorrechte beylegeten, hatte sie in einen so groben Irrthum gestürzet. Dieser Weise war ihrer Meynung nach, reich, mächtig, schön und glückselig; kurz, in ihm waren alle mit der Menschheit verknüpfeten verschiedenen Güter vereinbaret; und er besaß sie, in welchem Zustande er sich auch befand. Horaz legete aus Spott dem stoischen Weisen alle Eigenschaften und Vortheile bey, die sie ihm selbst zuerkannten; und in der Folge sagete er: Er genöße allezeit einer vollkommenen Gesundheit, ausgenommen, wenn er Schleim auf der Brust hätte.

Aus eben dem Grundsatze, daß ein Weiser allezeit glücklich sey, behaupteten die Stoiker ohne Grund, daß ein lasterhafter Mensch nie ein Vergnügen empfinden könne: sie sageten, er wäre mitten unter Reichthümern arm, bey aller Gesundheit krank; kurz, sie macheten aus ihm einen vollkommenen Gegensatz ihres Weisen. Cicero saget: Gleichwie es für die, welche nicht die geringste Weisheit und Tugend besitzen, keinen glücklichen Zustand giebt, eben so wenig sind die, welche Tugend, Weisheit und Stärke besitzen, weder einem schlimmen noch unglücklichen Zustande ausgesetzet.

Hieraus kann man sehen, wie falsch die Gedanken der strengesten Philosophen des Alterthumes

über den Schmerz waren. Die Epikurer dachten gegentheils über diesen Artikel weit vernünftiger: sie gestunden zu, daß der Schmerz ein wirkliches Uebel sey, und fügeten klüglich bey, man könne nicht vorsichtig genug seyn, denselben zu vermeiden.

Die Schmerzen des Geistes sind bisweilen durchdringender, als die körperlichen, und oft schwerer zu heilen: will man ihnen jählings Einhalt thun, das ist gefährlich: der Widerstand giebt ihnen neue Kräfte: man muß ihnen eine Zeitlang freyen Lauf lassen, damit sie sich schwächen, und leichter zu überwinden werden.

Die Vernunft ist bey dem Kummer und Leiden des Geistes von großer Hülfe, wenn man sie hören will; denn der Verdruß sey beschaffen, wie er wolle, so muß man denken, daß nur zwey Entschlüsse zu nehmen sind: kann die Ursache des Schmerzens abgeändert werden, so muß man ohne Zeitverlust die Mittel suchen, deren man benöthiget ist; und wenn wir das, was unser Leidwesen verursachet, nicht heben können; so will die gesunde Vernunft, daß wir uns wegen einer Sache nicht quälen, die wir nicht zu ändern vermögen; sondern sie vielmehr vergessen, und gänzlich aus unserm Gedächtnisse verbannen. Können wir damit nicht so geschwind, als es die Nothwendigkeit unserer Ruhe wohl erforderte, fertig werden, so müssen wir wenigstens nach dem Augenblicke zueilen, der unserer Quaal ein Ende machen soll, indem wir die Unnützlichkeit unseres Schmerzes erwägen.

Wir beweinen den Tod eines Vaters, einer Liebste, eines Freundes, und es ist billig, daß wir der

Natur,

Natur, der Liebe und der Freundschaft etwas zollen; wenn aber diese Schuld einmal bezahlet ist, so wird unsere Betrübniß zu einer unverzeihlichen Schwachheit. Beweinen wir noch die Leute, welche seit zwey tausend Jahren gestorben sind? Ein Mensch, der gestern gestorben, ist demjenigen gleich, welcher vor tausend Jahren aus der Welt gegangen ist; es findet zwischen beyden kein Unterschied mehr Statt: unsere Thränen, unsere Klagen werden weder dem einen, noch dem andern das Leben wiedergeben: sie sind alle beyde gegen unsern Schmerz unempfindlich; sie wissen ihn nicht: warum wollen wir uns also betrüben? Ihrentwegen? sie nehmen keinen Antheil daran: Unsertwegen? das ist ohne Nutzen, und dienet noch zu unserer Marter. Ein wegen eines unersetzlichen Unglückes übertriebener Schmerz muß, wenn er zu lange dauret, als eine Art von Thorheit angesehen werden.

Die bis zu einer gewissen Höhe getriebenen Schmerzen des Geistes erzeugen die Verzweifelung. Diese Leidenschaft ist eine wirkliche Raserey, die uns den Gebrauch der Vernunft benimmt, und welche uns, statt uns zu starken und muthigen Handlungen anzutreiben, wie wir es uns vorstellen, einem Kinde gleich machet, welches aus Verdruß, daß man ihm ein Stück von seinen Spielwerken wegnimmt, alle andere in das Feuer wirft. Ein Mensch verliert sein Vermögen, seine Liebste, oder etwas anderes, was ihm lieb ist: er will sich das Leben nehmen. Heißt das nicht, einen weit größeren Verlust, als den ersteren, leiden wollen, anstatt daß man bedacht seyn sollte, den zu ersetzen zu suchen, über den man sich beklaget? Man

Man hält, und besonders in England, die Personen für sehr herzhaft, die sich selbst tödten. Ich gegentheils bin fest überzeuget, daß fast alle, die sich selbst vom Leben helfen, es aus Schwachheit thun. Man hat großer Standhaftigkeit nöthig, große Unglücke zu ertragen: sie zu endigen, wird nur Verzweifelung erfordert.

Die einzigen Fälle, in welchen, wenn wir als Heyden sprechen wollen, es erlaubet zu seyn scheint, sich selbst zu tödten, sind, wenn man gezwungen ist, in einer Art Schande zu leben, die unehrlich machet, oder wenn man immerwährende Schmerzen erdulden muß. In dergleichen Zuständen gestehe ich, daß, wenn die Religion es uns nicht untersagete, es vernünftig scheinen würde, Uebel zu endigen, wider welche kein anderes Mittel, als der Tod, übrig ist.

Eilfter Abschnitt.

Von der Traurigkeit.

Die Traurigkeit ist eine gefährliche Mattigkeit, welche beydes den Geist und den Körper angreift. Diese Leidenschaft verstellet sich oft, und nimmt verschiedene Gestalten an: bald schleichet sie sich unter dem Namen der Philosophie in die Herzen ein, bald unter der Benennung von Andacht, auch zuweilen unter der Liebe zur Einsamkeit; und sie ist um so schwerer zu heilen, als sie sich unter diesen ehrwürdigen Namen einiges Ansehen zu geben gesuchet hat, die sie zu rechtfertigen scheinen.

Die

Die Traurigkeit vermindert die Kraft des Geistes, und gewöhnet ihn zu einer Art von Weichlichkeit, die ihn untüchtig zum stark- und erhabenen Denken machet. Ein Alter hat gesaget, die Traurigkeit mache aus Männern Verschnittene. Gewiß ist es, und die Erfahrung zeiget es uns, daß sie ihnen den Geschmack, die Lust und Fähigkeit zu männlichen und starken Handlungen benimmt. Die Römer, welche wider alles, was das Herz der Bürger weichlich machen konnte, Gesetze gegeben hatten, verwarfen alle Traurigkeit, weil sie dem Wesen des Menschen zuwider wäre, und sie weichlich und weibisch mache.

Leute, die so unglücklich sind, der Traurigkeit ergeben zu seyn, gleichen den Kranken, in deren Magen gute und schlechte Speisen sauer werden. Traurige Personen betrüben sich so wohl über das Gute, als Böse. Sie befinden sich eben in dem Falle des Phädrus:

Wie beschweren mich diese eitelen Zierrathen und Schleyer!
Welche lästige Hand hat alle diese Knoten geflochten,
Und meine Haare so sorgfältig über der Stirne aufgethürmet?
Alles beleidiget mich, alles schadet mir, und will mir schaden.

Die Traurigkeit rühret beydes aus dem Verdrusse des Geistes, als aus der übeln Beschaffenheit des Körpers her. Im letzteren Falle ist sie mit einer den gelehrten Leuten gewöhnlichen Krankheit verbunden. Das ist die Hypochondrie. Diese zu heilen, bedarf man der Zerstreuung, der Uebung und einiger Hülfsmittel, welche die Arzeneygelahrtheit dar-

darbiethet. Wenn aber die Traurigkeit eine Folge von Verdrüßlichkeiten und Bekümmernissen des Gemüthes ist, so muß man, sie zu vertreiben, die Vernunft zu Rathe ziehen, ihren Rath hören, und denken, daß unsere Schwermuth unserm Leiden nicht abhelfen könne.

Man brauchet Zeit, ein Herz von der Traurigkeit zu befreyen, dessen sie sich seit langer Zeit bemeistert hat; und es wird mehr, als ein Tag, dazu erfordert. Der Beystand eines Freundes ist uns alsdenn höchst nöthig. Seine Geschicklichkeit muß das Gemüth der Person, die er aus der Schwermuth heraus rießen will, auf andere Gegenstände zu lenken suchen: er muß unvermerkt in derselben vergnügete Gedanken zu erwecken suchen, ich sage unvermerket, weil dieselbe solche gerade zu nicht würde vertragen können, und sie hernach auch keine Wirkung haben würden. Montagne saget, man muß bey dergleichen Gelegenheiten das Uebel mit List sanft abzulenken suchen.

Zwölfter Abschnitt.

Von dem Mitleiden.

Das Mitleiden ist unstreitig unter allen Leidenschaften die schätzbareste. Sie machet den Menschen zum wahren Menschen, indem sie ihn mit Gefühle über die Uebel anderer erfüllet. Derjenige, welcher die Unglücklichen beklaget und ihnen Erleichterung zu verschaffen suchet, kennet die wahre

Tugend.

Tugend. Ein Herr, der so wohl seines Verstandes, als Redlichkeit wegen, berühmt war, schrieb dem Dauphin: Eure Durchlauchten haben Philippsburg eingenommen: ich wundere mich darüber so sehr nicht; Sie hatten den Vauban und Canonen bey sich. Man saget, Sie hätten sich dabey tapfer bewiesen; es giebt unter Ihrer Armee wenige Grenadiers, die nicht eben so viele Tapferkeit gezeiget haben sollten; man versichert aber auch, daß Sie Erbarmen und Mitleiden gegen die Unglücklichen gezeiget hätten: hierzu wünsche ich Eurer Durchlauchten Glück; fahren Sie fort: das sind wirklich seltene und eines großen Prinzen würdige Tugenden.

Das zu weit getriebene Mitleiden kann zum Fehler werden: man muß dasselbe nie bis über grobe Verbrecher ausdehnen, welche verdienen, daß sie gestrafet werden. Ein dergleichen Mitleiden wird zur Schwachheit, die der bürgerlichen Gesellschaft schädlich seyn kann. Wollte man mit einem Meuchelmörder und Giftmischer Mitleiden haben, so würde man die abscheulichsten Verbrechen in Schutz nehmen, und rechtschaffene Leute den Bösewichtern aufopfern.

Das übel angebrachte Erbarmen ist gewöhnlich schwachen Seelen eigen. Die Weiber beklagen ohne Unterschied die, welche beklaget zu werden verdienen, und die, welchen Strafe zukömmt. Ein Missethäter, an dem man Urtheil und Recht vollzieht, verursachet ihnen so viel Pein, als ein Soldat, der sein Leben durch die in dem Dienste seines Vaterlandes und Fürsten erhaltenen Wunden verliert.

In

In schwachen Seelen ist das Mitleiden eine Schwachheit; und in starken eine edele mitleidende Tugend.

Dreyzehenter Abschnitt.

Von der Furcht.

Die Furcht ist fast allezeit eine verdrüßliche Vorsorge. Sie sieht die Unglücksfälle vorher, womit uns das widrige Geschick drohet, und läßt sie uns eher fühlen, ehe sie uns treffen. Diese Leidenschaft ist unter allen Uebeln das beschwerlichste; denn die andern dauren nicht länger, als sie bestehen, und ihr Bestand währet nicht länger, als die Ursache ihres Daseyns; die Furcht aber wird so wohl durch das, was ist, als nicht ist, bisweilen so gar durch das, was nie seyn wird, und nie seyn kann, veranlasset. Wie sorgfältig muß man nicht auf die Cur einer Leidenschaft bedacht seyn, welche aus einem eingebildeten Uebel ein wirkliches machet, und aus dem Guten so gar etwas, uns zu quälen, hervorzieht?

Die Furcht befördert die Zufälle, die sie befürchtet, und die ohne ihr nie würden vorgefallen seyn. Viele Leute haben ihre Freunde verloren, weil sie Mistrauen in sie setzeten. Viele Personen haben die Krankheiten bekommen, weil sie sich dafür gefürchtet hatten. Manchen hat die Furcht für dem Tode das Leben gekostet. Ich wiederhole es, die Furcht dienet mehrentheils darzu, daß wir dasjenige finden, was wir vermeiden.

Die Furcht, die Güter zu verlieren, die man besitzt, vergället das Angenehme, was ihr Besitz mit sich führet. Selbst das Leben kann nicht als ein Gut angesehen werden, wenn man sich ohne Unterlaß für dem Sterben fürchtet; es wird alsdenn mehr zur Plage. Ich betrachte einen Menschen, der beständig mit der Furcht für dem Tode beschäfftiget ist, als einen Uebelthäter, der sich alle Augenblicke der Ablesung des Urtheiles gewärtiget, welches ihn zum Tode verdammen soll.

Die Wirkungen, welche eine große Furcht erzeuget, sind so gewaltsam, daß sie bisweilen den Gebrauch der Vernunft benehmen. Man hat sehr oft Leute fliehen sehen, ob sie gleich niemand verfolgete. Man hat gesehen, daß Generale sich zurückzogen, ob sie gleich nicht schwächer waren, als die, vor denen sie wichen, und ob sie gleich Truppen voll von gutem Willen unter ihren Befehlen hatten; kurz, man hat eben diese Generale plötzlich die Flucht nehmen, fast unüberwindliche Festungsplätze verlassen, die Kranken in Stücken hauen, die Bagage verlieren, und viele Millionen Lebensmittel in das Wasser werfen sehen, und die nicht eher wieder zu sich kamen, als bis sie einen reißenden Strom zwischen sich und ihren Feinden fanden.

Die Furcht zu vertreiben, wenn es möglich ist, daß man sie vertreiben könne, muß man daran denken, daß viele Leute den größten Gefahren entgangen sind, indem sie solche nicht geachtet haben. Das Glück liebet die Kühnen, und die Furchtsamen stürzet es ins Verderben. Derjenige, welcher eine mittelmäßige Gefahr scheuet, kömmt dar-

innen um: und der, welcher einer größeren trotzet, entgeht ihr, und wird mit Ehre überhäufet. Ein Mann findet sich mit dem Ueberreste einer unglücklichen Armee in einem weitläuftigen Platze eingeschlossen, und wird von den Feinden angegriffen: er überhebt sie der Mühe, sich der Stadt zu nähern, er suchet sie selbst in ihren Verschanzungen auf, nimmt ihnen Canonen ab, und machet ihnen die beste Infanterie zu schanden. Nach einer drey monatlichen Belagerung sind sie so weit gekommen, als sie es den ersten Tag waren; abgeschreckt von einem so fruchtlosen Angriffe, verwandeln sie eine Belagerung, deren wenigen Nutzen sie einsahen, in eine Einschließung. Dieser seltene Mann, von dem ich spreche, findet Mittel seine Truppen zu unterhalten, ohne daß sie begreifen konnten, wie er ein dergleichen Wunder möglich machete. Endlich fehlen ihm alle Mittel, Lebensvorrath zu haben. Er zieht mit seiner fast aus lauter Fußvolk bestehenden Besatzung aus, und nimmt sein Gepäck und Artillerie mit weg. Er hat funfzehn bis zwanzigtausend Mann leichte Reuterey zu fürchten, die ihn verfolgen können. Er muß in der strengesten Jahreszeit von der Hauptstadt des Königreiches bis an dessen Gränzen seinen Zug nehmen. Während seinem ganzen Marsche sieht er sich genöthiget, mitten im Schnee sein Lager aufzuschlagen; nichts hält ihn auf; er trotzet der Gefahr, er übersteigt sie, und führet seinen Entwurf glücklich aus. Er rettet die Ehre seines Vaterlandes, und wird von seinen Feinden, die die Größe seines Muthes aus der Kühnheit

heit seiner Unternehmung kennen, mehr bewundert, als von seinen Mitbürgern, deren ein Theil seinen Verdienst so gar hassen. Die Nachwelt wird den Thaten dieses Mannes die schuldigen Lobsprüche beylegen, die man gegenwärtig kaum billigen darf; und ich weis nicht, ob das, was ich eben sage, mir nicht einige Feinde gemacht haben werde.

Der Weise muß den Uebeln, von denen er bedrohet wird, zuvorkommen, aber nicht dadurch in Schrecken gesetzet werden. Furchtsame Seelen zittern für den Unglücksfällen so gar, wenn sie noch entfernet sind, und betrüben sich darüber im Voraus. Immittelst kann unsere Furcht uns eben so täuschen, als unsere Hoffnungen. Oft ist der Augenblick, den wir für den Anfang eines großen Unglückes halten, der Anfang eines großen Glückes. Nichts ist dem Irrthume so sehr unterworfen, als die menschliche Klugheit: das, was sie hoffet und vorher zu sehen glaubet, ereignet sich nicht; und das, was sie für unmöglich hält, geschieht. Man muß ein großer Feind seiner Ruhe seyn, um sich durch die Furcht für einer Sache, die sich nicht zutragen wird, unglücklich zu machen.

Die bis zum Uebermaße getriebene Furcht wird zum Schrecken: alsdenn unterdrücket sie zum Theile den Gebrauch der Sinne, und verrücket sie. Man hat Leute gesehen, welche ein jäher Schreck zu Narren gemachet hat; andere, denen er das Gehör benommen: und noch verschiedenen andern hat er den

Tod verursachet. Dergleichen Zufällen vorzubeugen, muß man sich frühzeitig gewöhnen, sich die erschrecklichen Gefährlichkeiten vorzustellen, in die man gerathen kann; über diejenigen, in welchen die größten Männer sich befunden haben, nachdenken; die Beständigkeit und Standhaftigkeit, mit welcher sie dieselben ertragen, erwägen, und uns durch ihr Beyspiel überzeugen, daß nichts die Gefahr mehr vermindere, als das standhafte Wesen, welches man ihnen entgegensetzet.

Schluß der verschiedenen Betrachtungen über die Leidenschaften.

Schreiben

der

Demoiselle Cochois

über die

vorstehenden Betrachtungen.

Ich habe Ihre Betrachtungen mit Vergnügen gelesen: sie scheinen mir wahr und natürlich: ich finde sie so gar lehrreich; allein erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie die Anführung des besten Mittels zur Ueberwindung der Heftigkeit der Leidenschaften, und zum Widerstande des durch sie verursacheten Verdrusses oder Schmerzes, entweder vergessen, oder vielleicht beyzubringen unterlassen haben. Dieses Mittel, wovon ich gegenwärtig spreche, besteht in der Ueberzeugung von den Hauptpuncten der allgemeinen Religion: des Daseyns eines göttlichen Wesens, und der Unsterblichkeit der Seelen. Ohne dem Glauben an diese beyden Wahrheiten giebt der Mensch sich vergebliche Mühe, seine Leidenschaften zu besiegen; sie sind unnütz, oder erzeugen nur eine sehr leichte Wirkung. Ich glaube, daß die Meynung, die ich behaupte, eben so sicher dargethan werden könne, als ein mathematischer Satz.

Man muß als einen unumstößlichen Grundsatz festsetzen, daß die wahre Glückseligkeit des Men-

schen in einem Gute bestehe, welches ihm ohne seinen Willen nicht geraubet werden mag. Soll man ein Ding, welches uns alle Augenblicke entzogen werden kann, und das zu erhalten nicht in unserer Gewalt steht, als ein gründliches Gut betrachten? Die Tugend, aus welcher die alten und verschiedene neue Weltweisen die Glückseligkeit bestehen ließen, ist unvermögend, und kann uns nicht für dem geringsten Uebel schützen. Die Zufriedenheit, welche sie uns giebt, beruhet nur auf einem Stolze, den der Tod mit allem Uebrigen hinwegnimmt. Verschiedene Heyden haben diese Wahrheit empfunden: sie haben eingesehen, daß man außer diesem Leben Begriffe suchen müsse, die unserer Seele schmeichelten, und sie wegen der Leiden belohneten, die sie in dem Körper erdulde. Selbst diejenigen, welche an der Unsterblichkeit der Seelen zweifelten, sucheten sich zu bereden, daß ihr Andenken ewig dauren würde, und gestunden, daß der Verlust des Lebens ihnen ohne dieser Hoffnung abscheulich geschienen hätte. Der Tod hat für diejenigen, saget Cicero, etwas schreckliches bey sich, die, indem sie sterben, alles verlieren; für die aber nicht, deren Ruhm nicht sterben kann. Hier ist eine Meynung, die der Seele natürlich ist, welche nach der Unsterblichkeit strebet, da sie ihr Erbtheil gleichsam ist, und ohne dem Gedanken sie nicht glückselig seyn kann. Welcher betrübter Trost wider die Nothwendigkeit des Todes ist nicht die vermeynte unsterbliche Ehre, die in nichts als Lobeserhebungen besteht, die man uns geben wird, wenn wir nichts mehr davon empfinden! Was sage ich? Wenn wir,

laut

laut diesem Philosophen, in Nichts verwandelt seyn werden! Welche Verzweifelung für einen Menschen, der da glaubet, die Seele sterbe, wenn er weis, daß er sterben muß! Ist er in dieser Welt unglücklich gewesen, wie sehr muß er es nicht bedauren, daß er in der andern nicht einiges Glück empfinden könne! Und ist er glücklich gewesen, welches Leidwesen, daß er nicht einer glücklichen Unsterblichkeit genießen könne!

Alle philosophische Vernunftschlüsse reichen zu schwachen Beystand bey dem Troste über das Sterben. Epikur empfahl seinen Schülern in dessen letzten Stunden dringendst, sie möchten Sorge tragen, seine Werke dem Publico mitzutheilen, sie allenthalben auszustreuen, und sie, wenn es möglich wäre, unsterblich machen. Wie groß würde seine Zufriedenheit nicht gewesen seyn, wenn er geglaubet hätte, daß seine Seele dieser Unsterblichkeit genießen würde, die er so ängstlich von seinen Schriften erwartete?

Die den Philosophen und gelehrten Männern gewöhnliche Begierde, ihr Gedächtniß zu verewigen, kann die Untersuchung der Vernunft nicht aushalten. Sie zeiget gar bald, daß die Leidenschaft, nach dem Tode gelobet zu werden, nur eine Folge des Hochmuthes und der Eigenliebe sey, welche ebenfalls durch den Tod vernichtet werden. Ist es klug und vernünftig gehandelt, mit heftiger Begierde sich eine Sache wünschen, von der wir nicht die geringste Kenntniß haben werden, nnd die uns eben so gleichgültig seyn wird, als es uns die Wesen waren, die vor unserer Geburt da gewesen sind? Ich

gehe aber noch weiter, und behaupte, daß kein Mensch, der einen gesunden Verstand hat, sich bereden könne, daß sein Gedächtniß, er möge so viele Verdienste haben, wie er wolle, bey den Menschen ewig werde erhalten werden.

Die Helden, Ländereroberer und Könige sind der Nachwelt nur in so fern bekannt, als gelehrte Leute von ihnen geschrieben haben. Man würde nicht wissen, daß es einen Achill, Agamemnon, Alexander, Miltiades, Themistokles und Alcibiades gegeben hätte, wenn keine griechische Schriftsteller gewesen wären. Horaz merket weislich an, daß vor dem Agamemnon viele Helden gelebet hätten, die aber unbekannt wären, weil sie keinen solchen Dichter, als Homer, gefunden, der sie bekannt gemachet hätte. Wenn man die Unmöglichkeit zeiget, daß die besten Schriftsteller zur Unsterblichkeit gelangen mögen, so erweist man auch klärlich, daß diejenigen, von welchen sie handeln, dieser Unsterblichkeit sich auch nicht zu erfreuen haben werden. Wenn man annimmt, ein Verfasser schreibe Werke, die verdienen, daß man sie in dessen Zeitalter lese, wer kann versichern, daß sie nicht jeden Tag von ihrem Werthe verlieren, da der Geschmack der Menschen so veränderlich ist? Man kann nicht leugnen, daß Homer überhaupt weniger geachtet werde, als er es zur Zeit, da Griechenland blühete, und unter den ersten römischen Kaisern war. Da nun Homer durch die Abweichung der Sitten und Gebräuche, die er uns schildert, von den Sitten und Gebräuchen unseres Zeitalters etwas verloren zu haben scheint, wer mag sich schmeicheln beständig, zu

gefallen? Wir wollen aber annehmen, die Schriften eines Verfassers werden von einer langen Dauer seyn: wie weit wird sich dieselbe erstecken? Auf zehn tausend Jahre. Wo ist das Werk, welches einen so langen Zeitraum durch gedauert hätte? Kann man eines anführen, welches vier tausend Jahre alt wäre? Homer zählet noch keine drey tausend. Wir wollen indessen einen Schriftsteller von zehn tausend Jahren annehmen: was sind zehn tausend Jahre für einen, der nach der Unsterblichkeit strebet? Ein Nichts. Betrachtet man diese Zeit gegen die mögliche Dauer der Welt, so würde diese Vergleichung dem Verhältnisse gleich seyn, welches ein Sandkorn gegen die Klumpen Sand, womit die unermeßlichen Ufer des Meeres beleget sind, hat: und hält man den Begriff von dieser Zeit gegen den Begriff, den man von der Ewigkeit sich machen muß, so sind zehn tausend Jahre nicht beträchtlicher, als ein Augenblick. Diese beyden Zeiträume, die so sehr abzustehen scheinen, sind einander gleich, wenn man sie gegen die Ewigkeit vergleicht.

Die Begierde, seinen Namen zu verewigen, ist ein Hirngespinnst, dessen Unmöglichkeit so gleich in die Sinne fällt, so bald man es in aufmerksame Betrachtung zieht; und man muß gezwungen gestehen, daß diejenigen, welche die Unsterblichkeit der Seelen nicht glauben, auch keinen wahren Trost in der betrüglichen Hoffnung, ihr Andenken zu verewigen, finden können. Andere Sachen, auf die sie ihren Trost bauen, gewähren ihnen eben so weniges Vergnügen; denn da ihre Hoffnungen, Gedanken und Urtheile keinen Bestand haben, so bleibt ihnen nichts,

von dem sie sich einen Tag Dauer versprechen könnten. Ihre Vorsicht hat nur gegenwärtige Dinge zum Vorwurfe, und alles, in Absicht auf sie, hängt vom bloßen Glücke ab, auch ihre Vernunft so gar, weil sie sich nur mit Dingen beschäfftiget, mit welchen das Schicksal sein Spiel hat. Sie leben, wie man saget, ins Gelag hinein, ohne an die Uebel, die ihnen begegnen können, zu denken. Ist es nicht natürlich, daß Leute von der Denkungsart sich nur halbe Mühe geben werden, ihre Leidenschaften zu zähmen? Sind diese Bemühungen beschwerlicher, als der durch die Leidenschaften entstandene Verdruß, so müßten sie nach ihrem System allen ihren Bewegungen nachgeben. Der gegenwärtige Augenblick beschäfftiget sie nur: mithin ist es genug für sie, wenn sie diesen Augenblick so wenig unglücklich machen, als sie können.

Ein Mensch, welcher die Unsterblichkeit der Seele glaubet, suchet nicht allein sich von seinen Leidenschaften los zu machen, um in dieser Welt ruhig zu seyn, sondern annoch um in der andern glücklich zu werden. Ein Geiziger, welcher seine Liebe zu Reichthümern unterdrücket, erwäget, daß er den Verlust zeitlicher und vergänglicher Güter nicht fürchten müsse, um die ewigen zu erhalten. Der Arme fasset in seiner Dürftigkeit Geduld, und erträgt sein Elend, ohne dasselbe durch eine schändliche That zu endigen, weil er hoffet, auf sein Unglück werde eine immer daurende Glückseligkeit folgen. Ein Rachgieriger suchet die erlittene Beleidigung zu vergessen, und seiner Leidenschaft Schranken zu setzen, weil er die Belohnung der Mühe erwartet,

wartet, die er sich mit der Zurückhaltung der Aufwallungen seiner Rachsucht giebt. Kurz, ein jeder Mensch, der die Unsterblichkeit der Seele glaubet, hat einen weit reizendern Zweck, als derjenige, welcher seine Absicht auf eine menschliche Tugend richtet, und nur für einen Augenblick arbeitet.

Allein wir sehen, wird man sagen, verschiedene Personen, welche die Unsterblichkeit der Seelen glauben, und dennoch an die Bändigung ihrer Leidenschaften nicht denken. Hierauf antworte ich, daß, wie unter den Leuten, die da vorgeben, von der Unsterblichkeit der Seele überzeuget zu seyn, es viele giebt, die nur eine schwache Ueberzeugung davon haben, so suchen sie an derselben zu zweifeln: ihre übele Aufführung reizet sie, ihre Zweifel zu unterhalten und auszubreiten: andere betäuben sich, und suchen die Gewissensbisse, von denen sie genaget werden, zu ersticken; endlich wirket die Vernunft in einigen so schwach, daß die Beyhülfe, die man aus dem Glauben der Unsterblichkeit der Seele zieht, ihnen noch von minderem Nutzen ist, als anderen. Allein, ist man daher, daß gewisse Kranke sich eines herrlichen Mittels, welches alle Eigenschaften sie gesund zu machen hat, theils aus Eigensinn oder vorgefasseter Meynung nicht bedienen wollen, befugt zu schließen, dieses Mittel tauge nichts, und man müsse ihm ein weit schwächeres und ungewisseres vorziehen?

Die Leute, welche die Unsterblichkeit der Seele leugnen, haben zur Besiegung der Leidenschaften nur den Beystand menschlicher Tugend: und die, welche ein anderes Leben zugeben, haben eben

diese

diese Hülfe, und versetzen dieselbe noch mit der Hoffnung eines ewigen und seligen Lebens. Hierauf, sehe ich nicht, daß man etwas erwiedern könne.

Ich glaube, daß ich Sie, als Sie meinen Brief lasen, sagen hörete, ich würde alle Tage andächtiger. Nein, ich gebe mir nur Mühe, vernünftiger zu werden, und mein Gemüth und Herz wider den Unglauben zu verwahren, welcher in unserm Zeitalter so überhand nimmt. Ich suche in mir Gründe zu finden, damit ich durch die Reden und Schriften der Secte verwegener Menschen nicht erschüttert werde, die ihren Verstand dazu anwenden, auf die Trümmern der Grundwahrheiten der natürlichen Religion den Grund des Materialismus und der Ungötterey zu legen. Diese Menschen sollten allen rechtschaffenen Leuten, von welcher Religion sie auch seyn, gleich stark verhasset seyn; weil dem Türken, dem Socinianer, Arianer und selbst dem Heyden nicht weniger an der Vertheidigung der Gottheit und Unsterblichkeit der Seelen gelegen seyn muß, als dem Römischkatholischen, dem Lutheraner und Calviniste. Ich behaupte weiter, ein jeder redlicher Bürger sey verbunden, zur Bestreitung der Meynungen, welche alle sittlichen Tugenden aufheben, die Menschen zur getrosten Begehung der größesten Verbrechen kühner machen, und den größesten Bösewichtern eine ewige Ruhe versprechen, alles, was ihm nur möglich ist, beyzutragen.

Ich will meinen Brief mit nachstehender Betrachtung schließen. So bald es weder Laster noch Tugend giebt, wie man dieses nach zugestandener Sterblichkeit der Seelen auch einräumen muß, so

folget

folget unumgänglich, daß wir, anstatt Mittel zur Ueberwindung unserer Leidenschaften zu suchen, vielmehr alles dasjenige, was sie zufrieden stellen kann, begierigst ergreifen müssen. Wozu wäre es gut, daß man sich plagen sollte, und welchen Lohn sollte man von dem Zwange hoffen, den man sich auflegt? Man müßte toll seyn, den allgemeinen Nutzen seinem eigenen Vergnügen vorzuziehen: die einzige Glückseligkeit besteht doch nur in der Befriedigung aller seiner Begierden. Das sind die abscheulichen Folgen, die unumgänglich aus einer Meynung fließen, welche nach diesem Leben weder eine wesentliche Belohnung des Guten, noch eine Bestrafung des Lasters zuläßt, und folglich gute und böse Handlungen als solche betrachtet, die dem Urheber der Natur gleichgültig sind.

Ich werde Ihnen nach Verlauf einiger Zeit eine kleine Abhandlung über die Unsterblichkeit der Seelen zusenden, in der Hoffnung, daß sie Ihnen eine Genüge leisten solle. Ich bin u. s. w.

Antwort

des

Herrn Marquis

an die

Demoiselle Cochois.

Ihr Schreiben ist so vernünftig, wie es alle Briefe sind, die Sie schreiben. Es ersetzet vollkommen alles das, was meinen Betrachtungen über die Leidenschaften fehlete; und ich muß gestehen, daß mir das beste Mittel zur Besiegung unserer Leidenschaften entwischt war. Indessen werden Sie mir die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, zu glauben, daß es nicht darum geschehen sey, weil ich dem Hülfsmittel, welches wir aus dem Glauben an die Unsterblichkeit der Seelen ziehen können, das Mittel, welches uns die Liebe zum Ruhme und Lobe darbeut, vorgezogen hätte: ich bin es vielmehr aus einer verweislichen Vergessenheit, als aus einer vorgefasseten Meynung für einen Satz, den ich ganz und gar nicht annehmen werde, vorbeygegangen. Ich mache weit weniger aus der vermeynten Unsterblichkeit, die aus dem Verstande der Menschen erwachsen kann, und mit der die Schriftsteller sich gewöhnlich stark schmeicheln, als sie selbst nicht fordern. Ich will so gar noch zu dem, was Sie gesaget haben, hinzufügen: daß, wenn wir

richtig

richtig dächten, wir, die Seele möchte unsterblich oder sterblich seyn, gegen die Lobeserhebungen wenig Empfindlichkeit äußern würden, die wir nach unserm Tode zu erhalten wünschen. Ist die Seele sterblich, was hilft es ihr, wenn sie nicht mehr ist, daß sie wegen ihrer schönen Schriften oder Handlungen gelobet werde? und wenn sie unsterblich ist, so sieht sie dasjenige, was sie in der Welt gemachet hat, mit zu vieler Gleichgültigkeit an, als daß ihr Vergnügen durch diese Zurückerinnerung sollte vermehret werden. Wozu dienet aber dieser Ruhm nach dem Tode, in welchen die größten Leute so verliebet waren? So lange wir leben, gestehe ich es, ist das Lob etwas schmeichelhaftes für uns: die Mühe, die wir uns geben, rechtschaffener Leute Achtung zu erwerben, hat einen wesentlichen Zweck; allein die Sorge, alsdenn Lobeserhebungen zu erhalten, wenn wir nichts mehr davon fühlen, dünket mich eben so lächerlich, als sie Ihnen vorkömmt. Ich gestehe Ihnen ungezwungen, daß, wenn ich nur nach meinem Tode Beyfall hoffete, ich mir bey weitem die Mühe nicht nehmen würde, die ich mir bisher gegeben habe, den Beyfall des Publici und der Personen, mit denen ich täglich umgehe, zu erhalten.

Ich finde außer dem, was meinen Sinnen und meinem Verstande schmeichelt, kein wahres Gut. Die Achtung meiner Zeitverwandten locket, rühret und freuet mich: und die Achtung der Nachwelt scheint mir ein schöner Traum; allein der sich mit meinem Tode zugleich endiget. Wir wollen des gegenwärtigen Augenblickes genießen, ohne uns über

die

die Zukunft zu beunruhigen. Lasset uns der Lehre des weisen und geistreichen Horazes folgen, und mit ihm sprechen: Der allein ist glücklich und Herr über sich selbst, der jeden Tag sagen kann: ich habe gelebet. Wir wollen also leben, und, so viel uns möglich ist, Sorgen und Unruhen von uns entfernen. Wir wollen ohne Unterlaß eingedenk seyn, daß die verlorene Stunde nicht wieder zurückkehret, und die Vergnügungen dieser Welt uns nur so lange, als wir darinnen sind, rühren können. Wir wollen die Tugend wegen der Zufriedenheit, die sie uns verschaffet, standhaft lieben, und keinesweges wegen der Hoffnung, daß sie unser Gedächtniß bey den Menschen verewigen werde. Ich bin u. s. w.

Adelheit,

eine

africanische Geschichte,

von der

Demoiselle Cochois.

Don Sanchez, ein spanischer Edelmann, hatte seine Geliebte nach weyen Jahren Liebe, Kummer und Sorgen zur Gemahlinn erhalten. Die Aeltern dieser schönen Person hatten sich des Don Sanchez Glücke lange widersetzet; weil er zu wenig Vermögen hatte: als er aber zum Obersten eines Dragonerregimentes war ernannt worden, willigten sie so wohl in Absicht auf diese Erhebung, als auf die Hoffnung des Ranges, den er künftig bekleiden könnte, in die Vermählung mit ihrer Tochter.

Die Ehe, anstatt die Zärtlichkeit des Don Sanchez zu vermindern, gab derselben neue Kräfte: Elvirens Besitz war ihm ein unschätzbares Gut. Diese Gesinnungen hegete er, als er Befehl bekam, sich nach Ceuta zu begeben: aller Wahrscheinlichkeit nach sollte er in dieser Stadt länger, als ein Jahr, bleiben. Der Gedanke, daß er auf eine Zeitlang von Elviren geschieden seyn sollte, die ihm noch länger schien, betrübete ihn: und so viel Kummer es ihm machete, dasjenige, was er am werthesten hielt,

den Gefahren des Meeres auszusetzen, so entschloß er sich doch, seine Gemahlinn mit sich zu nehmen. Elvire gab den Ausschlag zu diesem Entschlusse: sie konnte die Abwesenheit eines Mannes, den sie anbethete, nicht vertragen; und sie bewies ihm ihren Kummer durch ihre Thränen. Hätte Don Sanchez auch nicht daran gedacht, seine Gemahlinn mit sich nach Africa reisen zu lassen, so hätte er diesen Entschluß gefasset, um ihre Thränen, die ihm so werth waren, zurück zu halten. Er setzete sich also zu Cadix mit ihr zu Schiffe; und glaubete, die Ueberfahrt in weniger denn vier und zwanzig Stunden zu thun: das Glück hatte aber etwas anderes beschlossen; es war diesen zärtlichen Eheleuten ein widriges Schicksal aufbehalten: und sie zu dem grausamsten Unglücke bestimmet.

Ein Seeräuber aus Tunis griff das Schiff, auf welchem Elvire und Don Sanchez waren, an: und nach einem langen Gefechte, in welchem Don Sanchez Thaten heldenmüthiger Tapferkeit zeigete, bemeisterte sich der Seeräuber des spanischen Schiffes. Man stelle sich den Schmerz der Elvire und die Verzweifelung des Don Sanchez vor: er war am Arme verwundet; und seine zärtliche Gemahlinn war bey ihm, als die Corsaren in den Raum des Schiffes traten. Den Schiffshauptmann aus Tunis rührete die edele Mine des Don Sanchez, und die Schönheit der Elvire. So wenig gefällig, als Leute seiner Art sind, so spürete er, daß ein Theil seiner Wuth sich verlor: er sprach sehr leutselig mit diesen vornehmen Unglückseligen; und befahl,

fahl, daß man Don Sanchez pflegen, und dessen Wunde verbinden möchte.

Da die Freybeuter mit ihrem Fange zufrieden waren, segelten sie nach Tunis zurück: und kaum waren sie daselbst angelanget, so theileten sie die Beute und die Sklaven. Elvire und Don Sanchez waren auf der Reise nicht von einander getrennet worden: sie hatten gehoffet, daß man sie auch zu Tunis nicht trennen würde; und der Hauptmann hatte ihnen geschmeichelt, sie würden an einen Herrn verkaufet werden. Als aber die Gefangenen ausgeschiffet, und nach der Landesgewohnheit dem Dey vorgestellet wurden, damit er, als Gebiether, sich diejenigen vorher aussuchete, die er brauchen dürfte, so machete Elvirens Schönheit sein und zugleich des Don Sanchez Unglück. Der durch das edele Wesen dieser Spanierinn eingenommene Prinz beschloß, sie seiner einzigen Tochter, die er äußerst liebete, zur Gesellschafterinn zu geben: er befahl also, man möchte sie nach seinem Serail bringen, und erlaubete den Seeräubern, mit den andern Sklaven nach Gefallen zu verfahren.

Als der Dey sich wegverfüget, und man Elviren die traurige Nachricht angekündiget hatte, daß sie von ihrem Gemahle getrennet werden sollte, glaubete sie für Schmerz den Geist aufzugeben. Dicke Wolken zogen sich über ihre Augen, die Stimme gebrach ihr; und wie sie ohnmächtig in die Arme ihres Gemahles niedersank, vermochte sie nur noch diese Worte zu sagen: Laßt mich sterben: der Tod allein kann mich frey von dem Unglücke machen, welches meiner wartet. Don Sanchez

war noch weit unglücklicher, als seine Gemahlinn. Die Ohnmacht, in welche sie gefallen war, unterbrach den Lauf seines Schmerzes; allein, sein Bewußtseyn, das er in einer solchen betrübten Stellung behielt, ließ ihn alle Härte des Schicksales, das ihn niederschlug, empfinden. Tausendmal fiel er in die Versuchung, sich des Dolches eines Türken, der bey ihm war, zu bemächtigen, und sich damit nieder zu stoßen: hätte ihn der Zustand, in welchem er Elviren sah, nicht zurück gehalten, so würde er seinem Unglücke ein Ende gemachet haben. Seine Seele schwebete zwischen Verzweifelung und Mitleiden. Er betrachtete die Elvire, die er verlieren sollte, Elviren, von der er auf immer getrennet werden sollte, Elviren, die er anbethete, und deren Unglücke er die unschuldige Ursache gewesen war. Der Tod schien ihm zu der Zeit ein Gut, und seine Wuth wollte immer die Oberhand nehmen; allein, Elvirens Zustand, die auf immer einem Gemahle entrissen werden sollte, den sie zärtlich liebete, ein Ueberrest der Hoffnung, wieder zu ihr kommen zu können, alles dieses machete, daß Don Sanchez leben und die Uebel ertragen wollte, die man, ohne geliebet zu haben, nicht kennen kann. Der Tod, welcher zwey Liebende trennet, ist für den, der den anderen überlebet, minder grausam, als eine Entfernung, die uns den geliebeten Gegenstand entzieht. Es ist für ein stark liebendes Herz schrecklich, seine Geliebte sterben zu sehen; es ist aber noch weit schrecklicher, wenn man sie in der Gewalt eines Nebenbuhlers sieht.

Elvire erholete sich von ihrer Ohnmacht nicht. Don Sanchez sagete, indem er sie in seine Arme drückete, und einen Strom von Thränen vergoß, zu ihr: Schönste Elvire, hören Sie die Stimme Ihres Gemahles: er ersuchet Sie, wieder zu sich zu kommen; der Himmel, der uns zwingt, uns heute zu trennen, wird uns vielleicht eher wieder zusammen bringen, als wir es nicht denken. Die Thränen des Don Sanchez, die in Menge über Elvirens Gesicht herab rolleten, brachten sie eher zum Leben zurück, als dessen Reden. Sie schlug die Augen auf, drehete sie matt nach ihrem Gemahle, und, da sie zu sprechen nicht vermochte, seufzete sie. Auf diesen Seufzer folgeten einige Thränen, die wider ihren Willen zu entschlupfen schienen. In dem ersten Augenblicke eines solchen Schmerzes, wie der Elvire ihrer war, blutet das Herz, und die Augen weinen wenig: nur nach einer gewissen Zwischenzeit der Niedergeschlagenheit und des Schmerzes fließen die Thränen häufiger. Elvire blieb noch einige Minuten in dem Zustande, in welchem sie nicht so betrübt zu seyn schien, als sie es wirklich war; endlich aber, nachdem sie den völligen Gebrauch der Sinne und der Stimme wieder erhalten hatte, warf sie sich um den Hals ihres Gemahles und schrie: So ist es denn aus! ich verliere Sie, und soll Sie auf immer verlieren! O! unglückliche Reise, traurige Begierde, Sie zu begleiten! Ich bin die Ursache unsers Unglückes. Ich habe Sie angetrieben, mich nach Ceuta mitzunehmen. O! ich Unglückselige: ich wollte nicht ein Jahr zubringen, ohne Sie zu sehen; und nun werde ich auf ewig von Ih-

nen getrennet. Bey diesen Worten war es nahe an dem, daß Elvire ihr Bewußtseyn wieder verlor: und eine neue Bläſſe zog ſich über ihr Geſicht. Don Sanchez küſſete ſie, und ſprach zu ihr, indem er ſeine Thränen mit den ihrigen vermiſchete: Nein, ſchöne Elvire, wir werden nicht beſtändig von einander getrennet ſeyn: ich will nach Spanien ſchreiben, Ihre Aeltern werden für die Bezahlung unſerer Auslöſung ſorgen, und wir werden noch nach unſerem Vaterlande zurückkehren: ich fühle darüber eine Gewißheit in mir, welche einen Theil meines Schmerzes abhält. Ach! erwiederte Elvire, und wenn mein zukünftiger Herr Geſchmack an mir bekömmt? Wenn das Bißchen Schönheit, welche man an mir findet, und die ich gegenwärtig verwünſche, ihm gefallen ſollte? Was wird alsdenn aus uns werden, unglücklicher Don Sanchez? O! ſo laſſen Sie mich ſterben! ich kann den Gedanken nicht ausſtehen; er ſchlägt mich zu Boden, und bringt mich zur Verzweifelung. Ums Himmels Willen, Madame, erwiederte Don Sanchez, durchbohren Sie mir mein Herz nicht auf der empfindlichſten Stelle, und ſtellen Sie meinem Gemüthe kein Bild vor, das mich ums Leben bringt. Laſſen Sie uns ein minder grauſames Schickſal hoffen, als das iſt, wofür Sie ſich fürchten: da es eine Vorſehung giebt, die alles lenket und anordnet, ſo wollen wir auf deren Hülfe hoffen. Zwey ſo tugendhafte und zärtliche Herzen, wie die unſerigen, ſind nicht zu Beyſpielen großer Unglücksfälle gemacht, welche das erboßteſte Glück verurſachen kann. Ich erblicke ſchon in unſerm Schickſale

eine Art vom Glücke. Sie bleiben in Tunis, fuhr Don Sanchez fort, und man wird Ihre Briefe und Nachrichten desto leichter in Spanien erhalten: es ist wahr, Sie sind eine Sklavinn des Dey; er bestimmet Sie aber für seine Tochter. Ich habe das von denenjenigen erfahren, denen er Befehl ertheilet hat, Sie zu begleiten; und Sie werden nicht in die Zimmer seiner Weiber kommen.

Dieser letztere Umstand beruhigete die Verzweifelung der Elvire ein wenig. Wenn der Verdruß auf das Höchste gestiegen ist, und man ohne alle Rettung verloren zu seyn scheint, so bringt ein schwacher Schein der Hoffnung alsdenn eine Wirkung hervor, die ein wesentlicherer Trost in einer anderen Stellung erzeugen würde. Ey nun, sagete Elvire, so will ich denn leben, weil Sie es mir anbefahlen; ja, ich will noch mehr thun, ich will hoffen. Allein, was wird aus Ihnen werden? Das weis ich nicht, antwortete Don Sanchez, und es ist mir noch unbekannt, in wessen Hände ich fallen werde; fürchten Sie aber darum um mich nichts; denn da ich die Freyheit auszugehen habe, wird es mir, welchen Herrn ich auch habe, leicht fallen, nach Spanien unsern Zustand zu berichten. Was weis ich? finde ich nicht vielleicht ein Mittel, von Ihnen Nachrichten zu erfahren, während unserer Erwartung der Befreyung? Die Liebe ist sinnreich: wir wollen also von ihr alles hoffen.

Elvire wollte antworten, allein, die Leute, welche bestimmet waren, sie zum Dey zu bringen, nöthigten sie zum Aufbruche. Dieser Befehl erneuerte ihre Schmerzen: der erhaltene geringe Trost ver-

flog: sie schlug sich um des Don Sanchez Hals: Nein, sagete sie, ich will lieber in dem Augenblicke sterben, als mich von Ihnen trennen. Die Leute, welchen der Dey aufgetragen hatte, Elviren zu ihm zu bringen, waren über ihren Schmerz so gerühret, daß sie sich nicht unterstunden, sie mit Gewalt aus den Armen ihres Gemahles zu reißen. Don Sanchez wurde ihre Verlegenheit gewahr: er besorgete, daß, wenn sie verhüten wollten, ihrem Herrn zu misfallen, sie mit Gewalt angreifen möchten, und dieses die Verzweifelung seiner geliebten Gemahlinn noch bitterer und größer machen dürfte; er sah, daß es Zeit war, sich selbst zu überwinden, und sagete, indem er seine schöne Elpire aus den Armen ließ: Ich empfehle Sie Gott: das Ende unseres Unglückes müssen wir von unserer Beständigkeit erwarten. Wir wollen denn von dieser Minute anfangen, uns gegen die Streiche des Glückes hart zu machen. Erhalten Sie ihr Leben. Erinnern Sie sich, daß mit Ihren Lebenstagen die Tage eines Gemahles, der Sie anbethet, verknüpfet sind, und daß unsere Verzweifelung allein uns an unserer Wiedervereinigung hinderlich seyn könne. Bey diesen Worten entfernete sich Don Sanchez von Elviren: und die Bedienten des Dey führeten sie bitterlich weinend fort. Sie heftete ihre Augen so lange auf Don Sanchez, bis sie ihn nicht mehr sehen konnte.

Nach der Abführung der Elvire blieb Don Sanchez ohne Bewegung, und ganz in seiner Verzweifelung versenkt, stehen. Man theilete die Gefangenen, ohne daß er es inne wurde, ob er gleich zugegen war. Er wußte eher nichts davon, als bis

er einem Steuermanne, der gewöhnlich zu Portofarino, einem acht bis zehen Meilen von Tunis liegenden Seehafen, wohnete, zugefallen war, und sein neuer Herr ihm meldete, er möchte sich fertig halten, am morgenden Tage abzureisen. Es fiel Don Sanchez verdrüßlich, daß er sich von Tunis zu entfernen genöthiget sahe; da er in dieser Stadt dasjenige lassen mußte, was er auf der Welt am liebsten hatte: doch aber, da er wußte, daß er Elviren nicht würde haben sehen können, ob er schon mit ihr an einem Orte gewohnet hätte, und er erwog, daß er in der Stadt, wo er hingieng, mehrere Gelegenheit fände, Nachrichten aus Spanien zu erhalten; so tröstete er sich wegen der neuen Unannehmlichkeit, welche ihn sein widriges Geschick empfinden ließ, indem, außer ihm allein, alle andere Spanier zu Tunis geblieben waren.

Als Don Sanchez nach Portofarino gekommen war, bemühete er sich, die Härte seiner Sklaverey dadurch zu mildern, daß er die Freundschaft seines Herrn gewönne. Er verstund die Pflegung der Bluhmen vollkommen; und der Freybeuter hatte einen sehr schönen Garten: Don Sanchez ließ sich dessen Wartung empfohlen seyn, und es glückete ihm damit so wohl, daß Benazira (so nannte sich sein Patron) ihn gar bald aufrichtig liebete. Das war ein Trost für den Don Sanchez, dessen er in dem Stande, in welchem er sich befand, nöthig hatte. Er hatte nach Spanien geschrieben, und erhielt keine Antwort daher: er wußte nicht, welcher Ursache er das Stillschweigen der Aeltern seiner Gemahlinn zuschreiben sollte; denn die seinigen wa-

ren außer Stande, ihm die Auslösungsgelder zu verschaffen. In diesem betrübten Zustande befand er sich, als ein neues Unglück zu denen hinzustieß, die ihn bereits niederdrücketen. Er erfuhr, daß seiner Gemahlinn Vater mit einem Priester über Geldsachen einen Streit gehabt, und da er ihm durch die weltlichen Richter sein Urtheil sprechen lassen, hatte der Priester, dessen innigster Freund er gewesen war, und der seine Gesinnungen und den Grund seines Herzens kannte, ihn bey der Inquisition angeklaget, als hätte er über die Religion allerley freye Reden geführet. Man hatte ihn gefänglich eingezogen, zu zweyen Jahren Gefängniß und einer solchen beträchtlichen Geldsumme verdammet, daß sie den Werth aller seiner Güter überstieg. Durch diesen betrübten Zufall verlor Don Sanchez beynahe die Hoffnung, aus der Sklaverey erlöset zu werden. Es waren während seinem Aufenthalte zu Portofarino beynahe vier Monate verstrichen; und diese vier Monate hatten ihm vierhundert Jahre voll Martern und Quaal geschienen. Sein Herr, dem die Ursache seiner Traurigkeit nicht unbekannt war, suchete sie durch die gute Art seines Umganges mit ihm zu vermindern: er betrachtete ihn mehr, als einen Freund, denn einen Sklaven; und er bedienete sich desselben bloß zur Abwartung seiner Bluhmen. So sanft auch dieses Geschäffte war, so mußte es doch einem Manne von der Art des Don Sanchez hart vorkommen. Man begreift ohne Mühe, daß ein unter Leuten von vornehmer Geburt, die gewohnet sind, die durch ihre unglückliche Geburt zum Dienste anderer bestimmeten Personen mit Verachtung anzusehen,

hen, erzogener und aufgewachsener Officier allezeit viel leiden müsse, wenn er sich in einem Zustande sieht, den er für schmachvoll hält. Wahre Philosophen können allein ein solches Unglück mit Gelassenheit ertragen: sie gewöhnen sich, alle Leute als gleich anzusehen; sie sind in Ketten und Banden eben so standhaft, erhaben und großmüthig, als sie es auf dem Throne seyn würden. Was die Philosophie bey dem Don Sanchez hätte thun können, wirkete die Liebe. Die Zärtlichkeit, welche er zu seiner geliebeten Elvire trug, machete ihn gegen alles andere fühllos: nur dadurch, daß er von ihr entfernet war, und sie nicht wieder zu sehen besorgete, wurde er innen, daß er ein Sklave wäre. Er betaurete weder Würden, Reichthümer, noch Spanien; bloß seine Elvire. Diejenigen, welche große Leidenschaften empfunden und mit der Lebhaftigkeit geliebet haben, welche den Charakter der wahren Zärtlichkeit ausmachet, haben ohne Zweifel mehr als einmal, wahrgenommen, daß alle ihre Handlungen einzig und allein auf dasjenige gerichtet waren, was mit ihrem geliebeten Gegenstande in einigem Verhältnisse stund. Ein Herz, in welchem die Liebe als Gebiether herrschet, sieht, handelt und redet nur zu Folge den Eindrücken, welche es von eben der Liebe erhält. Der Ehrgeiz ist in diesem Herzen nicht mehr eine Leidenschaft, die sich über die anderen erheben will, aus Vergnügen, ihnen zu befehlen; sie ist vielmehr ein Verlangen, seiner Geliebten schätzbarer zu werden, um mehr von ihr geachtet zu seyn. Mit denen anderen Leidenschaften geht es auch so; sie werden in einem wahrhaftig verlieheten Menschen

schen zu Begierden, die alle nach einem Zwecke zielen.

Während, daß der gegen alle seine Unglückfälle unempfindliche Don Sanchez nur darüber sich quälete, daß er von seiner lieben Elvire entfernet war, erfuhr diese zärtliche Gemahlinn ein gleiches Schicksal. Sie hatte der Tochter des Dey so gleich gefallen, die ihr mit aller möglichen Freundschaft begegnet war, und von ihrem Vater erhalten hatte, daß sie beständig bey ihr bleiben sollte. Elvire fühlete daher nicht die Last der Sklaverey, der Schmerz aber, der ihr durch die Abwesenheit des Don Sanchez verursachet wurde, beugete sie. Sie wußte nicht, was aus ihm geworden war: da sie in dem Innersten eines Pallastes eingeschlossen war, hatte sie während ihrem Aufenthalte in demselben nichts als Weiber, die, wie sie, Gefangene waren, und zu deren Bewachung bestimmete Verschnittene gesehen, welche letzteren ihnen allen Umgang mit andern Menschen untersageten. Ihr Leidwesen war gewaltig groß: sie konnte es nicht bergen: sie vergoß öfters Thränen, welche die schöne Adelheit, so nannte man die Tochter des Dey, ihr auftrocknete. Ich liebe euch so sehr, als wenn ihr meine Schwester wäret, sagete sie zur Elvire; beruhiget euren Schmerz: ich werde mich bemühen, euren Aufenthalt in dem Serail so wenig, als möglich, traurig zu machen. Bisweilen fragte Adelheit Elviren nach der Ursache ihres Grames, sie glaubete aber, sie dürfe weder ihre Geburt, noch ihren Stand entdecken, aus Furcht, der Dey möchte davon unterrichtet werden, und ein zu großes Lösegeld fordern:

sie

sie unterstund sich so gar nicht zu sagen, daß die Liebe sie zum Weinen bewöge. Hätten das die Verschnittenen erfahren, so würden sie ihre Wachsamkeit verdoppelt, und ihr vielleicht die wenige Freyheit entzogen haben, deren sie genoß. Sie hatte die Erlaubniß, in den Gärten des Serail herum zu spazieren, welches für eine Sklavinn, wie sie, eine vorzügliche Gunstbezeugung war.

Elvirens Traurigkeit nahm täglich zu: sie hatte seit beynahe fünf Monaten weder vom Don Sanchez, noch von ihrer Familie, Nachricht erhalten: bisweilen besorgete sie, ihr Gemahl möchte gestorben seyn; das Unglück, welches ihrem Vater begegnet war, konnte sie nicht errathen: und wie sie nicht zweifelte, daß, wenn er um ihre Sklaverey gewußt hätte, er Maaßregeln zu deren Aufhebung genommen haben würde, so schloß sie, es müsse dem Don Sanchez ein neuer Zufall begegnet seyn. Dieser unglückliche Gedanke rührete sie so hart, daß es nicht viel fehlete, so wäre derselbe die Ursache ihres Todes geworden. Sie fiel in eine so große Schwermuth, daß das Fieber, welches hinzuschlug, sie gar bald aufs äußerste brachte.

Die Freundschaft der Adelheit war bereits so stark, daß diese schöne Africanerinn ihre liebe Elvire nicht in Gefahr sehen konnte, ohne selbst für Verdruß krank zu werden. Der Dey, welcher seine Tochter bis zur Ausschweifung liebete, war über ihre Unpäßlichkeit in Verzweifelung; und wie er wußte, daß Elvirens Gesundheit das sicherste Geheimniß sey, deren Gesundheit wieder herzustellen, so befahl er, daß man alle Mittel zur Cur dieser Skla-

vinn anwenden möchte. Die Sorgfalt, die man anwendete, war auch nicht ohne Wirkung; allein Elvirens Uebel war nicht von der Art, die ganz geheilet werden kann: das Fieber ließ nach, und die Melancholie blieb. Der Dey befürchtete, Elvire möchte bald wieder so krank werden, als sie es gewesen wäre, und da er, in so fern es möglich war, die Gesundheit seiner geliebten Tochter Adelheit nicht mehr der Gefahr aussetzen wollte, die, seit dem Elvirens Leben nicht mehr in Gefahr zu seyn schien, völlig hergestellet war, so fassete er den Entschluß, Adelheit und Elviren nach einem schönen Landhause zu schicken, dessen Luft herrlich und weit gesunder war, als die Luft zu Tunis. Dieses Haus lag am Ufer des Meeres, und gehörete einem Türken, Osmann Namens, und Lieblinge des Dey. Adelheit gieng alle Jahre dahin, einen Theil des Sommers mit ihren Sklavinnen und zur Wache bestimmten Verschnittenen da zuzubringen. Sie genoß indessen daselbst einer ziemlich großen Freyheit, und ihr Vater, welcher alles, was ihr Vergnügen machen konnte, hervorsuchete, hatte die Erlaubniß gegeben, daß man sie in den Gärten spazieren ließ, ob sie gleich gegen die Küste zu, an welche sie stießen, mit keiner Mauer umfasset waren.

Als der Dey der Adelheit von seinem Vorhaben Nachricht gegeben hatte, wurde sie darüber entzückt, weil sie glaubte, daß die Freyheit, welche ihre liebe Elvire auf dem Lande genießen, auch zugleich ihre Schwermuth vermindern würde. Sie eilete, um so früher dahin abzureisen. Es war vergeblich, daß Osmann um einige Zeit bat, damit

mit er sein Haus in den Stand setzen möchte, um darinnen die Tochter seines Herrn nach Würden aufnehmen zu können: Adelheit bewilligte ihm nur drey Tage dazu, nach welcher Verlauf sie auf das Land reisete. Elvire begleitete sie mit einigem Vergnügen: und war nicht darüber unempfindlich, daß sie einen Pallast verließ, in welchem sie seit fünf Monaten eingesperret war. Die Freyheit hat ihre Reize auch für die allerunglücklichsten Herzen. Elvire hoffete über dieses, daß sie daselbst einige Gelegenheit finden dürfte, sich nach Don Sanchez zu erkundigen, und von ihm etwas zu erfahren. Dieser Gedanke allein war hinreichend, ihren Tiefsinn zu zerstreuen. Adelheit nahm es gleich am ersten Tage ihrer Ankunft in der neuen Wohnung wahr, daß ihre werthe Elvire weniger traurig war: sie bezeugete derselben ihre Freude auf die zärtlichste und einigste Weise, und that alles, was sie konnte, sie zu überreden, daß sie alle Gedanken, die sie zu betrüben vermöchten, aus ihrem Gemüthe verbannen sollte.

Seit der Adelheit Aufenthalte in diesem Landhause waren bereits fünf bis sechs Tage verflossen, ohne daß ihre Freude und munterer Sinn sich zu vermindern schienen. Als sie eines Abends ziemlich ange in den Gärten herumgespazieret, begab sie sich gedankenvoller, als gewöhnlich, in ihr Zimmer: indessen verminderten ihre tiefe Gedanken die Liebkosungen nicht, welche sie Elviren zu machen pflegete: sie umarmete dieselbe verschiedene Male, und indem sie dieselbe in ihre Arme drückete, traten ihr Thränen in die Augen; Elvire wurde sie gewahr,

ob sie jene gleich für ihr zu verbergen suchete. Was fehlet Ihnen, schöne Adelheit, sagete sie zu ihr, und was ist Ihnen denn begegnet, das Sie so voll Verdruß hat machen können, um Sie zum Weinen zu bringen? Warum wollen Sie Ihre Empfindungen gegen mich verstellen? Sie haben einen mir unbekannten Kummer, und getrauen sich nicht, ihn mir zu vertrauen. Besorgen Sie, daß ich nicht genug Theil daran nehmen werde? O! so sind die schuldigen Verbindlichkeiten, und die Gütigkeiten, mit denen Sie mich täglich überhäufen, viel zu stark in meinem Herzen eingedrücket. Reden Sie dreuste mit mir. Man erleichtert seinen Kummer, wenn man denselben Personen erzählet, die daran Theil nehmen. Verschweigen Sie mir nichts: vielleicht kann ich Ihnen zu Ihrem Troste gereichen. Wir sind oft mit unseren Schmerzen zu sehr beschäfftiget, als daß wir die Mittel finden sollten, deren wir uns dawider bedienen können: der Rath unserer minder eingenommenen Freunde ist uns alsdenn sehr dienlich. Ein Herz, das zu empfindlich ist, vergrößert das Unglück, von welchem es betroffen worden, zu sehr.

Diese letzteren Worte locketen der Adelheit einen tiefen Seufzer heraus. Ach! sagete sie unter Vergießung einiger Thränen, wider mein Uebel giebt es kein Hülfsmittel. Ich hatte den ersten Streichen widerstanden, welche mir ein grausames Verhängniß angebracht; allein meine Standhaftigkeit ist heute ganz und gar verschwunden: vergeblich habe ich Vernunft und Ehre zu meiner Hülfe rufen wollen; eine weit stärkere Bewegung hat mich hingeris-

gerissen. Ich habe einem Eindrucke, der mir durch seine Stärke alle Mittel hinweggenommen hat, die ich vergebens in den Ueberlegungen über den abscheulichen Zustand, den ich mir selbst zubereitete, suchte, nicht widerstehen können.

Ich habe Mühe, Sie zu verstehen, erwiederte Elvire. Ich weis nicht, wie ich Ihre Reden auslegen soll. Sie sprechen, wie eine Person, an deren Unglücke die Liebe Schuld wäre; so aber machet die Art, mit welcher wir leben, daß ich die Richtigkeit meiner Muthmaßungen begreife.

Elvire wollte weiter sprechen, als Adelheit ihr zärtlich die Hand drückete, und mit schwacher bebender Stimme zu ihr sagete: Ach ja, liebste Freundinn, es ist nur allzu wahr; ich liebe, und das für meine ganze Lebenszeit! Ich sage noch zu wenig: der Gegenstand, der mir gefallen hat, ist für mich ein Abgott: Ich wollte ihm meine Hoheit, meine Reichthümer und den Rang meines Vaters aufopfern. Zufrieden mit seiner Zärtlichkeit sollte der verächtliche Stand, in welchem er lebet, für mich voller Reize seyn; kurz, meine liebe Elvire, ich muß euch meine Ausschweifungen nicht verhehlen, nachdem ich euch mein Unglück erzählet habe. Dieser Liebhaber, den ich mit so vieler Lebhaftigkeit liebe, ist ein schlechter Sklave, der in diesem Hause zur Besorgung der Gärten gebrauchet wird. Was sagen Sie mir da, erwiederte Elvire mit einer erstaunten Mine? Ist das möglich — Stille Elvire, sagete Adelheit, indem sie ihrer Vertrauten in die Rede fiel: ich habe mir selbst alles das gesaget, was ihr mir sagen könnet; wenn ihr mich

Bayerische Staatsbibliothek München

liebet, so häufet meinen Schmerz nicht. Ich bitt so mehr als zu unglücklich, ohne daß ihr mich noch durch eure Vorwürfe beugen dürfet. Ich verlange auch euer Mitleiden über mein Schicksal nicht: ich fordere nicht, daß ihr meiner Zärtlichkeit zu Dienste stehen und meiner Liebe schmeicheln sollt. Ich will sterben; das Loos ist geworfen, und euch würde ein Geheimniß, das ich mit ins Grab nehme, unbekannt seyn, wenn ihr mir es nicht abgelocket hättet. Indessen fordere ich von wegen aller der Freundschaft, die ihr mir zugeschworen habet, und die ich selbst zu euch trage, daß ihr mir meine Schwachheit nie vorwerfet. Eure Mühe, mich von derselben zu heilen, würde vergeblich seyn. Der Pfeil, der mich getroffen hat, ist zu tief in mein Herz gedrungen; der Tod allein kann ihn herausziehen.

Hören Sie Adelheit, hören Sie mich nur an, sagete Elvire. Ich entrüste mich nicht über Sie, sondern über ein grausames Schicksal, welches die tugendhaftesten Herzen auf das hartnäckigste verfolget. Erlauben Sie, daß ich, indem ich Sie beklage, wider das widrige Verhängniß losziehe, welches Ihre schönsten Tage so gefährlich vergället. Wie! die tiefe Einsamkeit, in der wir leben, hat Ihr Herz für keiner heftigen Liebe schützen können! Grausames Glück, mußte Adelheit eben das Unglück haben, wie Elvire? Wie sie diese Worte gesprochen, rührete sie des Don Sanchez Andenken so stark, daß das Schluchzen ihr das Sprechen benahm: sie wollte weiter reden, allein der Gebrauch der Stimme war weg.

Adelheit befand sich, wie Elvire, in einem eben so betrübten Zustande. Diese beyden liebenswürdigen Personen sahen einander an, umarmeten sich von Zeit zu Zeit, zerflossen in Thränen und sageten nichts: endlich unterbrach Adelheit zuerst das Stillschweigen. Höret auf, Elvire, mein Leiden durch das eurige zu vermehren. Ich bin über die Merkmaale eurer Freundschaft gegen mich so empfindlich, als man es seyn kann. Besorget nicht, daß ich derselben misbrauchen werde. Nie werde ich euch anliegen, meiner Liebe zu dienen; ich bin zufrieden genug, daß ihr mich beklaget, und daß ihr so weit gefällig seyd, meine Schwachheit zu entschuldigen. Ihr werdet nicht lange an meiner Verirrung zu leiden haben: ich fühle, daß es mir unmöglich ist, dem Grame, der mir das Herz frißt, zu widerstehen; und ich habe mir vorgenommen, ein Leben, welches mir zur Last ist, entweder durch den Stahl, oder den Gift zu endigen. Gerechter Himmel! welches Vorhaben, schrie Elvire? O! ich werde nicht zugeben, daß Sie Ihren Vorsatz ausführen! Ist das die Freundschaft, die Sie mir versprochen haben? Sie wollen also Ihre Elvire den allergrausamsten Uebeln überlassen? Was soll aus ihr werden, so bald sie Sie nicht mehr haben wird? Allein, was wollet ihr, das ich thun soll, erwiederte Adelheit? Ich liebe, und nichts vermag mir diese Liebe zu benehmen. Das Bild meines Geliebten ist meinem Gemüthe allezeit gegenwärtig; ich sehe ihn ohne Unterlaß, ich betrachte ihn, ich folge ihm mit den Augen: ein jeder Augenblick vermehret meine Zärtlichkeit. Wenn ihr wüßtet, wie viele

Mühe und Sorgfalt es mir gekostet hat, mich seit einigen Tagen zu zwingen, anders zu scheinen, als ich nicht war. Leider! wenn ich euch lustig und aufgeräumt schien, hatte ich einen Augenblick vorher mich in Thränen gebadet: da endlich das Feuer, welches mich verzehret, täglich mehr überhand nahm, ist es mir nicht möglich gewesen, euch meine Verwirrung länger zu verbergen. Ihr verlanget, daß ich leben solle: wie traurig werden meine Tage seyn! Könnet ihr begehren, daß ich mich mit einem Uebel schleppe, welches mich zu Boden drücket, und wider welches ich kein Mittel sehe? Laßt mich sterben: euer Mitleiden und eure Freundschaft fordern diese Dienstleistung von euch; und es ist der größte Dienst, den ich von euch erwarten mag. Nein, sagete Elvire, Sie sollen nicht sterben, Sie sollen leben und vielleicht leben, um glücklich zu seyn. Sie können sich die Liebe nicht abwehren: so lieben Sie denn; ist die Liebe eine Schwachheit, so entschuldiget sie deren Stärke. Sie folgen einem Eindrucke, welchem ihre Vernunft nicht hat widerstehen können. Sie hätten Ursache, über Ihre Liebe sich zu schämen, wenn Sie derselben ohne Kampf nachgegeben hätten; so aber gehorchen Sie einer höheren Gewalt. Leben Sie, Adelheit, leben Sie, und verlieren Sie auf immer die traurige Begierde, so schönen Tagen ein Ende zu machen. Aber, werden diese Tage, wenn ich sie durchlebe und durchliebe, nicht immer voller Bitterkeit seyn, erwiederte Adelheit? Ist wohl ein grausameres Schicksal, als das Schicksal, ohne Hoffnung einer Gegenliebe zu lieben? Ey! warum sollten Sie nicht geliebet wer-

den, versetzete Elvire? Sind Sie nicht liebenswürdig, und zur Liebe gemacht? Schön, reizend und Tochter eines regierenden Herrn, fürchten Sie, daß Sie einem bloßen Sklaven nicht gefallen sollten? Lassen Sie einen Gedanken fahren, der so wenig wahrscheinlich ist, und erdenken Sie sich selbst nicht Uebel, die nur eingebildet sind. Mein Herz fasset begierigst die Reden auf, die meine Seele erfreuen, sagete Adelheit. Ich will leben, weil ihr es so wollet, und ich werde zufrieden leben, wenn ihr mir mit eurem Rathe beystehen, und mir eure Freundschaft ferner gönnen wollet.

Elvire küssete die Adelheit zärtlich, und wie sie dieselbe einer ewigen Freundschaft und eines Eifers versichert hatte, den nichts vermindern sollte; so fuhr sie fort: Darf ich Sie ersuchen, mir zu sagen, durch welchen Zufall die Liebe Ihr Herz verführet hat? Adelheit antwortete, ich will euch die sonderbareste Geschichte erzählen, und die euch zum Beweise dienen soll, daß kein Herz, welcher Vorsicht man sich auch bediene, wider die Pfeile der Liebe versichert sey. Ihr werdet euch ohne Zweifel erinnern, daß ich den Tag nach unserer Ankunft in diesem Landhause ganz allein in dem Wäldchen spazieren gieng, durch welches die Gärten nach der Seeseite zu, sich endigen? Da sahe ich einen Sklaven, welcher Bluhmen begoß. Seine Gesichtsbildung rührete mich. Er ist gebildet, vergebet meiner Zärtlichkeit diese Ausdrücke, Elvire, recht so, wie man die Liebe schildert. Seine Gesichtsbildung ist leutselig und geistreich, seine Augen voll Feuer, seine Züge regelmäßig, seine Leibeslänge vortheil-

haft, und die Sklavenkleidung benimmt seinem edeln Ansehen nichts. Ich betrachtete ihn mit einem Vergnügen, wovon ich so gleich die Ursache nicht entwickeln konnte. Ich brachte mit dessen Betrachtung fast eine Viertheilstunde zu, ohne von dem Platze zu treten, auf welchem ich stund. Ich besorgete, er möchte mich gewahr werden, wenn ich zu gehen, und das geringste Geräusch zu machen anfienge, und sich aus Furcht der Strafe, daß er mir an dem Orte meines Aufenthaltes begegnet, wegbegeben. Je mehr ich ihn immittelst sahe, je mehr fand ich Vergnügen daran. Ich konnte der Versuchung, mich ihm etwas mehr zu nähern, um ihn etwas besser zu untersuchen, nicht widerstehen: ich schlich mich hinter den Bäumen weg, und machete mich nahe genug heran, um den Gift, der sich in meinem Herzen ausgebreitet hat, mit langen Zügen hinunter zu schlucken. Ach! meine liebe Elvire, wie liebenswürdig schien mir der Sklave! Ich würde den Rest des Tages mit dessen Betrachtung zugebracht haben: allein, der Gedanke, ihn, ohne daß er es merkete, alle Tage an eben dem Orte wieder zu sehen, nöthigte mich, mich auf das leiseste weg zu begeben, um nicht entdecket zu werden. Ich unterließ den Tag darauf nicht, mich zu eben der Stunde in den Wald zu begeben. Da sahe ich ihn nochmals: ich betrachtete ihn aufmerksam, und fand ihn schöner, als den Tag vorher. Meine Liebe bekam neuen Zuwachs. Ich lernete meinen Fehltritt erkennen: ich erröthete darüber aus Schaam und Verdruß: ich wollte fliehen, es war aber nicht mehr Zeit; ich konnte mich aus dem Wäldchen nicht fortbringen;

bringen; sondern ich hielt mich noch länger, als das erste Mal, darinnen auf. Kurz, was soll ich euch sagen, Elvire? Ich habe nicht einen Tag überschlagen, meinen Geliebten zu bewundern; gestern aber brachte die Liebe mich vollends um meine Vernunft. Ich fand den Sklaven sitzend, wie er den Himmel betrübt anblickete, und Thränen vergoß. Es kam mir vor, ich hörete ihn sprechen; ich konnte aber nicht verstehen, was er sagete. Ohne Zweifel beklagete er sich über sein Schicksal, das er erduldet. War jemals einer weniger zum Sklaven gemachet, so ist er es, er scheint vielmehr darzu geboren, Fesseln auszutheilen, als deren selbst zu tragen. Meine liebe Elvire, dürfte ich euch den Grund meines Herzens offen zeigen; dürfte ich euch die Gesinnungen erklären, von welchen ich fürchte, ihr möchtet sie verwerflich finden. Doch, warum sollte ich mich scheuen, euch meine geheimesten Gedanken zu sagen? Ihr seyd ja die Elvire, die mir eine ewige Freundschaft zugeschworen, und mit dem Zustande, in dem sie mich sieht, Mitleiden hat? Ja, meine liebe Elvire, ich will nichts für euch verbergen. Wenn ihr mir helfen wollet, und der Himmel begünstiget meine Anschläge, so will ich meinem Geliebten die Fesseln zerschlagen, ich will euch die Freyheit wiedergeben, und die glücklichste Person von der Welt werden. Ihr habet mir so oft von der Glückseligkeit, deren die europäischen Weiber genießen, vorgesprochen: dieses Glück würde mir tausendmal mehr werth seyn, als der Zustand, in welchem ich gegenwärtig lebe, wenn ich es mit meinem Geliebten theilen könnte. Es ist wahr, ich

bin die Tochter eines Regenten; dem ungeachtet bin ich doch eine Sklavinn. Meine Tage verfließen in einer betrübten Einsamkeit. Bleibe ich in diesem Lande, so werde ich einstens einem eifersüchtigen, barbarischen Manne zu Theile werden, der sein Herz unter mich und eine Anzahl Nebenbuhlerinnen theilen, und mir vielleicht den Verdruß anthun wird, mir die schlechteste seiner Sklavinnen vorzuziehen: über dieses würde ich einen Ehemann nie anders, als einen verhasseten Tyrannen ansehen, da ich das Herz voll von einer so starken Liebe, wie es die ist, die ich jetzt empfinde, habe. Glaubet mir, liebe Elvire, wir wollen uns der Gelegenheit zu Rütze machen: wir wollen die Minute ergreifen, ihr, um eure Freyheit zu erhalten, und ich, um meinen Geliebten für immer zu besitzen. Wir bleiben noch sechs Wochen in diesem Hause: diese wollen wir zu unserm wahren Besten anwenden. Sprechet mit meinem Geliebten; forschet ihn aus, und seht zu, ob wir uns auf ihn verlassen können. Versichert ihn, daß ich ihn anbethe. Wenn ein Herz so zärtlich und so nachdrücklich liebet, als das meinige, so ist aller Zwang überflüßig, und die Verstellung wird zum Laster. Will er mich entführen, so werde ich ihm die Mittel dazu geben: wir wollen alle drey nach Spanien reisen; und ich werde Geld und Diamanten genug mitnehmen, euch alle beyde reich zu machen.

Elvire war während der Anhörung von Adelheits Reden von so verschiedenen Bewegungen unruhig und gedankenvoll worden, daß sie darüber an deren Unterbrechung nicht gedacht hatte. Der Gedanke

danke an die Rückkehr nach Spanien, und eine nähere Erläuterung von dem Zustande ihres lieben Gemahles: die Hoffnung, ihm die Freyheit zu verschaffen, und mit ihm wieder vereinbaret zu werden; alles dieses hatte ihr anfänglich so sehr gefallen, daß sie nicht angestanden haben dürfte, den ihr gemachten Vorschlag anzunehmen: allein, auf ihre schmeichelhaften Wünsche folgeten verdrüßliche Nachgedanken. Sie zitterte, wenn sie bedachte, daß eine so kühne Flucht entdecket werden dürfte, daß sie alle Strenge des erboßten Dey zu leiden haben würde, und der Versuch, ihre Freyheit zu erhalten, die Sorgfalt vernichten könne, welche Don Sanchez ihren Gedanken nach, sich um deren Befreyung geben dürfte. Sie hatte von dem ihrem Vater begegneten Unglücke nicht die geringste Nachricht gehabt, und daher hoffete sie, daß alles ihr Leiden ein Ende haben würde. Die Verlegenheit der Elvire währete noch einige Augenblicke über den Schluß der Reden der Adelheit. Diese schöne Africanerinn erwartete ihrer Vertrauten Antwort zitternd, und mit niedergeschlagenen Augen: und die fiel günstiger für sie aus, als sie nicht gedacht hatte. Die Begierde Don Sanchez wieder zu sehen, verjagete endlich alle Furcht aus Elvirens Herzen: sie konnte die Abwesenheit ihres Gemahles nicht länger mehr ausstehen: der Tod schien ihr angenehmer, als der Zustand, in dem sie sich befand; sie entschloß sich daher, alle Mittel zu dessen Verlassung anzuwenden, und nahm das Anerbiethen der Adelheit an. Ich will alles dasjenige, was Sie wollen, sagete sie zu ihr. Mir ist die Gefahr nicht verborgen, welcher

wir uns aussetzen; das Schicksal, welches uns der Himmel vorbehält, mag indessen beschaffen seyn, wie es will, so kann es nicht trauriger seyn, als das gegenwärtige. Ihnen ist zur Zeit nur die Hälfte meines Unglückes bekannt, und wenn Sie das, was ich Ihnen bisher verschwiegen habe, wissen werden, so werden Sie deutlich einsehen, daß die Gefangenschaft allein mein grösstes Leiden nicht machete.

Adelheit war über die erstern Worte der Elvire so vergnügt, daß sie auf ihre letzteren nicht sonderlich Acht gab. Zu einer andern Zeit würde sie von ihr zu wissen verlanget haben, welches eigentlich das Unglück wäre, worüber sich ihre Freundinn beklagete; allein, vor jetzo dachte sie nur an das Versprechen, daß man ihrer Liebe hülfliche Hand biethen wollte. Sie fiel der Elvire um den Hals, und indem sie dieselbe in ihre Arme drückete, sagete sie: Liebe Freundinn, ich bin die glücklichste Person von der Welt. Alles wird gut gehen, da ihr an meinem Anschlage Theil nehmet: aber, fuhr sie mit einer ungeduldigen Mine fort, welche Elviren zum Lächeln bewog, wenn werdet ihr mit meinem Geliebten sprechen? Es muß morgen sehr früh geschehen. Ihr werdet ihn in den Gärten an eben der Stelle finden, wo ich ihn alle Tage sehe. Ich werde euch nicht dahin begleiten, weil man neugierig werden dürfte, zu wissen, wo ich hingienge, da ich nur nach der Sonnen Untergang erst auszugehen pflege; und denn würde alles verloren seyn, wenn man den geringsten Verdacht hätte. Wie es leicht geschehen möchte, daß er euren Worten,

weil er euch für eine geringe Sklavinn halten dürfte, nicht trauete, so werdet ihr ihm von meinetwegen dieses Geschenk reichen: aus demselben wird er leicht ersehen, daß es von einer reichern Person kommen müsse, als von einer andern, die sich in eurem Zustande befände. Wie sie dieses gesaget hatte, zog sie aus ihrem Kopfputze einen halben Mond von Brillanten, und gab denselben Elviren. Da die Hoffnung zur erlangenden Freyheit diese liebenswürdige Spanierinn lustiger machete, als sie es sonst nicht war, so sagete sie im Scherze zur Adelheit: Wahrhaftig, wir Europäerinnen begegnen unsern Liebhabern nicht so günstig: sie sind glücklich genug, wenn wir ihnen nach verschiedenen Monaten, und bisweilen so vielen Jahren, erlauben, uns ihre Liebe zu erkennen zu geben.

Was! fragete Adelheit mit Erstaunen, ihr liebet eine Mannsperson verschiedene Monate: ihr wisset, daß diese Mannsperson euch liebet; und dem ungeachtet machet ihr gegen einander ein Geheimniß aus dem, was ihr einander nicht eilig genug sagen könntet? Wie viel unnützer Weise verlorene Zeit! Die Africanerinnen übertreffen die Europäerinnen bey weitem an Klugheit: von dem Augenblicke an, in welchem wir zu lieben anfangen, ist unsere erste Sorge diese, so bald es möglich, eine Gelegenheit zur Liebeserklärung zu suchen. Wir glauben, daß ein in der Liebe verlorener Augenblick eine kostbare Zeit sey, deren Verlust man nicht ersetzen könne. In dem Zwange, in welchem wir leben, sind wir verbunden, alle eitele Zierungen der Europäerinnen zu verbannen: wären sie so, wie wir, gezwungen

würden sie den Werth der Zeit, die sie dadurch verlieren, weit besser kennen lernen; wären wir aber gleich auch so frey, wie sie, so würden wir ihr Betragen dennoch nicht nachahmen. Wozu dienet die Verstellung, so bald man wahrhaftig liebet? Es folget hieraus, daß man in Europa nicht so zärtlich, wie in Africa, lieben müsse. Kann ein Herz, in welchem die Liebe alles über alles ist, voll von dem bis zur Anbethung geliebeten Gegenstande, noch zur Verstellung und zum gezwungenen Wesen aufgeleget seyn? Die Gewohnheit und die Vorurtheile müssen bey euch sehr stark seyn; oder, wenn das nicht ist, so muß eure so genannte Zärtlichkeit nichts weiter, als eine flüchtige, matte und unbelebete Zuneigung seyn. Man liebet in Spanien so zärtlich, wie zu Tunis, antwortete Elvire hierauf mit Seufzen: sie werden es vielleicht selbst einmal gestehen. Vor jetzo aber ist es Zeit, daß Sie an Ihre Ruhe gedenken: es ist bereits sehr spät; verlassen Sie sich steif und fest auf meine Redlichkeit und Freundschaft. So bald es nur Tag seyn wird, will ich mich nach dem Garten verfügen, und bey Ihrem Erwachen sollen Sie von Ihrem Geliebten Nachricht haben.

Elvire kam ihrem der Adelheit gegebenen Versprechen treulich nach: so bald die Sonne aufgegangen war, stellete sie sich in dem Wäldchen ein: sie erblickete den Sklaven, welcher die um ein Parterre gesetzeten Bluhmentöpfe in Ordnung brachte; er kehrete ihr den Rücken zu, und sie konnte sein Gesicht nicht eher sehen, als bis er, da sie nur etliche Schritte von ihm war, auf das Geräusch, welches

sie

sie durch ihr Gehen machete, den Kopf nach ihr zu drehete. Elvire erstarrete bey dem Anblicke des Sklavens; und der Sklav hatte die Elvire kaum betrachtet, so ward er eben so unbeweglich, wie sie. Wie diese beyden Personen einander eine Minute lang angesehen, und das beyderseitige Erstaunen sie sprachlos gemacht hatte, umarmeten sie sich plötzlich, und küsseten einander einige Zeit, ohne zu sprechen. Endlich sprach der Sklav in zärtlich entzücketem Tone: ich sehe Sie wieder, schönste Elvire; ja, ich finde Sie wieder. Elvire, die in des Don Sanchez Armen ohnmächtig worden war, antwortete nichts; die Stimme ihres Gemahles aber machete sie wieder munter. O! glücklicher Tag, an welchem es mir erlaubet ist, Sie zu küssen, sprach sie: und in dem Augenblicke vergesse ich alles Leides, welches mir Ihre Trennung verursachet hat. Allein, Don Sanchez, Sie wissen noch alle unsere Glückseligkeit nicht: es wird uns erlaubet seyn, daß wir uns täglich sehen, und vielleicht gar Maaßregeln nehmen können, an unsere Rückreise nach Spanien zu denken. Wir wollen alles von unserem Glücke und unserer Liebe hoffen, erwiederte Don Sanchez. Der Himmel wird uns doch nicht wieder zusammen gebracht haben, um uns den Schmerz einer abermaligen Trennung empfinden zu lassen. Ja, gewiß, versetzete Elvire lebhaft, ich schmeichele mir, daß das Schicksal nicht mehr so widrig gegen uns seyn werde. Allein, sagen Sie mir, liebster Don Sanchez, durch welchen Zufall befinden Sie sich hier! Ist der Herr des Hauses auch der Ihrige? Nein, antwortete Don Sanchez, ich be-

finde mich nur seit sechs Tagen hier. Als die Sklaven getheilet wurden, fiel ich einem Türken, Namens Benazira, zu, der mich nach Portofarino mitnahm, wo er sich mehrentheils aufhält. Den Abend vor meiner Abreise nach diesem Landhause, sagete mein Herr zu mir: Höre, Christ! du weißt, daß ich dir Merkmaale meiner Freundschaft gegeben habe, und nun ist es Zeit, daß du mir deren von der deinigen giebst. Osman hat einen Mann von mir verlanget, der in der Gärtnerey erfahren sey: du mußt also morgen zu ihm reisen, um so lange, als er deiner nöthig haben dürfte, bey ihm zu bleiben; und ich werde dich durch einen Türken nach dessen Landhause hinbringen lassen. Bemühe dich so, daß Osman mit dir zufrieden sey: ich werde die Dienste, die du ihm leisten wirst, mir in Rechnung bringen. Auf die Art bin ich hieher gekommen, ohne den Osman zu finden: einer seiner vornehmsten Bedienten hat mir aber gesaget, daß ich die Zeit über, als Weiber in dem Hause bleiben würden, der Bluhmen pflegen sollte. Ey! so wußten Sie nicht, wer die Gebietherinn von diesen Weibern wäre, fragete Elvire? Es ist mir nicht allein noch jetzo unbekannt, gab Don Sanchez zur Antwort, sondern ich glaube so gar, daß außer Osmans Sklavenvorsteher keiner von dessen Leuten etwas davon wisse. Wenn Sie das gewußt hätten, so würden Sie, erwiederte Elvire, gedacht haben, daß Ihre Gemahlinn vielleicht nicht weit davon seyn würde. Die Tochter des Dey ist hier, und sie wird ohne Streit Ihrem und meinem Elende ein Ende machen. Was werden Sie sagen, wenn ich Ihnen

nen melde, daß sie selbst Sie Ihrer Sklaverey entledigen wolle? Ich weis nicht, antwortete Don Sanchez, durch welchen Zufall sie sich mein Schicksal angelegen seyn lassen will, da sie mich weder als Ihren Gemahl kennet, noch mich jemals gesehen hat: indessen muß man sich aller Mittel bedienen, die sich zu unserer Befreyung darbiethen. Ich begehre nicht, schönste Elvire, unsere Freude zu stören, und unter die Anmuth unserer Wiedervereinigung etwas Bitteres zu mischen: immittelst muß ich Ihnen doch hinterbringen, damit Sie sich in Ihren Entwürfen nicht trügen mögen, daß wir auf die Hülfe Ihrer Aeltern keine Rechnung machen dürfen. Hier meldete Don Sanchez der Elvire ihres Vaters Unglück: er milderte dessen Umstände aber, so viel es ihm nur möglich war, damit er ihr nicht zu neuer Betrübniß Gelegenheit gäbe; doch sagete er ihr so viel, daß er ihr alle Hoffnung zur Auslösung von Spanien aus, benahm.

Diese Nachricht machete der Elvire Kummer; allein in dem gegenwärtigen Zustande, da sie ihren Gemahl sahe, der mit ihr sprach, und von dem sie nicht wieder getrennet zu werden hoffete, wurde ihr Herz nur schwach davon gerühret. Große Freuden, welche das Gemüth ganz einnehmen, und die Seele selbst mit Ungestüm überraschen, lassen verdrüßlichen Gedanken, die von ungefähr zustossen können, nicht den geringsten Platz zu. In einem von einem gegenwärtigen Gegenstande ganz angefülleten Herzen machen entfernte Vorstellungen nur leichte Eindrücke. Hätte Elvire zu einer andern Zeit den Verlust des Vermögens ihres Vaters erfahren, so

würde

würde der dadurch erweckete Verdruß ihr Thränen ausgepresset haben; so aber, da sie ihren zärtlich gelieheten Gemahl wiederfand, den sie für immer verloren zu haben glaubete, stellete sie darüber nur einige flüchtige Betrachtungen an. Da uns, sagete sie, von Spanien aus alle Hoffnung entzogen wird, und es scheint, daß unser niedriges Schicksal so gar auf meinen unglücklichen Vater einen Einfluß gehabt hat, so muß man sich dessen zu bedienen suchen, was der Zufall und die Liebe uns hier anbiethen. Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich die Rechte der Freundschaft nur in der äußersten Verlegenheit, und um meinem Gemahle die Freyheit zu verschaffen, verletze. Ich empfinde den schmerzlichsten Verdruß, daß ich von der Schwachheit einer Freundinn, die sich ganz gegen mich entdecket hat, einen übeln Gebrauch mache: allein der Gedanke, von Ihnen getrennet zu seyn, überwieget alles in meinem Herzen. Das, was ich Ihnen sage, fuhr Elvire fort, scheint Ihnen ein Geheimniß zu seyn: und Sie, wertheſter Don Sanchez, begreifen von meinen Reden nichts; ich muß Ihnen also dieselben in wenig Worten erklären. Adelheit, die Tochter des Dey, liebet Sie. Sie hat Sie zu verschiedenen Malen in diesem Wäldchen gesehen, ohne daß Sie ihrer inne geworden sind; und sie ist es, die mir aufgetragen hat, Ihnen in diesen Diamanten ein Geschenk zu bringen. Sie hat sich fertig gemachet, mit Ihnen und mir nach Spanien zu reisen. Da uns das Glück alle andere Mittel versaget, durch die wir unsere Freyheit erhalten könnten, so müssen wir, geliebter Sanchez, dieses nicht

aus den Händen lassen. Ich bediene mich desselben zwar zwangsweise: und ich weis, daß Sie in Ihrem Herzen darüber seufzen, eine Person zu betrügen, die es nicht verdienet; das größte Verbrechen würde aber in Absicht auf uns ganz sicher dieses seyn, wenn wir die Mittel zu unserer immerwährenden Wiedervereinigung verabsäumen wollten. Als Elvire sahe, daß Don Sanchez ihr nicht antwortete, so fuhr sie weiter gegen ihn fort: Ey! ey! Sie sind über den Schluß, den Sie fassen sollen, verlegen? Sie wissen nicht, ob Sie meinen Besitz durch den Betrug der Leichtgläubigkeit einer Person, die Sie nicht kennen, erhalten sollen! O! Sanchez, Sie lieben mich nicht mehr: fünf Monate Abwesenheit haben mich aus Ihrem Herzen verbannet: was soll nicht geschehen, wenn diese Abwesenheit von noch längerer Dauer seyn sollte?

Gerechter Himmel! können Sie, geliebte Elvire, mir einen so ehrenrührigen Vorwurf machen, sagte Don Sanchez? Ich! ich sollte Sie nicht mehr lieben? Ich! ich sollte Sie vergessen haben? Ach Grausame! hat dieses Herz, das Sie anbethet, wohl verdienet, daß Sie ihm diesen empfindlichen Stoß geben? Zweifeln Sie im geringsten nicht, ich bin bereit, alles zu unternehmen. Ich kenne kein anderes Gut, als das, Sie zu sehen und Sie herzlichst zu lieben: können Sie das aber außerordentlich finden, wenn ein tugendhaftes Herz, wie das meinige, welches alle Verstellung verabscheuet, über den Zwang seufzet, zu den betrübtesten Mittel zu schreiten? Schönste Elvire, ich würde Ihnen minder achtungswürdig scheinen, wenn sie mich von leichterem Ent-

schlusse fänden. Ich bin es zufrieden, wir wollen das Mittel, welches uns das Glück zur Zerbrechung unserer Fesseln darbiethet, ergreifen, so verhaßt es auch ist: wir wollen uns aber auch zugleich bitterlich über das Glück beklagen, welches, nachdem es uns unglücklich gemachet, unser Elend nur dadurch endiget, daß es uns zur Begehung eines Lasters zwingt. Kurz, Elvire, wir müssen uns nicht selbst verblenden: die Verstellung, deren wir uns bedienen wollen, ist ein Verbrechen; und wir werden uns den Zustand, in welchem sich Adelheit nach ihrer Ankunft in Spanien befinden wird, vorzuwerfen haben. Warum wollen wir sie dahin mitnehmen, frug Elvire? Sie können sich, wenn Sie wollen, derselben nur in so weit bedienen, um alles zu unserer Abreise zu veranstalten; und wenn wir abseegeln, werden wir sie bloß allein darinnen betrügen, indem wir sie hier lassen. Don Sanchez antwortete hierauf: Sie geben mir einen Rath, dessen ich mich mit Nutzen bedienen kann: so bald Adelheit bey ihrem Vater bleibt, so fällt meine Bedenklichkeit fast ganz hinweg; allein, wo werde ich Sie, allerliebste Elvire, in Zukunft sehen? Wenn ich an den Augenblick gedenke, in welchem Sie mich verlassen werden, so zittere ich. Elvire erwiederte: Ich werde alle Tage, und in eben dieser Stunde, in dieses Büschgen kommen: auch, wenn die Sonne untergegangen seyn wird, werde ich mich hier einfinden; und aller Wahrscheinlichkeit nach wird Adelheit mich oft hieher begleiten. Ich fürchte ihre Gegenwart; wenn ich aus der Heftigkeit ihrer Liebe auf die Heftigkeit ihrer Eifersucht schließe: wir kön-

nen uns daher, mein wertheſter Sanchez, wegen unſerer Blicke nicht genug in Acht nehmen; unſere Augen, unſere Gebärden und Bewegungen ſind im Stande, uns zu verathen. Eine Liebſte von der Adelheit Art iſt ſcharfſichtig: iſt es möglich, ſo wollen wir alles Unglück, das ich beſorge, verhüten. Es fällt mir eben ein Gedanke ein, der mir gut zu ſeyn dünket. Ich werde der Adelheit ſagen, daß ich in dem Sklaven einen meiner Brüder, Don Sanchez genannt, und den ich für verloren gehalten, wiedergefunden hätte: ſie wird mich alsdenn, wenn ſie mich für die Schweſter ihres Geliebten hält, noch mehr lieben; und ich werde dann auch, ohne ihr den geringſten Verdacht zu erwecken, mit Lebhaftigkeit Mund und Hand an unſere Sachen legen können.

Don Sanchez billigte Elvirens Einfall; und er erklärete ſich, daß er die Adelheit gegen Sonnenuntergang in dem Wäldchen erwarten und ihr alles ſagen wollte, was ſie zur Beybehaltung ihrer Liebe bewegen könnte. Da Elvire beſorgete, ihre zu lange Abweſenheit möchte bey den andern Weibesperſonen zu einem Argwohne Anlaß geben, ſo küſſete ſie den Don Sanchez, und ſuchete die Adelheit auf, um ihr von dem Erfolge ihrer Geſandtſchaft Rede und Antwort zu geben, oder vielmehr ihre Leichtgläubigkeit zu hintergehen.

So bald die ſchöne Africanerinn Elviren erblickete, veränderte ſie die Farbe, und fragete mit einer bebenden Stimme: ob ſie ihr was angenehmes zu hinterbringen hätte? Ich wünſche das, was ihr mir ſagen werdet, zu wiſſen, und ich fürchte zugleich

dasselbe zu hören. O! wie schüchtern und furchtsam ist man, wenn man so heftig, wie ich, liebet! Sie werden alles, was Sie sich wünschen, erhalten, sagete Elvire. Ihr Geliebter ist bereit, alles, was Sie nur wollen, zu thun. Ich bin Ihnen für sein Herz Bürge. Meine Gerechtsame auf ihm, fügete Elvire erröthend hinzu, sind zu stark, als daß ich nicht Bürge für ihn werden könnte. Adelheit fragete sie hierauf mit vieler Lebhaftigkeit: Von welcher Beschaffenheit sind denn eure Gerechtsame? Solltet ihr wohl dem Sklaven gefallen haben? Sollte er euch etwa gesaget haben, daß er euch liebe? Es würde mir mein Leben kosten, wenn ihr meine Nebenbuhlerinn wäret: und wenn ihr meinen Geliebten auch nicht liebtet, so würde ich dem ungeachtet unglücklich seyn, so bald er nur einen Geschmack an euch gefunden hätte. Elvire, die Zeit gehabt hatte, sich von der Aufwallung zu erholen, welche Adelheits erste Worte in ihr verursachet, antwortete derselben hierauf: Ich bin keinesweges Ihre Nebenbuhlerinn. sondern Ihres Geliebten Schwester. Das Glück hat mir durch eine seiner glücklichen Eigensinnigkeiten in ihm einen Bruder gegeben, welchen ich seit verschiedenen Jahren für todt gehalten habe.

Wie! schrie Adelheit, mein Geliebter ist euer Bruder? Ach! allerliebste Seele, wie angenehm ist es mir, daß ich euch beyde eurem Vaterlande wieder zustellen, und eure Fesseln zerschlagen kann! Welch ein Vergnügen für ein Herz, wie das meinige, beydes der Liebe und Freundschaft einen erwünschten Dienst leisten zu können, indem ich meiner werthesten Elvire einen Bruder und meinem Geliebten

liebten eine Schwester gebe! Könnte ich euch doch noch mit neuen Wohlthaten überhäufen, und euch alle Schätze meines Vaters schenken! Indessen wollen wir von den letzteren so viel mitnehmen, daß wir niemandes Reichthümer beneiden dürfen. Saget mir aber, Schwesterchen, so nur, und nicht anders, werde ich euch künftig nennen, vielleicht werde ich eurem Bruder, wenn er mich gesehen haben sollte, misfallen: da er liebenswürdig, und der europäischen Reize gewohnet ist, wird er weder ihre Annehmlichkeiten, noch deren Munterkeit, in mir antreffen: er wird in meinem Herzen nichts als Liebe finden; und wegen dieser Liebe bloß muß er mir meine Fehler zu gut halten. Liebes Schwesterchen, ihr werdet für mein Bestes sprechen, und bey ihm dasjenige zu entschuldigen suchen, was ihm an mir nicht gefallen sollte.

Die Reden der Adelheit macheten Elviren so weichherzig, uud darüber, daß sie sich sie zu betrügen verpflichtet sahe, so durchdrungen, daß bloß die Nothwendigkeit, dem Don Sanchez die Freyheit zu verschaffen, sie zur ferneren Hintergehung ihrer Freundinn bewegen konnte. Wäre Adelheit weniger von der Vorstellung ihres Geliebten eingenommen, und mit dessen Liebe minder beschäfftiget gewesen, so würde sie ohne allen Zweifel Elvirens Unruhe bemerket haben: allein sie war zu weit davon entfernet, als daß sie darüber die geringste Betrachtung hätte anstellen sollen. Da sie von ihrer Liebe hingerissen wurde, so erlaubete ihr die Hoffnung, mit ihrem liebenswürdigen Sklaven zu sprechen, nicht ihre Aufmerksamkeit auf einen andern

Gegenstand zu lenken. Sie erwartete mit der allerlebhaftesten Ungeduld die Stunde ihres Spazierganges. Alle Augenblicke legete sie sich in das Fenster, die Höhe der Sonnen wahrzunehmen: und die Minute ihres Unterganges schien der Adelheit der allerglücklichste Augenblick zu seyn. Dieser Augenblick trat ein; und Adelheit kam demselben noch in etwas zuvor. Die Sonne stund noch über dem Gesichtskreise, und die Dämmerung verbreitete sich noch kaum, als Adelheit in Begleitung der Elvire den Weg nach dem Büschgen antrat. Wie sie dahin kam, erblickete sie ihren Geliebten von ferne nach dessen Gewohnheit beschäfftiget: mir fehlet es an Kräften, mich aufrecht zu halten, sagete sie zu Elviren; meine Knie sinken unter mir nieder: ich gebe meiner Furchtsamkeit nach, und es wird mir unmöglich seyn, mit ihm zu reden. Ehe ich ihn sah, hatte ich tausend Dinge, die ich ihm sagen wollte, im Gemüthe; und gegenwärtig weis ich nicht, womit ich ihm anreden soll. Helft mir, liebe Schwester, aus meiner Verlegenheit! Indem Adelheit so sprach, näherte sie sich immer dem Don Sanchez, welcher, da er Frauenzimmer kommen sah, sich nach der Landesgewohnheit anstellete, als wollte er sich wegbegeben. Die Furcht seines Abzuges machete die Adelheit so dreuste, daß sie ihn zur erst anredete. Warum flieht ihr vor uns, sagete sie zu ihm? Sollte ich euch an dem Vergnügen verhindern, eure Schwester, die ihr seit geraumer Zeit nicht gesehen, und deren trauriges Schicksal bis an den heutigen Morgen unbekannt war, zu unterhalten? Ich habe immittelst alles, was in meiner Macht gestan-

den, gethan, um ihr Schicksal angenehmer zu machen; und wenn meine liebe Elvire euch meine Gesinnungen eröffnet hat, so wird sie euch zu gleicher Zeit gesaget haben, daß es nicht an mir liege, wenn ich das eurige nicht ebenfalls verändere.

Ja! Madame, antwortete Don Sanchez mit einer ehrfurchts- und demuthsvollen Mine, meine Schwester hat mir ein Schicksal vorgespiegelt, mit dem mir zu schmeicheln ich mir nicht unterstanden haben würde. Was! fragete Adelheit hitzig, sie hat euch dieses Schicksal nur in der Entfernung gezeiget? O! sie hätte es euch als ganz sicher vergewissern können; denn ich hatte auf keine zweifelhafte Art mit ihr davon gesprochen. Sie kennet das Innerste meines Herzens; ich habe es ihr völlig entblößet gezeiget. Warum hat sie meiner Furchtsamkeit nicht die Verlegenheit, euch es selbst zu entdecken, ersparet? Vielleicht war sie zu voll von dem Vergnügen, ihren Bruder wieder zu finden, daß sie darüber kaum an ihre Freundinn gedacht hat: ausserdem würde es ihr nicht schwer geworden seyn, euch zu sagen, daß die Eroberung eures Herzens das einzige Gut sey, welches mir gefallen könne: daß ich um seinet willen bereit sey, meines Vaters Hoheit und diejenige, auf die ich noch Anspruch machen dürfte, daran zu setzen. Eine Europäerinn würde glauben, sich an dem, was sie sich selbst schuldig ist, zu vergehen, wenn sie euch das erste Mal, als sie mit euch spräche, ein dergleichen Geständniß eröffnete; allein ich danke es gegenwärtig dem Himmel, daß er mich zu einer Africanerinn gemachet hat, damit ich die Bewegungen eines Her-

zens, welches euch überaus sehr liebet, nicht durch falschen Schein und Verstellung zu verbergen gezwungen bin. Gewiß, Don Sanchez! ich liebe euch mehr, als mich selbst. Meine Liebe entstund in dem ersten Augenblicke, in welchem ich euch gesehen habe: sie hat in der Stille mehr zugenommen; mithin werdet ihr euch über deren Lebhaftigkeit nicht verwundern. Hätte es von mir abgehangen, diese Liebe zu vertilgen, so gestehe ich euch frey, daß ihr nie nichts davon hättet hören sollen. Mein Herz hat einen langen Kampf ausgehalten, der meinen Vater und euch betraf. Verdanket es meinen Bemühungen, eine Leidenschaft zu überwinden, welche mein Stand und meine Vernunft zu verwerfen schienen: sie haben euren Triumph vollkommener und meine Liebe stärker gemacht.

Hier schwieg Adelheit; und da Don Sanchez, der seine Augen zur Verbergung seiner Unruhe niedergeschlagen hatte, nicht geschwind genug antwortete, fuhr sie in zärtlichem aber unruhigem Bezeigen fort: Ihr scheinet über dasjenige, was ich euch sage, erstaunet: ihr antwortet mir nicht. Welcher Ursache soll ich euer Stillschweigen zuschreiben? Don Sanchez hatte sich immittelst mehr gefasset, er richtete daher seine Augen auf die Adelheit, und antwortete ihr ganz ungezwungen: Madame, die übermäßige Gütigkeit, mit der Sie mich überhäufen, machet mich beschämet. Wie werde ich jemals Ihnen alle die Empfindungen beweisen können, die Dero unumschränkte Gnadenbezeigungen in mir erreget haben? Mein ganzes Leben wird nicht zureichen, auch nur die geringste davon zu erwiedern. Schlie-

ßen Sie von der Größe Ihrer Wohlthaten auf die Größe meiner Erkenntlichkeit; nie sollen sie sich aus meinem Gedächtnisse verlieren, und ewig werde ich die Hand lieben, von der ich sie erhalten habe.

Ob des Don Sanchez Antwort schon ein bloßes Compliment war, so besorgete er indessen doch, zu zärtlich sich ausgedrücket zu haben. Er suchete aus den Augen der Elvire zu ersehen, ob sie glaube, daß er zu viel gesaget hätte. Da dieser geliebten Gemahlinn gegentheils immer für dem Argwohne der verliebten Africanerinn bange war, so hätte sie vielmehr gewünschet, Don Sanchez möchte sich noch mit mehrerer Lebhaftigkeit ausgedrücket haben. Die Adelheit aber legete den Worten ihres Geliebten einen weiter ausgedehneten Sinn bey, als sie nicht enthielten; und glaubete unter denselben die stärkeste Liebeserklärung und Betheurung einer ewigen Treue zu erkennen. So leicht überzeuget sich der Verstand von dem, was er wünschet, besonders wenn er von dem Herzen geleitet wird. Bey dergleichen Umständen wird derjenige, welcher sich von seinen Bewegungen zuerst hinreißen läßt, allemal von dem andern hintergangen. Adelheit folgete den Bewegungen ihres Herzens, und gab dem Don Sanchez zur Antwort: Ihr seyd mir nichts schuldig, sondern ich bin vielmehr eure Schuldnerinn, da ihr das annehmet, was ich euch anbiethe. Eure Erkenntlichkeit übertrifft in meinen Augen allen Werth. Ich bin, lieber Don Sanchez, auf immer die eurige: und ihr könnet nur immer die Maaßregeln annehmen, die ihr zu unserer Abreise für nöthig erachten werdet. Ich will mir

blindlings alle eure Entwürfe gefallen lassen; und ich erkläre euch gegenwärtig für den Herrn meines Leben, meines Vermögens und meiner Glückseligkeit, so wie ihr der Herr meines Herzens seyd. Ich werde Sorge dafür tragen, durch Elviren, die euch täglich sprechen soll, so viel Geld euch zuzustellen, als ihr nöthig haben werdet. Ich meiner Seits werde euch nicht so oft sprechen können, als ich es wünschete: man giebt zu genau Acht auf mich; und wenn ich entdeckt werden sollte, würde ich alle eure Entwürfe über den Haufen werfen; ich werde euch aber sehen, und das ist eine Glückseligkeit für mich, die ich mir auf Kosten meines Lebens zu verschaffen suchen würde. Ihr werdet alle Morgen unter dem Vorwande der Pflegung des unter meinen Fenstern befindlichen Bluhmenbeetes euch da einfinden, und ich werde hinter den Fenstervorsätzen stehen, und mich da über den Zwang beklagen, der mich mit euch zu reden verhindert. Die Hoffnung, daß der Zwang bald ein Ende nehmen werde, soll mich trösten; und das Vergnügen, euch zu sehen, soll mich, trotz dem strengen Zwange, in welchem ich nach der Gewohnheit dieses Landes leben muß, glücklich machen. Lebet wohl, Don Sanchez; es ist Zeit, daß wir von einander scheiden. Ich trenne mich ungern von euch: es wird aber ein Tag kommen, (und machet, daß dieser Tag nicht ferne sey,) wo mich nichts mehr nöthigen wird, mich von dem, welchen ich liebe, zu trennen. Bey diesen Worten reichete Adelheit dem Don Sanchez die Hand. Er stund an, ob er sie ergreifen sollte. Elvire, die seinen Gedanken errieth, und dessen überflüßige Zweifel fürch-

tete, sprach zu ihm: Lieber Bruder, wenn zwey Herzen einander lieben, so muß die Ehrerbiethung an ihren Bewegungen keinen Theil mehr haben. Don Sanchez merkete, was Elvire damit sagen wollte. Er küssete der Adelheit so gleich die Hand, indem er die Knie auf die Erde setzete. Steht auf, sagete diese schöne Africanerinn: eure Schwester ist meinem Verlangen zuvor gekommen. Zwischen uns, Don Sanchez, ist keine Rede mehr von der Ungleichheit des Ranges. Ich bin euch ferner nicht mehr die Tochter eures Beherrschers; und ihr seyd mir kein Sklave mehr. Ich reiche die Hand meinem Geliebten und künftigen Ehemanne. Beydes die Liebe und die Freundschaft fliehen diese beschwerenden Unterscheidungen. Kann unter zweyen Herzen wohl eine wirklich vollkommene Vereinigung statt haben, von welchen das eine über das andere einen zwangvollen Vorrang beybehält, welcher über kurz oder über lang verhaßt wird? Versprechet mir daher, lieber Don Sanchez, daß ihr den Unterschied, den das Glück zwischen meinem und eurem Stande festgesetzet, ein für allemal vergessen wollet. Adelheit reichete dem Don Sanchez nochmals die Hand: und er küssete dieselbe dieses Mal mit minderer Ehrerbiethung, als vorher, und antwortete der schönen Africanerinn: Ihre Gütigkeit wird mich dreuster machen, Ihnen bey allen Gelegenheiten die Größe meines Eifers zu zeigen; erlauben Sie aber zugleich gefälligst, daß ich, ohne den Empfindungen zuwider zu handeln, von denen ich gegen Sie voll bin, bis an das Ende meines Lebens die Ehrfurcht beybehalte, die ich Ihnen schuldig bin. Adelheit,

zufrie-

zufrieden mit der Antwort ihres Gemahles, antwortete demselben lächelnd: Nein, ich untersage euch diese Ehrfurcht ganz und gar: ich halte dafür, daß sie sich mit der Liebe nicht vertrage; da ihr aber doch mich durchaus für die Tochter eures Fürsten halten wolltet, so befehle ich euch Kraft dieses Ansehens, daß ihr mich liebet, und auf immer Ceremonien bey Seite setzet, die meiner Zärtlichkeit mehr Unruhe, als Vergnügen erwecken. Ich stehe Ihnen dafür, erwiederte Elvire, daß er Ihnen gehorchen werde Ich nehme es als meine Sache auf; und wenn er sich nicht nach Dero Verlangen betragen wollte, so würde folgen, daß er sich aus dem Rathe und Bitten seiner Schwester wenig machen müßte. Allein, vergeben Sie, Madame, fuhr Elvire fort, Sie vergessen, daß Sie bereits lange aus Ihrem Zimmer abwesend sind. Was werden Dero Frauen denken? So laßt uns denn gehen, sagete Adelheit; so schmerzlich eure Erinnerung mir fällt, so muß ich mir sie dennoch gefallen lassen. Lebet wohl, Don Sanchez; eure Schwester soll euch bald von mir Nachricht bringen. Don Sanchez, der durch das, was Elvire nur kürzlich gesaget, kühner worden war, erwiederte: Nachrichten von Dero Person sind mir sehr werth, Madame, und ich versichere Ihnen, daß ich solche jederzeit mit der größten Begierde in Empfang nehmen werde. Und ich, erwiederte Adelheit, ich werde meine ganze Glückseligkeit in der eurigen finden, und dahin trachten, daß ich, so oft ich kann, persönlich sehe und höre, was ihr machet.

Als Adelheit das gesaget hatte, begab sie sich in Begleitung der Elvire hinweg: und kaum war sie in ihrem Zimmer angekommen, so umarmete sie ihre Vertraute, und sagete zu ihr: Meine liebe Schwester, laßt uns den Augenblick beschleunigen, der euch die Freyheit wiedergeben, und mich mit eurem Bruder auf Lebenslang vereinigen soll: hierauf schloß sie ein Kästchen, welches mit Golde angefüllet war, auf. Seht, sagete sie, das müßt ihr dem Don Sanchez bringen. Er muß suchen, einen christlichen Schiffhauptmann zu gewinnen, der in der Dunkelheit seine Schaluppe an den Garten heraufschicken könne. Wir werden die ganze Nacht, und einen Theil des Morgens unter Segel seyn, ehe man unsere Flucht wahrnehmen wird; und wenn man dieselbe erfahren wird, werden wir nichts mehr zu befürchten haben.

Elviren gefiel der Adelheit Anschlag um so viel mehr, als er höchst bequem schien, dieselbe zu betrügen, und sie mit ihrem Gemahle abreisen konnte, ohne daß diese schöne Africanerinn etwas davon erführe. Sie nahm es auf sich, dieses Kästchen noch den Abend abzugeben; und sie verfügete sich zu der gewöhnlichen Stunde in das Büschchen. Wie sie dem Don Sanchez das Kästchen übergab, sagete sie: Sehen Sie hier, wodurch wir unserem Zwange ein Ende machen können; und dann meldete sie ihm den Anschlag, welchen Adelheit ihr eröffnet hatte. Ach Elvire! sagete Don Sanchez, wie sehr muß ich euch lieben, daß ich mich entschließen kann, jemanden zu hintergehen, dessen Herz so gut, und so aufrichtig ist, als der Adelheit ihres! Wären

Sie

Sie nicht Zeuginn unserer Unterredung gewesen, hätten Sie meine wankende Furchtsamkeit nicht unterstützet, so würde es mir unmöglich gewesen seyn, mich bis an deren Endigung zu zwingen. Gerechter Gott! welche Quaal für ein tugendhaftes Herz, wenn es genöthiget ist, sich zu verstellen. Die Güte und die Vertraulichkeit der Adelheit macheten mich zerstöret; und ich litte alles, was man nur leiden kann. Vermeiden Sie, ich beschwöre Sie bey unserer Liebe, wenn es möglich, eine zweyte Unterredung von der Art der ersteren. Nein, nie werde ich solche aushalten können: ich würde nie Bosheit genug besitzen, ansehen zu können, daß die liebenswürdigste Aufrichtigkeit durch eine Treulosigkeit, deren Haupturheber ich bin, hintergangen wird. Ich muß Ihnen, Elvire, die teutsche Wahrheit sagen: Ich bin nicht mehr Bürge dafür, daß ich über mich selbst Herr seyn dürfte. Meine Verlegenheit, meine Scham uud meine Betrübniß werden uns verrathen.

Das, was Sie verlangen, antwortete Elvire, ist unmöglich. Sie werden ohne Zweifel verbunden seyn, die Adelheit mehr, als einmal, wieder zu sehen. . . . Allein, können Sie sich denn nicht Gewalt anthun? . . . Nein, sagete Don Sanchez, indem er Elviren ins Wort fiel, ich kann Ihnen nicht die Gewähr leisten, daß ich, in einer so betrübten und gezwungenen Beschaffenheit der Sachen, meiner mächtig seyn werde. Wenn ich Ihnen auch gleich das, was Sie von mir fordern, versprächе, so wird es nichts helfen; meine Augen, meine Reden, beydes Feinde der Unwahrheit, werden

mich

mich verrathen: meine Uordnung wird dasjenige an den Tag bringen, was ich zu verbergen suchen werde; und meine Verstellung wird alsdenn zu nichts weiter, als zu unserem Verderben, dienen, und daß wir der Adelheit Zorn wider uns beyde reizen werden. Ey nun, Grausamer! höret doch auf, euch zu zwingen, versetzete Elvire. Lassen Sie es ja nicht dabey bewenden, daß Sie sich aus einer übel angebrachten Bedenklichkeit unglücklich machen, sondern stürzen Sie annoch eine Gemahlinn noch tiefer ins Unglück, die Sie so zärtlich liebet. Lassen Sie dieselbe in einer ewigen Sklaverey sitzen: denken Sie aber, Undankbarer, auch daran, wenn Sie von ihr entfernet seyn werden, daß es nur an Ihnen gelegen hat, mit ihr beständig vereiniget zu seyn.

Don Sanchez fieng hierauf an, sich folgender Maaßen klagend hören zu lassen. Mit welchem Stoße durchboren Sie mein Herz, geliebte Elvire? Bin ich nicht bereits unglücklich genug, ohne daß Sie noch mich mit ungerechten Vorwürfen beladen dürften! Liebete ich Sie weniger, so würde ich mich für den Verweisen der Adelheit nicht fürchten, und in meine Furchtsamkeit kein Mistrauen setzen. In der Minute, in der Sie von mir verlangen, daß ich ihr eine Gegenliebe zusage, empöret sich mein Herz, welches nur Sie allein lieben kann, wider meinen Willen darüber, und widerspricht meinen Worten. Lieben Sie mich, erwiederte Elvire etwas verdrüßlich, o! so erretten Sie mich aus der Gefahr, Sie auf immer zu verlieren. Wenn Sie mit der Adelheit sprechen, so erinnern Sie sich, daß ich eine Sklavinn bin, die von Ihnen abgesondert

ist,

ist, und sich vielleicht dem Zeitpuncte nähert, Sie nie wieder zu sehen. Wie viele andere Unglücksfälle habe ich, außer den bereits erfahrenen, nicht noch zu befürchten! Wenn Sie alles das erwägen wollen, so werden Sie Standhaftigkeit genug in sich finden, um sich etliche Minuten lang Gewalt anzuthun.

Wohlan! Elvire, sagete Don Sanchez, ich werde mich auf alle mögliche Art zwingen, meine Scham zu unterdrücken, und meine Verlegenheit zu verbergen; allein, helfen Sie mir auch meine Unruhe lindern; stehen Sie mir in den für mich grausamen Minuten bey! Ey! habe ich nicht bereits diesen Morgen Ihre Reden auf der besten Seite ausgeleget, und so, wie Adelheit sie nur wünschen konnte, erwiederte Elvire? Thun Sie ihrer Seits nur, was Sie zur Befreyung Ihrer Gemahlinn thun können, und seyn Sie dagegen versichert, daß Sie allem dem vorbeugen werden, was Ihren Anschlägen zum Nachtheile gereichen könne. Mein Herz ist der Lügen eben so wenig geneigt, als das Ihrige; es ist aber weit zärtlicher, und es liebet mit mehrerer Lebhaftigkeit. Wir wollen eine Unterredung, die mir das Herz bricht, abbrechen, sagete Don Sanchez. Verschonen Sie, Elvire, das Herz eines Gemahles, der alles thun will, was Sie verlangen. Ich will unsere Abreise beschleunigen; und ich hoffe, daß unsere Bekümmernisse bald ein Ende haben sollen. Zu unserem Zwecke zu gelangen, müßte Adelheit einige Bluhmen verlangen, die sich in diesem Garten nicht befinden; dieß würde mir einen Vorwand an die Hand geben, nach Tunis oder Portofarino

farino zu gehen, um mich eines Schiffshauptmannes zu versichern, der nach Spanien segelte. Nichts ist leichter, erwiederte Elvire, als das, was Sie begehren; und Adelheit soll Ihnen morgenden Tages anbefehlen lassen, nach Tunis zu gehen. Unstreitig wird Sie dieselbe vor Ihrer Abreise zu sprechen begehren; vergessen Sie nicht, sich zu zwingen, und mir das gegebene Wort zu halten. Elvire war verbunden, zu ihrer Gebietherinn zurück zu kehren: sie küssete also ihren Gemahl, und hinterbrachte alsdenn der Adelheit, daß sie dem Sklaven anbefehlen lassen möchte, nach Tunis zu gehen, um eine Gattung Nelken daselbst zu holen, die in dem Garten fehlete; sie erklärete ihr zugleich die Ursache dieser Reise. Das ist vortrefflich! sagete Adelheit; ich muß ihn aber noch vor seiner Wegreise sehen. Ich will Morgen nach dem Wäldchen spazieren. Sie that das: und Don Sanchez hielt sein Wort, das er der Elvire gegeben hatte. Er stellete sich ziemlich zuthätig; so, daß diese zwote Unterredung zwischen ihm und Adelheit die Liebe dieser unglücklichen Africanerinn um ein gutes Theil vermehrete.

Als Don Sanchez zu Tunis angekommen war, erkundigte er sich unter der Hand nach den Fahrzeugen, die unter Segel gehen sollten, und erfuhr, daß ein englisches Schiff vor Anker läge, dessen Hauptmann seit einigen Tagen am Lande wäre, und bey dem Consul seiner Nation sich aufhielte, welches seinen Lauf nach Barcellona nehmen würde. Er fand Mittel und Wege, heimlich mit ihm zu sprechen, und nahm mit ihm die Abrede dahin, daß er an einem gewissen Tage, in der Entfernung einer halben Meile

von des Osmans Hause Anker werfen, und seine Schaluppe gegen Mitternacht an das Gartenufer absenden sollte.

Wie Don Sanchez alle zu seiner Abreise erforderlichen Maaßregeln genommen hatte, reisete er wieder zurück, und gab seiner Elvire von den getroffenen Anstalten Nachricht. Sie verabredeten sich beyde dahin, daß sie der Adelheit sagen wollten, als würden sie zwey Tage später die Reise antreten. Während Adelheit schlief, wollte Elvire sich bey Don Sanchez in dem Wäldchen einfinden, und sie richteten alles so wohl ein, daß ein übeler Ausgang dieses Planes unmöglich schien. Das Schicksal hatte indessen ein anderes beschlossen, und das Glück hatte für dieses Ehepaar weit grausamere Leiden aufbehalten, als es die bisher erduldeten nicht gewesen waren.

Nachdem Adelheit die Rückkunft des Don Sanchez erfahren hatte, so verfügete sie sich bald nach dem gewöhnlichen Sammelplatze, Die Freude über die Annäherung ihrer Abreise machete ihre Zärtlichkeit weit lebhafter, und sie gab ihrem Geliebten die aufrichtigsten Merkmaale der stärksten Liebe. Der durch der Elvire Blicke, und die Hoffnung des nahen Beschlusses seines Unglückes ermunterte Don Sanchez schien auch weit eifriger, wie sonst: so, daß Adelheit glaubete, sie würde so sehr geliebet, als sie selbst liebete; und sie gieng, voll der schmeichelhaftesten Gedanken, nach ihrem Zimmer zurück. Die Freude, welche sie empfand, erlaubete ihr nicht, die bey der Ausführung großer Unternehmungen nöthige Klugheit zu beobachten. Ihre außer-

ordent-

ordentliche Munterkeit erregete bey einer ihrer Aufwärterinnen einigen Argwohn: wie die nun gern wissen wollte, was ihrer Gebietherinn diese Lust verursachet habe, verbarg sie sich in einem an das Zimmer stoßenden Verschlage, worinnen Adelheit sich mehrentheils mit Elviren zu besprechen pflegete. Sie hörete alles, was sie zu einander sageten; und da sie von dem Dey sich eine große Belohnung versprach, wenn sie ihm ein Geheimniß eröffnete, welches ihn so nahe angieng, so überschrieb sie demselben den Entschluß seiner Tochter, mit dem Don Sanchez und der Elvire zu entfliehen.

Da der Dey dieser Frau ihren Brief durch einen Verschnittenen empfangen hatte, reisete er selbst so gleich nach dem Landhause ab, in welchem Adelheit sich aufhielt. Die Zärtlichkeit, die er zu ihr trug, war so groß, daß, da er Elviren und Don Sanchez umbringen lassen wollte, er seiner geliebeten Tochter Verdruß, den sie darüber empfinden möchte, zu lindern kam. Nie liebete ein Vater seine Kinder so sehr, als dieser Dey die Adelheit liebete. Bald nach seiner Ankunft befahl er, daß man Elviren und Don Sanchez ins Gefängniß brächte, und hernach gieng er in seiner Tochter Zimmer, welcher er den Ausgang verbiethen lassen. Er fand sie übermäßig weinend. Da sie wußte, daß ihr Vater Elviren gefänglich einziehen lassen, zweifelte sie nicht, daß er von ihrem gefasseten Entschlusse benachrichtiget worden wäre; und da sie für das Leben ihres Geliebten alles besorgete, so machete sie sich alle Augenblicke gefasset, ihre Lebenstage auch abzukürzen. Als der Dey den Zustand seiner lieben Toch-

ter und ihre äußerste Betrübniß sah, mußte er darüber weichherzig werden. Sein Zorn verschwand fast bey dem Anblicke der sterbenden Adelheit. Ach, Tochter! was hatte dir dein Vater gethan, daß du ihm den grausamsten Streich spielen wolltest? War das der Trost, den ich in meinem Alter von dir gewärtigte? Je, Adelheit, hast du deiner so weit vergessen können, daß du dich selbst entehren wollen? Erhole dich, liebe Tochter, laß deine Verblendung fahren. Dein Schmerz geht mir viel zu sehr zu Herzen, als daß ich dir das Vergangene nicht vergeben sollte. Ich sehe, daß man dich verführet, und deiner Leichtgläubigkeit gemisbrauchet hat; allein, die strengste Hinrichtung soll der gerechte Lohn der Unglückseligen seyn, die an deinem Fehler Schuld sind. Ach! schrie Adelheit, wenn Don Sanchez stirbt, so muß ich auch sterben. Meine und seine Lebenstage sind zu stark mit einander verbunden. Liebster Vater, bin ich Ihnen jemals lieb gewesen, so versagen Sie mir die Gefälligkeit nicht, mich mit meinem Geliebten zugleich sterben zu lassen. Ich habe ihn verführet; und ich bin die Ursache seines Todes. Ich bin bereit, vor Ihren Knien, die ich umfasset halte, zu sterben. Nehmen Sie mir, mein Vater, ein Leben, das ich verwünsche: rächen Sie sich: strafen Sie mich: Ihr Zorn ist gerecht; er wird dem Stoße zuvor kommen, den ich mir selbst geben werde, wenn das Mitleiden Sie davon zurück hält. Scheuen Sie sich, das Blut Ihrer Tochter zu vergießen, so leihen Sie mir Ihren Dolch; meine Hand soll mich von meinem Leiden erlösen. O! Don Sanchez!

o Elvire! vergebet mir das Leiden, welches ich euch verursache. Ich bin leider! mehr zu beklagen, als ihr, euer Schicksal sey, welches es wolle.

Gerechter Himmel! welches Unglück läßt du mich erleben, sagete der Dey! Muß der Streich, der mich tödtet, mir von einer Tochter kommen, die ich, ungeachtet ihres Verbrechens und ihrer Vergehung, mehr, als mich selbst, liebe. Sage mir, Adelheit, kannst du verlangen, daß dein Vater, dein König, einem Nichtswürdigen vergebe, der dich hat entehren, und um einen erlauchten Rang, den dir der Herr zuerkannte, bringen, und nachgehends deine Schande in allen christlichen Ländern herumschleppen wollen? Meine Ehre war sicher, erwiederte Adelheit. Ich reisete als seine Gemahlinn ab; und von der Minute unserer Ankunft in Spanien an, waren wir auf Zeitlebens verbunden. Seine Hand war schätzbarer für mich, als eine Krone. Du ließest dich hintergehen, antwortete der Dey; alle Entführer sind zu Meyneidigen geworden. Allein hast du, ohne dich zu schämen, aus einem armseligen Sklaven deinen Gemahl machen können? Die Geburt dieses Sklaven ist erlaucht genug, erwiederte Adelheit; und das Glück hat ihn, ob ihn dasselbe in mancherley Umständen gleich schlecht behandelt, doch auf der Seite begünstiget. Wäre er aber auch in dem niedrigsten Stande erzeuget worden, so würden seine Tugenden tausendmal mehr verdienet haben, als ich ihm geben konnte. Alle Geschenke, die ich ihm geben wollen, haben leider! seinen Untergang verursachet! Ohne mir, ohne meiner Liebe, lebete er heute als Sklave; allein er würde

leben, und in der Folge seine Freyheit haben erhalten können. Nun ist es mit ihm aus, alles ist für ihn verloren; da er sterben muß. Wenn ihm aber nach seinem Tode einige Empfindung übrig seyn sollte, so soll er erfahren, daß ich ihn nicht überlebet, und mein Leben zu den Füßen seines Mörders aufgeopfert habe. Bey diesen Worten bemächtigte sich Adelheit des Dolches, den ihr Vater an seinem Gürtel trug: und sie ergriff denselben so schnell, daß der Dey kaum Zeit genug hatte, ihn ihr aus den Händen reißen, als sie sich denselben in die Brust stoßen wollte.

Der über seiner lieben Tochter Gefahr für Furcht außer sich gesetzete Dey konnte sich von seinem Erstaunen nicht erholen. Immittelst netzete Adelheit seine Knie mit Thränen, und sagete zu ihm: O! mein Vater, warum wollen Sie mich an meinem Tode verhindern? Ist denn das begangene Verbrechen so groß, daß man es durch die grausamsten Martern bestrafen muß? Das Leben wird mir zum Abscheu. Ich kann die Quaalen, die ich leide, nicht ausstehen. Haben Sie Mitleiden mit mir, mein Vater, und endigen meine Plagen. Wenn Sie mich tödten, so erzeugen Sie mir eine tausendmal größere Wohlthat, als da Sie mir das Leben gegeben haben.

Der Dey liebete seine Tochter zu sehr, als daß er den Zustand, in dem er sie sahe, hätte ertragen können. Stehe auf, Adelheit, sagete er zu ihr: dein Geliebter soll nicht sterben; und ich vergebe auch noch der Elvire. Aber nach dem Aufsehen, den deine Begebenheit gemachet hat, muß ich, wenn ich diesem Geliebten das Leben erhalten will, ihn zu

einem

einem Range erheben, welcher ihm erlaube, dein Gemahl werden zu können. Ich bin von der unumgänglichen Nothwendigkeit überzeuget, daß er, um deine und meine Ehre zu bewahren, entweder sterben oder dich zur Frau haben muß. Die Liebe, eine vielleicht zu blinde Liebe, gegen dich hat meinen gerechten Zorn gedämpfet. Ich bewillige dir die Begnadigung deines Geliebten; aber unter der Bedingung, daß er ein Türke werde. Wenn er dich liebet, und die Vergebung seines Verbrechens verdienen will, so muß er keinen Anstand nehmen, von einer Religion abzugehen, die er, ohne dich zu verlieren und zu sterben, nicht beybehalten kann. Gewiß, Vater! an Ihrer Güte erkenne ich Ihr Herz, sagete Adelheit. Allerglücklichster Tag meines Lebens, an welchem ich die Zärtlichkeit des besten Vaters von der Welt wieder finde, und an dem ich meinem Geliebten und meiner Freundinn das Leben rette! Vollführen Sie aber auch, liebster Vater, zu meinem Wohl, was Sie so glücklich angefangen haben. Sie wissen, wie fest die Christen an ihrer Religion halten; erlauben Sie mir daher, daß ich dem Don Sanchez Ihren Willen kund thun möge. Befehlen Sie, daß man ihn in mein Zimmer führe, und ich mit demselben allein spreche. Ich bin es zufrieden, gab der Dey zur Antwort; denke aber auch daran, meine Tochter, daß du dich seinem Tode nicht widersetzen dürfest, wenn er thöricht genug seyn sollte, kein rechtgläubiger Türke werden zu wollen. Weigert er sich der Religionsänderung, so schwöre ich bey dem Alcoran, daß er sterben muß. Ich gebe meinen Willen darein, daß er als dein Ge-

mahl lebe; so bald er es aber nicht seyn kann, ist es mir auch unmöglich, ihm das Leben zu lassen, ohne eine ewige Schande auf mich zu bringen. Adelheit über das, was sie erhalten hatte, vergnüget, sagete ihrem Vater alles zu, was er verlangete. Sie glaubete nicht, daß ihr Geliebter gegen das Glück, sein Leben und seiner Schwester ihres zu erretten, und eine Liebste zu heurathen, die ihn zum höchsten Range erhob, noch etwas einzuwenden haben würde.

Wie der Dey aus seiner Tochter Zimmer gegangen war, befahl er, daß man Don Sanchez dahin bringen möchte. So bald Adelheit ihn erblickete, sagete sie: Wir sind weit glücklicher, als wir es nicht verhoffen durften. Erholet euch von eurer Furcht, Don Sanchez. Mein Vater hat sich durch meine Thränen und meine Verzweifelung bewegen lassen, mir eure und Elvirens Begnadigung zuzugestehen. Er thut mehr .... Don Sanchez ließ der Adelheit nicht die Zeit, das vollends zu sagen, was sie noch sagen wollte. Die Freude, daß er nichts wegen seiner geliebten Elvire zu besorgen hatte, brachte ihn außer sich. Er warf sich der schönen Africanerinn zu Füßen, und redete sie folgendergestalt an: Madame, wodurch habe ich wohl alle die Gütigkeiten verdienet, mit denen Sie mich überhäufen? Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich mein Leben ohne alle Bedaurung verloren haben würde, wenn Elvire, diese von Ihnen so sehr geliebete Elvire, nicht in meinem Schicksale mit verwickelt gewesen wäre. Machen Sie, Madame, mein Glück vollkommen! Zeigen Sie mir dieselbe! Wird

es mir erlaubet seyn, sie nach so vieler Furcht und Schrecken zu sehen? Adelheit reichete dem Don Sanchez zum Aufstehen die Hand, und sagete zu ihm: Ihr sollet bey eurem Weggehen das Vergnügen haben: ihr sollet eine so liebe Schwester wieder sehen, und könnet ihr von nun an ohne Zwang eure ganze Freundschaft zeigen; allein ihr wisset die Bedingung noch nicht, unter welcher euch euer und Elvirens Leben zugestanden worden ist. O! antwortete Don Sanchez, so bald es die Erhaltung des Lebens der Elvire betrifft, so lasse ich mir alles gefallen. Adelheit fuhr fort: Wenn ich meinem Herzen und eurer Zusage Glauben beymessen kann, so wird euch das, was man von euch fordert, nicht sonderlich verdrüßlich fallen. Man verlanget, daß ihr die Hand und Treue der Adelheit, die euch so inbrünstig liebet, annehmet; deren Vater aber zu gefallen, ein Muselmann werdet.

Der Antrag der schönen Africanerinn machete den Don Sanchez so bestürzt, daß man diese Bestürzung nicht auszudrücken vermag. Er wurde stockstille; und da er das Unglück, welches über seinen und der Elvire Kopf kommen würde, voraus sahe, hatte er nicht so viel Kraft, daß er der Adelheit hätte Antwort geben können. Sie wurde seiner Bestürzung gewahr; und da sie die Ursache derselben dem Abscheue für der türkischen Religion zuschrieb, sagete sie mit thänenden Augen zu ihm: Höret, Don Sanchez! ich weis, daß es schwer hält, einen Christen zur Abänderung seiner Religion zu bringen; fordert aber diese Religion, daß man ihr Liebe, Freundschaft, sein und seiner Verwandten Le-

ben aufopfere, wenn es bloß darauf ankömmt, daß man, ohne seiner Religion im Ernste zu entsagen, sich eine Zeitlang stellet, als hätte man eine andere angenommen? Die Verstellung ist alsdenn kein Laster, wenn man sie bloß zur Verhinderung des Bösen und Erhaltung des Guten anwendet. Bleibet in dem Grunde eures Herzens ein Christ, Don Sanchez, seyd es mit Elviren und der Adelheit; gegen andere aber erscheinet als ein Muselmann. Ist der Gott der Africaner nicht auch der Europäer Gott? Der Herr und Schöpfer der ganzen Welt ist auch der allgemeine Vater aller Menschen. Der tugendhafte Christ und der lasterhafte Türk sind beydes seine Kinder. Er hasset an beyden den Meyneid, die Treulosigkeit, und verdammet an allen beyden einen falschen Eifer, welcher Unschuldige umbringt. Wollet ihr euch aus eigener Halsstarrigkeit für ein tyrannisches Gesetz in Unglück stürzen, so zieht die unglückliche Elvire und die zu leichtgläubige Adelheit nicht mit hinein! Gewiß, Undankbarer, ich begreife nunmehro, daß ihr mich nie liebet. Was? es hängt von euch ab, mein Gemahl zu werden, ihr könnet mich nach dem Eingeständnisse meines Vaters als Frau besitzen, und ihr schlaget dem ungeachtet, ich weis nicht, aus welcher auslachenswürdigen Bedenklichkeit, ein Glück aus, auf welches ihr nie Anspruch machen dürftet? Saget mir, Grausamer, habe ich diese Furcht und den falschen Eifer geäußert, als ich mit euch zu den Christen übergehen wollte? Der muselmännische Glaube fochte mich wenig an. Das Gesetz meines Geliebten war es, welches ich annehmen wollte.

Wäre

Wäre er ein Türk gewesen, so wäre ich eine Türkinn geblieben: da er ein Christ war, wurde ich eine Christinn. Zwey brünstig verliebete Herzen müssen dem einzigen Gesetze der Liebe folgen: das ist das Gesetz, welches der Urheber der Natur in unsere Seele gepräget hat. Wenn aber die Liebe über euch nichts vermag, wenn ihr gegen das Bitten einer Liebste, die ohne den geringsten Anstand alles aufopferte, was sie doch hätte abhalten sollen, euch glücklich zu machen, unempfindlich seyd, so denket wenigstens an das Unglück der betrübten Elvire. O! Madame, haben Sie mich jemals werth gehalten, so machen Sie, daß diese Elvire von meinem traurigen Schicksale nichts empfinde, schrie Don Sanchez. Ich will sterben. Ich überliefere mein Leben der Rache Ihres Vaters mit Vergnügen; weil er Genugthuung haben muß. Aber ach! Sie wissen, daß Elvire nur deswegen unglücklich ist, weil sie Ihnen zu gefallen gesucht hat. Können Sie sich entschließen, dieselbe umkommen zu sehen? Warum gebet ihr derselben selbst den tödtlichen Stoß? antwortete Adelheit. Ich kenne meinen Vater: nichts wird seinen Zorn und seine erste Hitze mäßigen können, wenn er eure Weigerung vernehmen wird. Er wird sich, und mit Grunde, von einem Sklaven für doppelt beleidiget halten. Ihr, Grausamer, machet, daß Elvire und ich frühzeitiger unter die Erde kommen. Ihr wollet durch ein wenig Zwang und eine leichtsinnige Verstellung weder unser, noch euer Unglück endigen. Wohlan, ihr sollet euren Willen erfüllet sehen; man soll euch für keinen Muselmann halten:

halten: ihr sollet aber Elvirens und mein Henker werden.

Die Thränen, welche Adelheit in Menge vergoß, verhinderten sie, weiter zu sprechen. Don Sanchez war in sich selbst vertieft: tausend verschiedene Gedanken liefen ihm durch den Kopf, und Elvirens Zustand erfüllete ihn mit Betrübniß. Da Adelheit einige Zeit das Stillschweigen beobachtet hatte, und sie sahe, daß er nicht antwortete, so fuhr sie weiter zu ihm fort: Ihr habet mir also nichts zu sagen, und ich soll mich zu dem Leiden entschließen, welches ihr mir verursachen werdet? Warum ist es mir nicht erlaubet, zu reden, erwiederte Don Sanchez; ich kann Ihnen aber nicht ein Geheimniß entdecken, welches das, was Sie von mir verlangen, durchaus hindert. Ey! so saget mir dieses Geheimniß, versetzete Adelheit. Warum wollet ihr mir eine Sache verbergen, zu welcher ich vielleicht ein Mittel verschaffen kann? Könnet ihr in die Adelheit, die euch über alles liebet, und die nicht angestanden hat, euch ihren Vater und ihren hohen Stand aufzuopfern, das geringste Mistrauen setzen? Was besorget ihr? Redet. Das Geheimniß, welches ihr mir zu sagen, euch nicht untersteht, mag beschaffen seyn, wie es wolle, so haltet euch versichert, daß es nie die Liebe vermindern werde, die ich zu euch trage. Ich schwöre bey der Zärtlichkeit, die ihr mir eingeflößet habet, ich schwöre bey euch selbst, der ihr mir statt aller der Güter seyd, denen ich euch vorgezogen habe, daß ich dasjenige, was ihr mir verschweigen wollet, nur deswegen zu wissen verlange, um für euer Leiden Hülfsmittel zu suchen.

Nichts

Nichts kann demselben abhelfen, erwiederte Don Sanchez. Lassen Sie, schöne Adelheit, einen Unglücklichen sterben, an dessen Unterdrückung das Glück ein Vergnügen gefunden hat! Erhalten Sie lediglich das Leben der Elvire! Leben Sie glücklich! so sterbe ich vergnügt. Ey! wie soll ich, ihr Grausamer, glücklich leben, wenn ihr sterbet? fragete Adelheit. Da ihr meine Liebe kennet, wie könnet ihr denken, daß ich euch einen Augenblick überleben wolle? O! Don Sanchez, lasset mich klärer in euer Schicksal sehen? Soll ich, um es von euch zu erbitten, euch zu Fuße fallen? Die in Thränen zerfließende Adelheit wollte wirklich des Don Sanchez Knie umfassen. Er hielt sie davon zurück, und nachdem er sie zum Niedersetzen gebracht, sagete er zu ihr: Ich muß Ihren Bitten nachgeben, ob ich schon spüre, daß ich mir Ihren Haß zuziehen werde: wenigstens versprechen Sie mir, daß er sich nicht über Elviren erstrecke. Nein, nein, fürchtet weder Elvirens noch eurentwegen das geringste, gab Adelheit zur Antwort. Nun wohl, fuhr Don Sanchez fort, wenn auch der Abscheu, Gott und meiner Religion zuwider zu handeln, keine ewige Hinderniß an dem, was der Dey, Ihr Vater, von mir verlanget, wäre, so würde doch noch etwas anders übrig seyn, welches solches unmöglich machet. Was ist denn nun das für ein Hinderniß? fragete Adelheit. Redet. Ich will durchaus um dieses Geheimniß wissen. Ihr habet, außer der Religionsabänderung, andere Gründe, die euch verhindern, der Meinige zu seyn? O! ihr Grausamer, warum habet ihr bis hieher mit deren Eröffnung angestanden? Warum

sagetet ihr mir nicht: Adelheit, ich kann euer Herz nicht annehmen: suchet euch einer Liebe zu entschlagen, die ich nicht glücklich machen kann: fliehet und vergesset mich! Vielleicht hätte ich von meiner Schwachheit zurück kommen können: da hingegen habet ihr alles zur Vermehrung meiner Leidenschaft beygetragen. Ihr habet mich also bloß betrügen wollen . . . . Ich will aber den ganzen Umfang meines Unglückes wissen. Ihr müsset reden: ihr müsset mir sagen, worinnen die Hinderniß bestehe: ich will es wissen, sollte es auch die Liebe einer Nebenbuhlerinn seyn. Mein Leiden kann nicht größer werden, als es ist. Wenn ihr, Undankbarer, nicht in dem Augenblicke zu reden anfanget, wenn ihr mir die Ursache meines Unglückes nicht anzeiget, so will ich mich vor euren Augen erstechen, und ihr allein werdet hernach die Ursache meines, eures und eurer Schwester Todes seyn. Sie zwingen mich, antwortete Don Sanchez, das Stillschweigen zu brechen. Seyn Sie aber auch wenigstens eingedenk, daß ich allein der Schuldige bin. Elvire . . . Nun wohl! Elvire? fragete Adelheit. Himmel! wozu hat man mich gebracht? sagete Don Sanchez. Fort zur Sache! erwiederte Adelheit. Elvire ist meine Gemahlinn, erwiederte Don Sanchez. Ach Gott! schrie Adelheit, so habt ihr, undankbares und ungetreues Ehepaar, meine Leichtgläubigkeit hintergangen! In welchen abscheulichen Abgrund haben sie mich stürzen wollen! Die niederträchtigen Geschöpfe macheten, daß ich mich von dem erhabensten Range zu ihnen herab ließ, um mich mit Scham und Schande zu überhäufen. Indem

dem ich ihnen die Freyheit verschaffete, wollten sie mich ohne Zweifel zu ihrer Sklavinn machen: allein, es ist Zeit, daß meine Rache losbreche; ihr sollet alle beyde sterben. Welches Vergnügen soll es mir nicht bringen, diese dir so liebe Elvire vor meinen Augen hinrichten zu sehen! Ich will dir treulosem Don Sanchez alles Leiden, welches du mir verursachet hast, und noch verursachest, eintränken. Ja, Elvire soll sterben, und zwar durch meine Hand. Die Quaal, die du darüber empfinden wirst, daß du durch deine Unverschwiegenheit der Veranlasser ihres Todes gewesen bist, soll mir das größeste Vergnügen machen.

Don Sanchez redete die Adelheit an, und sagete: Ich hatte Ihren heftigen Zorn nur allzu wohl vorher gesehen; allein, sagen Sie mir, warum hassen Sie Elviren? Warum wollen Sie dieselbe eines Fehlers wegen strafen, daran ich allein Schuld bin? Sie war die Gebietherinn über mein Herz, ehe ich Sie gekennet habe: sie hat Ihnen keineswegs die Liebe Ihres Liebhabers durch Untreue zu entziehen gesuchet; sondern sie hat leider allein die Liebe ihres Gemahles erhalten wollen. Können Sie derselben daraus ein Verbrechen machen? Anstatt, daß sie sich hätte Ihre Schwachheit zu Nutze machen können, leistete sie Ihnen dargegen, ohne, daß Sie es wußten, und vielleicht wider Dero Willen, Dienste. Wir, sie und ich, reiseten allein nach Spanien: unsere Flucht erhielt Dieselben Ihrem Vater: die Abwesenheit würde mich bald aus Ihrem Herzen verbannet, und Sie mich vergessen haben. Ich würde dich vergessen haben? erwiederte

Adel-

Adelheit. Grausamer, kannst du das wohl glauben? Denkest du, daß meine Liebe zu dir jemals nachlassen werde? Ja, leider! in diesem Augenblicke spüre ich, daß mein Zorn abnimmt. Ein geheimes Gefühl zieht mich zu dir, wenn ich mich von dir entfernen will. Verzeihe meinem Zorne, vergieb meiner Zärtlichkeit die Drohungen, von welchen du wohl schließen konntest, daß sie von keinen Folgen seyn würden. Anstatt dir Proben meines Hasses zu geben, will ich dir neue Beweise meiner Liebe empfinden lassen. Elvirens Erhaltung und Adelheits Glück hängen, wenn du willst, beyde von dir ab. Werde ein Türk, oder stelle dich wenigstens, als wärest du es; so kann ich, ob Elvire gleich deine Frau ist, auch die deinige werden: ich verlange in deinem Herzen nicht den ersten Platz, sondern ich will mich gern an dem zweyten begnügen lassen; das Vergnügen, dich zu lieben, zu sehen und mit dir zu reden, ist zu meiner Glückseligkeit zureichend. Kann denn diese glückliche Elvire nicht leiden, daß eine Person, die ihr das Leben rettet, und ihr dich noch erhält, einige Ansprüche auf dein Herz machen möge? O! ich fühle, so eifersüchtig ich auch auf deine Liebe bin, daß ich dich an diejenige abtreten würde, die dein Leben erhielt, wenn ich dich einzubüßen glaubete. Höre, ich will dir das Innerste meines Herzens eröffnen: urtheile hernach von dem Unterschiede meiner und Elvirens Empfindungen. Wenn ich dir das Leben retten könnte, ohne die Deinige zu seyn, so glaube ich, daß ich im Stande wäre, dir die Glückseligkeit meiner Lebenstage aufzuopfern. Ich würde für Schmerz sterben, daß ich

keine

keine Hoffnung mehr auf dein Herz hätte: dem unerachtet wollte ich dich doch lieber in den Armen meiner Nebenbuhlerinn sehen, als dein Leben in Gefahr setzen. Wie sieht es nun um Elviren aus, sie erhält dich, sie kann dich lieben; und dennoch will sie dich dem Zorne meines Vaters überliefern? Kurz, Don Sanchez, man muß dir nicht schmeicheln: wenn ihr nicht Türke werdet, so kan euren und Elvirens Tod nichts hindern. Meine Thränen werden den Zorn meines Vaters nur mehr reizen; und indem er euch strafet, wird er mich zugleich mit zu rächen glauben. Nun wohl! schöne Adelheit, antwortete Don Sanchez, wenn ich Ihnen jemals lieb gewesen bin, so machen Sie, daß Ihres Vaters Zorn allein auf mich falle! Sagen Sie ihm, Elvire wäre unschuldig; sie hätte selbst bey mir angehalten, daß ich ein Muselmann werden möchte. Lassen Sie ihm merken, daß Sie sich aus meinem Tode nicht viel machen würden, wenn Elvire nur beym Leben bliebe. Sie antworten nicht? fuhr Don Sanchez fort: Sie sind unerbittlich? So ist es denn aus: ich bin verloren. Wohlan, wir wollen sterben: ich will lieber mit Elviren umkommen, als ihr ungetreu werden, und mich an Gott versündigen. Ich würde das Leben einer Gemahlinn zu theuer erkaufen, wenn ich dasselbe mit einer Handlung bezahlen sollte, die mich bey den Menschen verächtlich, und bey Gott straffällig machen würde. Leben Sie wohl, Adelheit! ich vergebe Ihnen meinen Tod; ja, ich würde das Leiden, welches ich Ihnen ohne meine Schuld verursachet habe, mit mehrerem Mitleiden ansehen, wenn ich Sie nicht zum

Theile für die Ursache von Elvirens Tode hielte.

Bey diesen Worten wollte Don Sanchez aus der Adelheit Zimmer, und nach seinem Gefängnisse zurück gehen: sie hielt ihn aber bey dem Arme zurück, und indem sie sich zu reden zwang, sagete sie: Ihr sollet leben, Don Sanchez, ihr sollet leben, und Elvire soll glücklich seyn. Es mag darum seyn: ich weis, daß der Zwang über mich selbst mir das Leben kosten wird; es ist mir aber von nun an so zur Last, daß der Tod für mich das größte Glück ist, was ich noch hoffen darf. Don Sanchez wollte Adelheit zu Fuße fallen, um ihr Dank zu sagen: allein, sie hieß ihn aufstehen, und sagete zu ihm: Eure Reden würden meinen Schmerz nur herber machen. Gott behüte euch; ihr sollet bald glücklich seyn. Machet euch darüber, daß ihr noch einen Tag im Kerker bleibt, keine Unruhe: ich muß, den Zorn meines Vaters zu hintergehen, mich eben so aufgebracht wider euch beweisen, als er es selbst ist.

Adelheit ließ dem Don Sanchez nicht Zeit zur Antwort: Sie gieng in ein anderes Zimmer; und einige Augenblicke hernach holete man ihren Geliebten, um ihn ins Gefängniß zurück zu führen.

Während Don Sanchez wegen Elvirens Schicksal ruhig war, brannte sie vor Ungeduld, Nachricht von ihres Gemahles Zustande zu haben. Sie fürchtete alles von dem Zorne des Dey: und stellete sich den Don Sanchez vor, wie er zum Tode geführet würde. Dieser Gedanke durchdrung sie so stark, daß sie nicht an ihre eigene Gefahr

dachte. Es schien, als hätte sie die Gefahr, der Don Sanchez, ihrer Meynung nach, ausgesetzet war, die ihrige vergessen lassen. Sie hatte in dieser betrübeten Fassung bey nahe fast einen ganzen Tag zugebracht, als man kam, sie aus ihrem Aufenthalte an einen andern Ort zu führen. Sie glaubete, man würde sie hinrichten wollen; und da sie an dem Tode ihres Gemahles nicht mehr zweifelte, sagete sie zu den Leuten, die sie für ihre Henker hielt: Ich fürchte eure Stöße nicht, die ihr mir geben werdet. Stoßet zu, und entlediget mich von einem lästigen Leben. Ich lebete für den Don Sanchez; ich folge ihm auch in das Grab. Wäre ich Herr über mein Schicksal gewesen, so würde ich der Grausamkeit des Dey zuvor gekommen seyn. Die Leute, zu denen Elvire sprach, versicherten sie, Don Sanchez lebe noch: Sie werden ihn den Augenblick zu sehen bekommen, sageten sie zu ihr, und wir führen Sie in sein Gefängniß. Wie! sagete Elvire, Don Sanchez lebet noch, und ich werde ihn sehen können! Fort, lasset uns eilen. Das Schicksal, das meiner wartet, sey beschaffen, wie es wolle, so soll es mir angenehm seyn, dasselbe bey ihm zu ertragen.

Als Don Sanchez Elviren ankommen sah, überfiel ihn ein tödtliches Schrecken; weil er glaubete, der Dey ließ sie beyde nur darum zusammen bringen, damit er sie zugleich hinrichten lassen wollte. Ach! grausame Adelheit, schrie er, habt ihr mir das versprochen? Ja, ganz sicher habt ihr euch zu eurem Vater geschlagen, und mir nur mit einer nahen Befreyung geschmeichelt, um mir die

Martern, die ihr mir vorbehalten, schmerzhafter zu machen.

Immittelst Don Sanchez sich dergestalt über die Adelheit beschwerete, hatten die Leute, welche Elviren zu führen gedienet, sich hinweg begeben. Warum legen Sie, sagete Elvire zu ihrem Gemahle, der Adelheit das Schicksal, von welchem wir bedrohet werden, zur Last? Vielleicht ist dieselbe eben so sehr zu beklagen, wie wir. Der Dey wird sie in seinem Zorne nicht verschonet haben, und sie wird das erste Schlachtopfer seiner Rache gewesen seyn. Don Sanchez antwortete fragend: Sie wissen also nicht, geliebete Elvire, daß der Adelheit Thränen ihren Vater erweichet haben? Sie hatte Ihre und meine Gnade erhalten; aber gegen eine Bedingung, die weit ärger, als der Tod ist. Und worinnen bestund diese Bedingung, fragete Elvire? Ich sollte Sie verlassen, und jene heurathen, erwiederte Don Sanchez. O! der Tod ist für mich eine Wohlthat, so bald ich Ihnen untreu werden soll: allein, ich muß es gestehen, die Furcht für Ihrem Tode brachte meine Standhaftigkeit zum Wanken. Hätte Adelheit mir nicht versprochen, für Ihre Lebenstage zu sorgen, so würde ich ungern an eine Treue gegangen seyn, die Sie in mein Unglück hineinzog, so wie ich Ihnen meine Liebe zu beweisen glaubete. Ich habe geglaubet, Sie kenneten mein Herz, sagete Elvire. Ey! Don Sanchez, haben Sie glauben können, daß ich ein Leben erhalten hätte, das ich Ihrer Untreue zu verdanken gehabt haben würde? Indem Sie mich hätten retten wollen, würden Sie nur meinen Untergang be-

schleuniget haben. Lasset uns sterben! in unserm gegenwärtigen Zustande ist der Tod kein Uebel. Indem uns der Dey seiner Wuth aufopfert, verbindet er uns auf ewig. Sie würden gelebet haben, und das für eine andere; und ich, um eines Bitterkeits vollen Lebens zu genießen, würde die Urheberinn einer Untreue gewesen seyn, von welcher der Begriff allein mir abscheulicher, als der Tod, dünket. Mein Leben war mir nur in so fern lieb, als dasselbe bestimmet schien, meinen Gemahl glückselig zu machen. Er stirbt, mir treu zu seyn: ich folge ihm in das Grab; und es ist mir tausendmal lieber, ihn in die Gruft senken zu sehen, als denselben einer Nebenbuhlerinn abzutreten. Ich bekenne es Ihnen, Don Sanchez, Ihr Tod ist mir in meinen Augen nicht das größte Unglück; allein Ihre Veränderung würde es seyn.

Elvire wurde durch einen Sklaven unterbrochen, der, indem er die Thüre plötzlich aufriß, ihr befahl, mit dem Don Sanchez in eine nahe Seitenkammer zu treten. Wie groß war das Erstaunen der beyden Eheleute, als sie darinnen die Adelheit erblicketen! Ich will mich, sagete jene zu ihnen, gegenwärtig wegen aller der Leiden an euch rächen, zu denen ihr mir beyde Anlaß gegeben habt. Ich werde euch, Elvire, hier keine vergeblichen Verweise geben. Die Zeit ist kurz, und die Augenblicke sind uns werth. Ihr hättet mir gestehen sollen, daß Don Sanchez euer Gemahl wäre: ich würde vielleicht eine Leidenschaft erstickt haben, die noch nicht so stark geworden war, als in der Folge. Ihr, Don Sanchez, habet euch eben dieses Ver-

brechens schuldig gemachet. Um euch alle beyde zu strafen, will ich euch Leben und Freyheit schenken. Ich überliefere euch den Gewissensbissen, die ihr darüber fühlen müsset, daß ihr aus mir die unglücklichste Weibesperson gemachet habt. Reiset. Dieser Sklave wird euch an das Ufer des Meeres bringen, wo ihr ein Schiff finden werdet, das euch nach Spanien führen wird. Ich habe meinen Vater hintergangen: er glaubet, Don Sanchez sey auf Zuredung der Elvire entschlossen, ein Muhametaner zu werden. Flieht, reiset, und machet euch die Nacht zu Nutze. Sollte mein Vater meine Verstellung morgen entdecken, so möchte diese Entdeckung nur euer Verderben befördern.

Während Adelheits Reden vergossen Elvire und Don Sanchez, gerühret von der Größe ihrer Seele, bittere Thränen. Sie wurde solche innen, und sagete zu ihnen: Ich sehe eure Thränen fließen: ihr bedauret mein Schicksal; eure Freundschaft mildert dessen Härte. Lebet wohl! Erinnert euch bisweilen der betrübten Adelheit. Elvire, sie liebet euch, als leibliche Schwester. Don Sanchez, hätte sie euch nie gesehen, würde sie glücklicher gelebet haben.

Adelheit stund auf, und begab sich weg, ohne Elvirens und des Don Sanchez Antwort abzuwarten. Der zu ihrer Begleitung bestimmete Sklave gab ihnen ein Zeichen: er führete sie in der Dunkelheit an das Gestade des Meeres; und wie sie sich zu Schiffe begeben wollten, übergab er dem Don Sanchez eine mit Golde und Juweelen angefüllete Schatulle.

Der Wind war günstig; und Elvire war mit ihrem Gemahle kaum in das Schiff getreten, so ließ der Hauptmann die Segel auffspannen.

Indem Don Sanchez voll von den Gütigkeiten der Adelheit sich von den africanischen Küsten entfernete, überließ sich diese unglückliche Verliebte der tiefsten Betrübniß. Die Ueberwindung ihrer selbst nagete ihr am Herzen: sie hatte auf immer und ewig die Hoffnung verloren, ihren angebetheten Liebhaber wieder zu sehen: sie hatte ihn für ihre Nebenbuhlerinn erhalten; und sie bildete sich alle Augenblicke ein, ihn zu den Füßen der Elvire zu sehen, wie er ihr, als Gemahlinn, eine ewige Liebe schwüre. Diese Vorstellung, deren sie sich nicht entschlagen konnte, verdoppelte ihre Leiden. In unglücklichen Herzen ist die Eifersucht der allerhöchste Grad des Unglückes: anstatt daß dieselbe die Liebe vermindern sollte, vermehret sie dieselbe vielmehr; und die Verzweifelung über die Verachtung vermehret ebenmäßig, statt des Lasters, die Zärtlichkeit. Eine seltsame und sonderbare Wirkung, die darum nicht minder wahr ist; alle Liebenden, welche Nebenbuhler gehabt, haben sie gespüret, aber vielleicht nicht alle gleich darüber nachgedacht. Elvirens Glückseligkeit schwebete beständig in der Adelheit Gemüthe. Glückliche Elvire, sagete sie, du schmeckest in dem Augenblicke, da ich Thränen vergieße, das Vergnügen, mit dem Don Sanchez verbunden zu seyn! Mein Unglück machet dein Glück. Ich habe deine Vereinigung mit deinem Gemahle mit der Ruhe meines Lebens bezahlet. Grausames

Schicksal! Was hatte ich gethan, daß du mich in den abscheulichsten Zustand versetzest? Und dir, Don Sanchez, Urheber aller meiner Leiden, vergebe ich den Schmerz, den ich empfinde: ich verzeihe dir meinen Tod; vielleicht hast du mich nicht leider schon ganz vergessen? Verschwinden auch meine Wohlthaten gleich aus deinem Gedächtnisse; o! so erinnere dich, daß du diese Elvire, die du zärtlichst liebest, und die an meinem ganzen Unglücke Schuld ist, von meiner Hand empfangen hast.

Adelheit brachte den Ueberrest der Nacht mit lauter Klagen über die Strenge des Glückes zu. Kaum war es Tag, so trat der Dey, welcher die Entweichung des Don Sanchez und der Elvire erfahren hatte, und glaubete, sie wäre seiner Tochter unbekannt, in ihr Zimmer, ihr diese Neuigkeit zu hinterbringen. Aus der blassen und entstellten Gesichtsfarbe der Adelheit schloß er, daß sie bereits davon Nachricht haben müsse; er glaubete aber, sie habe es zugleich mit ihm erfahren, und wurf keinen Verdacht auf sie, daß sie selbst zu Don Sanchez und Elvirens Flucht behülflich gewesen wäre. Ich sehe, meine Tochter, sagete er zu ihr, an deiner Betrübniß, daß du Nachricht von der Flucht dieser beyden Christen haben mußt. Hättest du deinem Vater, der dich zärtlich liebet, glauben wollen, so würdest du und ich auch gerochen seyn; allein ich habe dir deinen Fehler vergeben, und ich will dir ihn nicht mehr vorrücken: ich suche deinen Verdruß nicht im mindesten zu vermehren, sondern ihn vielmehr zu mindern. Urtheile aus der Gefälligkeit, die ich dir bewies, von meiner Zärtlichkeit und

Freundschaft. Deine Thränen abzuwischen, und deiner Betrübniß ein Ende zu machen, gab ich meine Einwilligung zu deiner Vermählung mit einem Sklaven. Ich erhob diesen Sklaven, seiner Treulosigkeit ungeachtet, zu einem Range, der ihn der zu genießenden Ehre würdig machete. Das Glück hat mir wider deinen und meinen Willen einen Dienst leisten wollen; sie hat beyde eines schändlichen Schrittes überhoben, zu welchem die Liebe den einen und die Freundschaft den andern verleitete. Vergiß, Adelheit, vergiß einen nichtswürdigen, einen undankbaren Menschen, der sich deiner Liebe, bloß um dich zu betrügen, bedienen wollen. Ich schwöre dir bey allem, was heilig ist, daß ich an seiner Flucht keinen Antheil habe. Bilde dir nicht ein, daß ich selbst diesen beyden Christen zu ihrer Flucht behülflich gewesen sey, um dir das gegebene Wort nicht halten zu dürfen. So bald ich die Nachricht von ihrer Flucht erfahren, habe ich, da ich leicht urtheilen konnte, wie groß deine Betrübniß seyn würde, und da ich um dein Leben selbst besorget war, alle Anstalten zu ihrer Auffangung und zur Entdeckung derer, die ihre Flucht erleichtert haben, vorgekehret. Meine Nachforschungen sind vergeblich gewesen; das habe ich allein erfahren, daß der Sklave, dem du selbst die Bewachung dieser Christen anvertrauet hattest, unsichtbar worden ist. Sie werden ihn ohne Zweifel bestochen, und mit sich weggenommen haben. O! Vater, sagete Adelheit, könnte meine Betrübniß einige Erleichterung erhalten, so würden die Beweise Ihrer Zärtlichkeit mir dieselbe verschaffen; allein, in meinem gegenwärtigen Zustande vermehren die Tröstungen meinen

Gram. Erlauben Sie mir, daß ich mich meiner Traurigkeit überlasse, die für mich ihre Reize hat! Da ich den Don Sanchez nicht sehen kann, scheinen mir die Thränen, die ich um ihn vergieße, angenehm; und seine Abwesenheit wird mir minder grausam fallen, wenn es mir erlaubet ist, darüber frey zu seufzen. Liebster Vater, zwingen Sie mein Herz nicht, sich von einer Liebe frey zu machen, die dasselbe jederzeit beybehalten wird. Ich fühle es, daß die Zeit meine Liebe vermehren werde, und daß die Abwesenheit derselben, statt sie zu vermindern, neue Kräfte geben werde.

Das, was Adelheit sagete, geschahe. Sie reisete von dem Landhause nach Tunis ab; und so, wie sie sich daselbst befand, nahm ihre Schwermuth zu. Man fieng an, an ihrem Leben zu zweifeln. Der Dey war fast so unglücklich, als seine Tochter: er that alles, was er zur Erleichterung des Grames der Adelheit thun konnte: er kam ihr in allem, was er glaubete, das sie verlangen dürfte, zuvor: er bedaurete bisweilen so gar die Abreise des Don Sanchez; und er hätte zur Erhaltung des Lebens seiner geliebten Adelheit, die er alle Augenblicke ihrem Grabe näher sahe, gewünschet, daß er noch in seiner Gewalt wäre.

In diesem betrübten Zustande befand sich der Dey, als man ihm eines Tages meldete, daß ein tunifer Fahrzeug, welches vom Kreuzen zurückkäme, ein kleines Schiff, auf welchem einige geflüchtete Christen, und unter andern zwey aus dem Gefängnisse entrunnene Sklaven wären, angehalten hätte.

Der

Der Dey, dem diese Nachricht auffiel, befahl, daß man diese Sklaven zu ihm bringen möchte. Man antwortete, die eine Person von den Sklaven wäre eine Frau, welche in dem Gefechte, welches diese Christen mit vielem Muthe wider das tunesische Schiff fortgesetzet hätten, gefährlich verwundet worden wäre. Es schadet nicht, sagete der Dey, man nehme eine große zugedeckete Sänfte, und bringe mir in derselben diese beyde Sklaven. O Gott! fügete der Dey hinzu, gieb, daß das, was ich denke, wahr seyn möge, so wird meiner lieben Tochter Leben außer Gefahr seyn. Aus der Abschilderung der beyden Sklaven, aus der Zeit, in welcher sie angehalten worden, schließe ich, daß meine Muthmaßungen unmöglich falsch seyn werden.

Der Zweifel des Dey wurde bald gehoben. Man führete die beyden Christen, die er seit einiger Zeit so sehnlich in seiner Gewalt zu haben wünschete, zu ihm. Elvire lag in dem Tragsessel, und Don Sanchez gieng zur Seiten, eine von ihren Händen haltend. So wie der Dey diese beyden Unglücklichen erblickete, sagete er mit leutseligem Gesichte zu ihnen: Fürchtet euch für nichts: ich vergebe euch: ihr habet mich betrogen: ihr habet mich beleidiget: ihr seyd entflohen; meine Rache entweichet, da es auf die Erhaltung des Lebens meiner Adelheit ankömmt. Sie hat euch zweymal das Leben geschenket; und eures Herzens Härtigkeit und Untreue hat ihr Leben in die äußerste Gefahr gesetzet. Gnädigster Herr, sagete Elvire mit einer schwachen und bebenden Stimme, Adelheit hat uns vielleicht, ungeachtet

geachtet ihrer Liebe, weit weniger verdammet, als Sie, weil sie Heimlichkeiten wußte, die Ihnen unbekannt sind, und die uns bey ihr rechtfertigten. Machen Sie aber, gnädigster Herr, daß ich, wenn es möglich ist, mit der Adelheit und Don Sanchez allein sprechen könne: Sie können bey dieser Unterredung nicht selbst zugegen seyn. Die Zeit eilet; und vielleicht hat der Himmel mir mein Leben die vier Tage über, die ich verwundet bin, nur so lange gefristet, damit man mich nach Tunis bringen, und ich dasjenige daselbst ausführen möchte, was ich mir so gleich vorgenommen habe, so bald ich meine Wunde für tödtlich hielt. Nein, schrie Don Sanchez, Sie werden nicht sterben: der Himmel wird Ihre Genesung meinen Wünschen bewilligen: Ihre Verwundung ist auch so gefährlich nicht, als Sie es denken; und die Wundärzte zweifeln auch noch nicht: warum wollen Sie ihnen denn nicht glauben? Wir wollen uns nicht vergeblich schmeicheln, sagete Elvire. Meine Schwäche hat sich verdoppelt; mein Schicksal sey aber, wie es wolle, so ist es mir angenehm, daß ich in den Armen eines Gemahles sterbe, den ich anbethe, und der mich zärtlich liebet. Ihre Zärtlichkeit, mein lieber Don Sanchez, machet, daß ich den Abscheu für meinen letzten Augenblicken nicht empfinde.

Elvire wurde von der Adelheit unterbrochen. Sie hatte die Zurückkunft des Don Sanchez nach Tunis, seine Ankunft im Pallaste, und das seiner Gemahlinn zugestoßene Unglück vernommen. Sie näherte sich Elviren, küssete sie zärtlich, und indem

sie

sie deren Gesicht mit ihren Thränen netzete, sagete sie zu ihr: Geliebte Elvire, in welchem Zustande seh ich euch! Welch ein Spiel des Eigensinnes eines strengen Glückes sind wir leider beyderseits, ihr und ich!

Die Bewegung, welche die Erblickung der Adelheit bey Elviren verursachet hatte, machete, daß dieselbe ohnmächtig wurde: man besorgete, dieser Zufall möchte ihrem Leben ein Ende machen; da sie indessen noch athmete, befahl Adelheit, daß man sie in ihr Zimmer trüge. Wie sie da war, brachte man sie vermittelst einer Menge kräftiger Sachen wieder zu ihr selbst. Meine wertheste Adelheit, sagete sie, als sie die Augen aufschlug, das Schicksal hat gewollt, daß Sie mich während meinem Leben haben mit Wohlthaten überhäufen sollen, und daß ich Ihnen nur in den letzten Augenblicken meines Lebens meine Erkenntlichkeit habe beweisen können. Befehlen Sie an, daß man uns allein lasse. Ich muß mir die Minuten zu Nutze machen, die mir übrig sind. Die Adelheit gab hierauf den Sklaven und Aerzten einen Wink, daß sie abtreten möchten. Der Dey hatte die beyden unglücklichen Eheleute nicht nach dem Zimmer seiner Tochter begleitet; hinfolglich konnte Elvire ihre Gesinnungen frey erklären. Tretet näher zu mir heran; sagete sie zu dem Don Sanchez, der in Thränen zerfloß. Gebet mir diese Hand, die mir so lieb ist, und versprechet mir, daß ihr mir die letzte Gefälligkeit zugestehen wollet, die ich von euch fordern werde. Ich verlange sie von euch; und wenn ihr sie mir versaget, so werde ich voll Verzweifelung aus der

Welt gehen. Schwöret mir bey eurer Liebe, und bey eurer Erinnerung an mich, daß ihr meinen letzten Willen vollziehen wollet. Da der Schmerz den Don Sanchez verhinderte, Worte zu finden, so fragete ihn Elvire: Ihr antwortet mir nicht? Wie! nachdem ihr mich während meinem ganzen Leben so zärtlich geliebet habet, so werdet ihr bey meinem Ende zum Lügner? Diese Worte vermehreten des Don Sanchez Niedergeschlagenheit: er zwang sich zum Reden, und brachte nichts als Schluchzer zu Wege. Ich sehe, sprach Elvire, daß euer Herz mir das zugesteht, woran euch die Betrübniß verhindert, daß euer Mund mir es nicht bestätigen mag. Höret hier, was ich von euch fordere. Ich verbiethe euch, daß ihr euch nach meinem Tode keiner unmäßigen Betrübniß ergebet. Beklaget und beweinet mich. Ich würde ungern sterben, wenn ihr es nicht thätet: mäßiget aber euer Leidwesen; und so bald es sich ein wenig geleget haben wird, werdet ihr die Adelheit zur Gemahlinn nehmen. Dieß seyd ihr zu thun schuldig, um dem Leiden, welches ihr derselben verursachet habet, abzuhelfen, und den Mangel des Vertrauens, den ich gegen sie geäußert habe, gut zu machen. Ihr sehet wohl, Adelheit, daß Don Sanchez euch nicht anders, als Christinn, ehelichen kann: ihr waret bereits dazu entschlossen; folglich wird euch das nicht abhalten. Es gereichet mir zu einem angenehmen Troste bey meinem Sterben, daß meine letzte Handlung diese sey, eine Person zu einer Christinn zu machen, die bereits deren Tugenden alle besaß. Gebet mir eure Hand. Ich fühle, daß ich sterbe, und nur

noch so viel Zeit übrig habe, sie in des Don Sanchez seine zu legen. Das war auch die letzte Sache, welche Elvire that. Sie verfiel wieder in eine Ohnmacht, aus der sie nicht wieder zu sich kam.

Des Don Sanchez Betrübniß war unaussprechlich: indessen trösteten ihn in der Folge das der Elvire gegebene Versprechen und der Adelheit Reize. Er blieb fast noch ein Jahr in Tunis, und schmeichelte dem Dey alle Tage damit, daß er ein Muselmann werden wolle. Als er aber alle erforderliche Vorsicht vorgekehret hatte, daß er nicht mehr aufgehalten werden dürfte, segelte er mit der Adelheit ab, die er nach seiner Ankunft in Spanien heurathete, und jederzeit zärtlich liebete. Der Dey wurde durch seine Flucht so sehr betrübet, daß er bald darauf starb.

Ende der Neuigkeit.

Betrach-

Betrachtungen über die Annehmlichkeiten der Gesellschaft.

Von

dem Marquis d' Argens.

Erster Abschnitt.

Von der Wahl der Gesellschaft.

Man kann als einen sichern Grundsatz annehmen, daß von den Annehmlichkeiten der Gesellschaft die Anmuth unseres Lebens abhänge. Ein Mensch, der bestimmet ist, bey Leuten von einem harten, unbequemen und lasterhaften Gemüthe zu leben, ist tausendmal unglücklicher, als wenn er in der abscheulichsten Einöde lebete, wenigstens würde er in dieser Einsamkeit das Vergnügen genießen, daß er denen Uebeln nicht ausgesetzet wäre, die er weder vermeiden, noch verhindern kann; so bald er nicht so glücklich ist, mit wirklich liebenswürdigen Leuten in Verbindung zu stehen. Ein artiger Mann von sanftem und geselligem Gemüthe, welcher in einer unangenehmen Gesellschaft lebet, kann einem gesitteten Europäer verglichen werden, welcher sich in ein wildes Land verwiesen sieht. Ich bin fest überzeuget,

zeuget, daß verschiedene Personen, mitten in den größten Städten Europens, eben so unglücklich sind, als es Ovidius bey den Pannoniern (Ungarn) war; sie treffen bey den Leuten, mit denen sie umgehen, mehr Härte, mehr Unhöflichkeit, und mehr Wildheit an, als der lateinische Dichter bey den guten Völkern nicht fand, wo er sein Leben endigte.

Es ist unmöglich, daß wir unsere Munterkeit und Aufgeräumtheit nicht verlieren sollten, wenn wir tagtäglich in einer Gesellschaft leben, die uns misfällt: kein Temperament, so lustig es sey, mag gegen einen beständigen Zwang aushalten: die Lebhaftigkeit machet endlich dem Verdrusse Raum, und dieser verwandelt sich in eine Melancholie; ja, es trägt sich oft zu, daß das Gemüth mürrisch wird, und seine guten Gesinnungen verliert. Die Bewegungen des Herzens hängen gemeiniglich von dem Zustande, in welchem sich das Gemüth befindet, ab. Eben der Mensch, welcher in einem glücklichen und ruhigen Zustande mit Begierde eine lobenswürdige Handlung unternommen haben würde, unterläßt sie in einem Zustande voll von Verwirrungen und Unruhe.

Man mag so viel Verdruß haben, als man will, und die Glücksumstände mögen noch so schlecht beschaffen seyn, so findet man wider alle diese zufälligen Dinge eine sichere Hülfe in der Anmuth einer liebenswürdigen Gesellschaft. Die Unruhen werden durch freundschaftlich ertheilete Rathschläge zerstreuet, die Schmerzen durch vernünftige Tröstungen vermindert, die Furcht verschwindet durch den versprochenen Beystand; und die Verzweifelung

wird durch die Hoffnungen, womit man uns schmeichelt, aufgehoben. Diese Vortheile sind Folgen der guten Gesellschaft: sie giebt uns heilsamen Unterricht, der uns verhindert, daß wir uns dem Hochmuthe, der Eifersucht, und dem Zorne nicht überlassen; und diese Lehren machen um so viel mehrern Eindruck, als sie jederzeit aus einem guten Herzen, und nie aus einer Begierde zu herrschen und zu befehlen, herrühren. Nichts ist von wenigerm Nutzen, als die Rathschläge, welche Befehlen und Verweisen ähnlich sehen, wider welche die Eigenliebe sich auflehnet; indessen darf man keine anderen von gewissen Leuten erwarten, die bloß Theil an unseren Angelegenheiten nehmen, um das Vergnügen zu haben, unsere Aufführung zu tadeln, oder uns dasjenige, was wir thun sollen, vorzuschreiben.

Die Vortheile, welche wir aus der guten Gesellschaft ziehen, sind so beträchtlich, die Uebel hingegen der übelen Gesellschaft so schmerzlich, daß ein vernünftiger Mensch alle seine Sorgfalt anwenden muß, sich den Umgang der liebenswürdigen Personen zu verschaffen, mit denen er Umgang haben kann. Unter einer übelen Gesellschaft begreife ich nicht solche Leute, welche zu schändlichen Handlungen aufgeleget wären: denn, welcher Mensch, der Gesinnungen hat, weis nicht, was seine Pflicht in diesem Stücke von ihm fordere? ich spreche vielmehr von denen unangenehmen Gesellschaften, in welchen man diese sittliche Artigkeit, diese Munterkeit, Offenherzigkeit, erlaubete Freyheit, kurz, diese Süßigkeiten nicht findet, welche die Glückseligkeit des Le-

bens ausmachen; und ohne welchen das Gemüth keine gewisse Ruhe genießt, welche das Wesen der wahren Wollust ausmachet.

Den völligen Werth einer liebenswürdigen Gesellschaft zu erkennen, muß man dieselbe besuchet haben: wenn man das Glück gehabt hat, einer solchen zu genießen; so kann man derselben unmöglich entbehren: so bald uns dieselbige entzogen wird, schmachten wir, und werden ohne Unterlaß gewahr, daß uns zu unserer Zufriedenheit etwas Wesentliches fehle. Die Bemühung, deren Mangel zu ersetzen, ist vergeblich; weil uns nichts denselben ersetzen kann: nach der Tugend und dem Zeugnisse eines guten Gewissens, ist eine gute Gesellschaft unter allen Gütern das größeste; sie würzet alle Vergnügungen, sie giebt ihnen ihren Werth, sie reiniget dieselben, und benimmt ihnen alles, was sie Lasterhaftes und Lärmendes an sich haben können, ohne etwas an ihrer Lebhaftigkeit zu vermindern. Ich unterstehe mich, etwas zu sagen, welches diejenigen, welchen aus Erfahrung die gute und schlechte Gesellschaft bekannt ist, nicht außerordentlich finden werden: ein liebenswürdiger Mensch lebet nur in so fern, als er in einer guten Gesellschaft lebet; außer derselben befindet er sich allenthalben in einem matten und langweiligen Zustande, welcher einer Schlafsucht ähnlich sieht.

Man muß die gute Gesellschaft von der lustigen unterscheiden: man kann dreyßig Jahre lang die letztere besuchet, und doch nie die Annehmlichkeit der ersteren geschmecket haben. Es geht ein Mann alle Tage aus, um einen Theil des Tages in einer Ge-

fellschaft von dreyßig Frauen und funfzig Mannspersonen, zuzubringen: er sieht seine Leute und wird von ihnen gesehen: er grüßet sie, sie danken ihm ihrer Seits durch eine Verbeugung: er spielet drey oder vier Stunden mit einigen unter ihnen; ist das Spiel geendiget, so geht er entweder wieder nach Hause, oder er speiset des Abends mit dreyßig Personen. Dieser Mann besuchet zahlreiche Gesellschaft; er hat aber nicht den geringsten Begriff von guter Gesellschaft. Derjenige im Gegentheile, welcher täglich in dem Umgange mit drey oder vier verstandvollen Frauenzimmern, und mit vier bis fünf liebenswürdigen Männern umgeht, welcher die Menge flieht, sich an dem Umgange weniger Personen begnüget, und sich nur unter ihnen zerstreuet; der nur allein kennet die gute Gesellschaft.

Zweyter Abschnitt.

Von dem Nutzen der guten Gesellschaft.

Ich habe bereits von einigen Vortheilen der guten Gesellschaft gesprochen, und habe zu verstehen gegeben, daß sie das Herz bilde, und die guten Gesinnungen unterhalte; gegenwärtig will ich einige Betrachtungen über den Nutzen anstellen, den der Verstand aus derselben ziehen könne.

Nichts erhebt unsere Gemüther mehr, als die Gewohnheit, sich mit nützlichen Sachen zu beschäfftigen. Man kann beydes, die Zeit angenehm, und dennoch nützlich vertreiben. Die gute Gesellschaft

reichet Vergnügungen, Zeitvertreibe, und geistreiche Spiele dar: deren Unterredung ist reizend und lehrreich; und man zieht oft aus dem Umgange einiger liebenswürdigen Freunde mehr Vortheil, als aus der verdrüßlichen Einsamkeit in seiner Stube.

Einer der hauptsächlichsten Vortheile der guten Gesellschaft ist der, daß man den Verstand nicht an Thorheiten und Ungezogenheiten gewöhne, welche den Stoff der gewöhnlichen Unterredungen ausmachen. Was für Kindereyen und abgeschmackte Dinge saget man nicht alle Tage in den Gesellschaften und Kränzchens? Was für lächerliche Anmerkungen machet man nicht darinnen über die Regierung, und das Beste der regierenden Fürsten? Wie viele romanenhafte Empfindungen kramet man nicht darinnen aus? Noch ärger ist es, wenn eine Frau und ein Stutzer von ihren Blähungen, Kopfweh und Schlaflosigkeit zu erzählen anfangen.

Wer mag sich versprechen, die Begegnung gewisser Leute in einer Gesellschaft, welche nicht ausgesuchet ist, zu vermeiden, von denen man sagen könnte, daß sie ausdrücklich dazu gemachet wären, den gesunden Verstand zu quälen und zu martern? Sie hören nicht auf, zu sprechen, und sagen doch nichts, als Thorheiten, die sie mit allem Nachdrucke begleiten. Fällt es jemanden ein, Gebrauch von seiner Vernunft zu machen, so legen sie ihm das Stillschweigen auf: sie fallen ihm in die Rede, und lassen ihm nicht Zeit, zu sprechen. Durch den Umgang mit dergleichen Personen muß der schönste Kopf (Genie,) früh oder spät, schlechter und verderbet werden, auch viel von seiner Sanftmuth und

Richtigkeit verlieren. Die Gemüthsneigung derer Leute, mit welchen wir Umgang pflegen, hat in der Folge der Zeit einen Einfluß auf die unserige. Wir gewinnen in der guten Gesellschaft eben so viel, als wir in der schlechten verlieren. Wir nehmen von einem liebenswürdigen Manne die Sanftmuth und die Artigkeit eben so an, wie wir das Auffahren und trotzige Betragen eines groben und ungeschliffenen Menschen nachahmen. Der Verstand gewöhnet sich an die Eindrücke, von denen er oft gerühret wird: das, was ihm anfänglich schwer scheint, kömmt ihm in der Folge leichter vor; und, was er als etwas Böses ansah, wird ihm zu einer gleichgültigen, und bisweilen gar löblichen Handlung. Denen guten und schlechten Beyspielen muß man die Tugenden und Laster der mehresten Menschen zuschreiben: wir wollen das Innerste unseres Herzens um Rath fragen und untersuchen, so werden wir finden, daß die Eigenschaft der Leute, mit denen wir umgegangen sind, allezeit viel Einfluß in unser Betragen gehabt habe.

Dritter Abschnitt.

Von den der guten Gesellschaft entgegen gesetzeten Gemüthseigenschaften.

Ob gleich alle lasterhafte Gemüther der Gesellschaft zuwider sind, so giebt es doch einige, die es mehr, als andere, sind. Ich werde hier ein

Wort

Wort von denenjenigen sagen, von denen es mir dünket, daß sie sich mit derjenigen Sanftmuth und Lieblichkeit am wenigsten vertragen, welche den Geist der guten Gesellschaft ausmachen.

Es giebt Leute von trotziger und stolzer Gemüthsart, welche Verstand besitzen, ihn aber nur zu ihrem Selbstlobe, und zur Herabsetzung der Verdienste anderer, anwenden: sie können nicht leiden, daß man jemandem Beyfall gebe; das ihm beygelegete Lob scheint ihnen, ein Raub zu seyn, den man an ihnen begeht. Sie wünscheten, daß man allein sich mit ihnen beschäfftigte, nur von ihren Fähigkeiten spräche, ihre Handlungen allein erwähnete, und nur ihre Schriften läse. Dergleichen Leute sind unerträglich in der Gesellschaft: sie sind es auch so gar denen bescheidensten Personen. Der Mensch, welcher die wenigste Eitelkeit besitzt, wird es am Ende überdrüßig, wenn er sich stets verbunden sieht, einen eingebildeten Geck zu loben, welcher die beständigen Lobeserhebungen, die er fordert, mit Verachtung erwiedert. Ich finde nichts so übel angebracht, als in Gegenwart solcher Leute, die das Glück schlecht begütert hat, von seinen Reichthümern, Einkünften, und seinem Hausgeräthe zu sprechen: man erinnert sie dadurch auf eine unbequeme Art an ihren unglücklichen Zustand, und machet ihnen die Gesellschaft unangenehm; die Einsamkeit überhebt sie wenigstens dieser Art des Vorwurfes eines Unglückes, das sie nicht verdienet haben, und dem sie nicht abhelfen können.

Man trifft oft in der Welt Leute an, deren Gewohnheit es ist, über alles ihr Urtheil zu fällen: sie

haben eine gewisse Sprache, die sie sich selbst gemachet haben, und die ihnen eigen ist: sie sprechen von dem Verdienste des Virgils in eben den Ausdrücken, in welchen sie von dem Livio reden: es ist ihnen unbekannt, daß der eine ein Dichter und der andere ein Geschichtschreiber sey; sie wissen allein, daß einige Personen, auf deren Geschmack sie sich verlassen, sagen, daß diese Schriftsteller vortrefflich sind. Die Wörter: Sie sind göttlich, man kann es ihnen nicht gleich thun: sprechen sie mit besonderem Nachdrucke aus. Läßt man sich in eine Untersuchung der leichten Fehler ein, die in den Schriften dieser Urheber seyn können; so machen sie nicht das Geringste aus dem, was man über diese Sache Vernünftiges sagen kann; weil ihnen diese Fehler unbekannt sind: sondern sie wiederholen jederzeit folgende Ausdrücke: Diese Verfasser sind göttlich: es sind die größten Geister, welche die Natur erzeuget hat; und diejenigen, welche sie zu tadeln suchen, thun es ihnen nicht gleich. Man ist glücklich, wenn sie sich an einem ersten Beynamen begnügen, und sie sich nicht so weit erzürnen, daß sie sich der Schimpfwörter bedienen, um zu behaupten, es sey in einem Buche, welches sie nicht gelesen haben, und nie lesen werden, kein Fehler.

Es giebt eine andere Art Leute, die mit mehrerer Einsicht, aber mit eben so vieler Eigenliebe entscheiden; sie halten sich für Anführer des Geschmackes, und für die obersten Richter über alles dasjenige, was sich einiger Maßen auf den Verstand bezieht: sie bereden sich, nicht allein in allen Wissenschaften vortrefflich zu seyn; sondern sie bilden

sich

sich ein, alle Künste zu besitzen, ob sie dieselben gleich nie gelernet, und sie davon nur eine geringe Kenntniß haben. Diese Leute werfen sich selbst zu immerwährenden Gesetzgebern bey der gelehrten Republik auf. Sie haben nie nichts geschrieben, und dem ungeachtet, sehen sie sich als große Schriftsteller an: sie sprechen griechisch, und können es nicht lesen: sie sind Feldmesser, und verstehen des Euklides ersten Grundsätze nicht. Rousseau hat sie in nachstehendem unvergleichlichen Sinngedichte vollkommen abgeschildert:

Chrysologus saget allezeit seine Meynung:
Es ist der wahre Grieche des Juvenals.
Ein jedes Werk, eine jede Lehre
Hänget von seinem Richterstuhle ab.
Soll man über die Physik streiten?
So ist Chrysologus ein Physiker.
Wollet ihr über die Musik sprechen?
So ist Chrysologus ein Musiker.
Was ist er nicht? Ein gelehrter Kritiker,
Ein großer Dichter, guter Scholastiker,
Sternseher, Grammatiker.
Ist das alles? Er ist noch ein Staatsmann,
Rechtsgelehrter, Geschichtschreiber,
Ein Platoniker, Cartesianer,
Sophist, Redner, Empiriker;
Chrysologus ist alles, und im Grunde ist er nichts.

Unter allen Gemüthern ist die Eigenschaft derer mürrischen Personen, die nie nichts Angenehmes zu sagen haben, in der Gesellschaft die unerträglichste: sie sprechen nie zu jemanden, ohne ihn anzustechen;

ihre Complimente so gar führen etwas Unangenehmes und Verdrüßliches bey sich. La Bruyere hat über diese Leute, die man in der bürgerlichen Gesellschaft als eine Pest ansehen muß, kluge Betrachtungen niedergeschrieben: „Reden und beleidigen, sa„get er, ist für gewisse Leute einerley. Sie sind „stachelicht: ihre Schreibart ist mit Galle und mit „Wermuth vermischet; Spott, ehrenrührige Aus„drücke und Beschimpfungen fließen, wie ihr Spei„chel, über die Lippen. Es würde besser für sie ge„wesen seyn, wenn sie wären stumm oder dumm ge„boren worden. Ihre Lebhaftigkeit und Verstand „schadet ihnen mehr, als einigen andern ihre Dummheit. Sie begnügen sich nicht allezeit im scharfen „Tone zu erwiedern, sondern sie greifen oft mit Un„verschämtheit an; sie schlagen auf alles zu, was „sich unter ihrer Zunge findet, auf Gegenwärtige „und Abwesende, und stoßen von vorne und von der „Seite, wie die Stiere. Fordert man von den „Stieren, daß sie keine Hörner haben sollen? eben „so wenig hoffet man durch diese Abschilderung sol„che harte, wilde, und ungelehrige Gemüther zu „bessern. Das Beste, das man thun kann, ist, daß „man so weit, als man sie sehen kann, mit aller „Macht für ihnen fliehet, ohne hinter sich zurück zu „sehen.„

Das böse Herz verträgt sich mit der guten Gesellschaft nicht. Der Verstand schmecket nie die wahren Süßigkeiten, schwingt sich nie außer wider Willen empor, wenn er sich vor dem Charakter derer, vor welchen er sich zeigen soll, fürchtet. Setzet in eine Gesellschaft von vier oder fünf liebens-

würdi-

würdigen und aufgeweckten Personen einen Menschen, dessen böses Herz bekannt ist; so folget der Zwang auf die Lustigkeit, und das ernsthafte Wesen auf die Freude. Ein jeder fürchtet sich für der giftigen Zunge eines Mannes, welcher dem ehrlichen Namen rechtschaffener Leute zu schaden suchet, welcher seine Naturgabe nur zur Verschwärzung der Tugend, und, wenn es ihm möglich ist, zur Lächerlichmachung der Frömmigkeit und des wahren Verdienstes anwendet. Es ist unmöglich, daß in guten Gesellschaften, selbst in denen, die nicht zur Spötterey aufgelegt sind, nicht bisweilen Kleinigkeiten vorfallen sollten, denen ein böses Gemüth nicht leichtlich eine boshafte Wendung geben könnte. Es giebt eine Art Spaß; ja ich möchte wohl sagen, eine Art Possen, die, wenn sie unter vier oder fünf Personen bleibt, liebenswürdig ist und gefällt; die aber, wenn sie öffentlich bekannt wird, unter einem ganz andern Gesichtspuncte erscheint.

Wenn ein boshafter Sinn die gute Gesellschaft in Zwang setzet, und sie bald zerstöret; so ist die schlimme Spötterey nicht minder zuwider. Die Unbequemlichkeit, ohne Unterlaß übele Quodlibete zu vertragen, alle Augenblicke mit Verdrusse eine Rede wiederholen hören, und die vernünftigsten Sachen lächerlich machen zu sehen, ist zu stark, als daß ein artiger Mann sie lange vertragen sollte: er verabscheuet mit Rechte einen gezwungenen Lustigmacher, wie ein feiner Schlämmer sich für einem schmacklosen Weine, welcher aufstößt, und einen übelen Geschmack im Gaumen zurück läßt, hütet.

Ich weis nicht, welches von beyden am verwerflichsten ist, ohne Unterlaß und zur ungelegenen Zeit zu spaßen, oder den Spaß nicht zu verstehen, wenn er höflich und nicht aus der Absicht, uns zu reizen, gesaget worden ist. Die Narren werden leicht über die gelindesten Spöttereyen böse: sie bilden sich allezeit ein, daß man sie lächerlich machen wolle. Dieser Gedanke ist eine Folge von ihrem wenigen Verdienste. Sie empfinden, ungeachtet ihrer Eigenliebe, daß sie eher zum Tadel, als gelobet zu werden, gemachet sind, und geben den unschuldigsten Sachen eine übele Auslegung. Ein kluger Mensch muß nur mit Leuten scherzen, die Verstand genug besitzen, den guten und wohlgemeynten Scherz von dem übelen und boshaften zu unterscheiden.

Man ist oft verbunden, die Leichtfertigkeit gewisser Leute zu ertragen, deren Geist und Körper in beständiger Bewegung sind. Sie reden, ohne zu wissen, was sie sagen: sie haben eine durchdringende Stimme; man sollte, nach der Art zu urtheilen, mit der sie schreyen, sagen, sie fürchteten, man bemerke die Thorheiten nicht genug, die sie den ganzen Tag hindurch herplaudern: sie tanzen, sie singen, sie pfeifen, und sprechen zu gleicher Zeit. Sie gleichen Personen, die von der Tarantula gestochen worden sind. Sie sind indessen doch weniger beschwerlich, als die Verläumder, die nur den Mund öffnen, und allen denjenigen den guten Leumund abscheiden, deren Name sich ihrer Einbildungskraft darbiethet: ihre giftige Zunge in Uebung zu setzen, wird nicht erfordert, daß sie diejenigen persönlich kennen, von denen sie sprechen; es ist ihnen genug, wenn sie

wissen,

wissen, daß sie leben: sie legen ihnen alle Fehler bey, die die Bosheit ihres Herzens in ihnen voraus setzet. Sie verlangen außer dem noch, daß man sage, sie hätten Verstand; und wenn sie nicht verläumdeten, so würde man sehen, daß sie gar bald gezwungen seyn würden, das Stillschweigen zu beobachten. Es würde indessen für sie sehr ersprießlich seyn, wenn man ihnen eine Wahrheit beybringen könnte, von der alle vernünftige Leute überzeuget sind: daß man sehr wenig Verstand brauche, durchs Verläumden zu gefallen, und daß man sehr viel Verstand haben müsse, durchs Loben nicht lästig zu werden. Für einen jeden, der Leute von Verstande kennet, ist ein Verläumder ein Mann von mittelmäßigem Verstande.

Vierter Abschnitt.

Unter den Großen genießt man der Annehmlichkeiten der Gesellschaft nicht.

Die Ehrerbiethung ist fast nie ohne Zwang, und die Freude fliehet ihn. Man findet selten in den Gesellschaften der Großen die Annehmlichkeiten, welche man in den Privatgesellschaften antrifft. Die Fürsten bilden sich ein, daß andere Menschen für sie nur gemachet sind: sie verlangen von denen, mit welchen sie umgehen, es ihnen Dank zu wissen, daß sie ihnen nicht alles Gewicht ihres Ansehens, die Größe ihrer Geburt und alle Macht ihres Cre-

dits

dits fühlen lassen: sie denken, man müsse ihnen sehr verbunden seyn, daß sie nicht eben so unbequem in der Gesellschaft sind, als sie es seyn könnten. Sie halten sich der liebenswürdigen Aufmerksamkeit, der zuvorkommenden Höflichkeit, der zudringlichen und schmeichelhaften Sorgfalt gänzlich überhoben, welche man bey denen Privatpersonen antrifft, welche denen, mit welchen sie umgehen, gefallen wollen.

Die Großen sind einzig und allein mit weitläuftigen Entwürfen und schweren Unternehmungen, die ihnen nicht Zeit lassen, sich um die Umstände der Bedürfnisse anderer zu bekümmern, beschäfftiget: sie beschäfftigen sich weit mehr mit den Mitteln, große Ehrentitel zu erhalten, als daß sie denen Uebelu derer abhelfen sollten, für deren Freunde und Beschützer sie sich ausgeben. Die Ehre, einen Wald niederschlagen zu lassen, und einen Pallast zu bauen, ist des Vorzuges eher werth, als der Ruhm, ein Herz zufrieden gemachet zu haben.

Nicht allein die Großen, sondern überhaupt alle Hofleute, sind wenig bequem, eine annuthige Gesellschaft zu errichten: sie sind zu sehr zerstreuet, zu voll von ihren ehrgeizigen Entwürfen, zu gewohnet, aus ihrer Beförderung ihre einzige Beschäfftigung zu machen, als daß sie Zeit übrig haben sollten, sich mit den Kleinigkeiten abzugeben, welche die Gesellschaft fordert. Ein unglücklicher Mensch ist gemeiniglich in den Augen eines Großen und eines Hofmannes ein Mensch, der leiden muß, und für einen Privatmann ein Mensch, der Hülfe bedarf.

Die Eitelkeit der Großen ist schnurgerade der guten Gesellschaft entgegen gesetzet: sie denken, sie

wären

wären allein vollkommen: sie bereden sich, Verstand und natürliche Geschicklichkeit wären Beylagen ihrer Geburt: sie gestehen Leuten von gemeiner Geburt mit Mühe einige schwache Fähigkeiten zu; ein geringes Nachdenken würde sie von ihrem Irrthume zurück bringen können. Die Corneille, Racine, Descartes und Gassendi, Montagne, Bayle, Lebrün und Le Sueur, Pujet und Girardon, Lully und Campras waren weder Fürsten noch Herzoge. Das Beste, was wir für den Verstand, das Herz, die Augen und für die Ohren haben, rühret nicht von hohen Personen her. Was den Geschmack anbetrifft, wollte ich wohl eben nicht versichern, daß ein Großer bey Ausschweifungen in der Schlämmerey nicht selbst ein Ragout oder Mengelmus in Champagnerwein gekochet habe, welches gewürzeter, erhitzender, und folglich zur Abkürzung des Lebens dienlicher, als alle von den geschicktesten Köchen zubereiteten Gerichte gewesen seyn dürfte.

Das, was man gemeiniglich vergnügete Gesellschaft bey den Großen nennet, verdienet eher den Namen der Lüderlichkeit: man trinkt dabey übermäßig, und beobachtet nicht die geringste Mäßigung weder in den Reden, noch in den Handlungen. Sind dieses Sachen, wodurch man Gemüth und Herz vergnüget? Beydes wird dadurch verdorben. Der liebenswürdigste Weltmann verändert in einer für die Sitten so gefährlichen Gesellschaft sein Gemüth und Neigung.

Es giebt keine Regel, die nicht ihre Ausnahme haben sollte. Eben so giebt es unter den Großen einige, welche, indem sie sich über die Vorurtheile

ihres Standes hinweg setzen, einsehen, daß die Güter, welche ihnen das Glück häufig zugeworfen hat, weit unter diejenigen herunter zu setzen sind, welche ihnen eine angenehme Gesellschaft reichen kann. Sie suchen diese Gesellschaft bey einigen Privatpersonen, die sie, so viel, als ihnen möglich ist, an sich ziehen; weil sie merken, daß, je geringer der Abstand zwischen ihnen und den Personen, aus welchen sie ihre Freunde machen wollen, sey, je mehr Vergnügen werden sie in ihrem Umgange finden: sie räumen alle Ungemächlichkeiten weg, welche die Ehrerbiethung, Furchtsamkeit und Scheu veranlassen könnten; und widmen der Freundschaft dasjenige, was die Großen von minderer Einsicht einer übel angebrachten Eitelkeit und Prahlerey widmen, von denen sie selbst die Schlachtopfer werden. Die Ernsthaftigkeit und das große Wesen kosten denenjenigen, die beydes in allem ihren Betragen anbringen wollen, eben so viel Mühe, als anderen, die sie zu ertragen verpflichtet sind, Verdruß.

Ich habe in der Geschichte bemerket, daß eine kleine Anzahl Fürsten, welche sie uns als Muster der Redlichkeit und Tugend anführet, viele Neigung zu den Annehmlichkeiten der Gesellschaft bezeiget habe. Vespasianus, Titus, Marcus Aurelius und Trajanus giengen mit ihren Freunden als Privatpersonen um: bey ihnen vergaßen sie, daß sie Kaiser waren; und wenn sie sich dessen bisweilen erinnerten, so geschah es nur alsdenn, wenn sie ihnen Gutes thun mußten. Der große Prinz von Conde und einige neuere Helden haben es den Alten, die ich angeführet, nachzuthun gesuchet. Wir

sehen

sehen heutiges Tages einen der größten Könige Europens, welcher Geschmack an den Annehmlichkeiten der Gesellschaft findet, und deren ganzen Werth kennet: er gewinnet Feldschlachten, unterwirft sich beträchtliche Länder, befestiget die Gränzplätze seiner Staaten, führet prächtige Gebäude auf, errichtet Akademien, und beschützet die Künste: er sieht, er ordnet, und führet alles durch sich selbst an; diese Beschäfftigungen, so groß sie auch seyn, machen nicht, daß er dem Vergnügen einer geistreichen Unterredung entsaget, in welcher er die Reize seiner schönen Naturgaben und des glänzenden Verstandes, den er von dem Himmel empfangen hat, ohne Stolz und Prahlerey sehen läßt. Es würde vieles zu dem Glücke der Großen beytragen, wenn das Beyspiel des Ueberwinders Sayssiens ihnen zur Lehre dienen könnte.

Fünfter Abschnitt.

Von denen zur Gesellschaft bequemen Gemüthern.

Sanftmuth und Gefälligkeit sind die wesentlichsten Eigenschaften eines Gemüthes, welches zur Gesellschaft aufgeleget ist: zu diesen beyden ersten Eigenschaften füge ich noch eine dritte, die Gleichheit des Gemüthes, ohne welcher der beste Charakter mangelhaft ist. Es ist für diejenigen, mit welchen wir leben, und die unsern Verdruß mit

uns theilen, verdrüßlich, daß wir einen Theil der Unruhe, die wir empfinden, auf sie fallen lassen. Wir sind schuldig, ihnen den Antheil, den sie an unsern Umständen nehmen, zu erwiedern, und Verdrüßlichkeiten, die sie nicht empfinden würden, wenn wir ihnen gleichgültig wären, nicht auf sie fallen zu lassen. Wir müssen uns in Acht nehmen, daß unsere Freundschaft unsern Freunden nicht zur Last gereiche, und man nicht glücklicher sey, wenn man uns gar nicht kenne, als wenn man mit uns in Verbindung stehe. Ein Schriftsteller neuerer Zeit hat uns über diese Sache einen herrlichen Rath gegeben:

Ueberwindet den Verdruß, welchem das Gemüth sich überläßt,
Und lasset denselben ja niemanden zur Last fallen.

Man würde einen der größten Vortheile der guten Gesellschaft aufheben, wenn man behaupten wollte, man könne seine Meynung weder sagen, noch einer andern Meynung, als andere, seyn; man muß dieselbe aber ohne Bitterkeit und Hitze behaupten. Zu rechter Zeit nachzugeben wissen, zeiget Weisheit und Verstand an. Wenn man sieht, daß ein Mann, mit dem man täglich umgeht, in Hitze geräth und eine Sache hartnäckig behaupten will, die er zu leichtsinnig unternommen hat, warum will man ihn seinen Fehler durchaus fühlen lassen, den er zu verbergen sich bemühet? man würde wegen einer geringen Ursache seinem Freunde misfallen wollen, man würde so gar dadurch wider die Artigkeit und den Wohlstand handeln.

Ein

Ein Mann, der Verstand besitzt, hat nicht nöthig, denselben zu zeigen, daß er andern seine Ueberlegenheit fühlen lasse: anstatt daß er suchen sollte, sich über andere zu erheben, muß er vielmehr, so viel möglich, sich zu ihnen herab lassen, und ihnen, wenn ich mich dieses Ausdruckes bedienen darf, mehr Gemächlichkeiten zugestehen. Alsdenn zeiget man einen großen Verstand, wenn man derjenigen ihren, über welchen man einen beträchtlichen Vortheil voraus hat, Gelegenheit giebt, daß er sich zeigen könne. Dieses Geheimniß wissen nur wenige Leute, und wird nur von denen Personen in Ausübung gebracht, die bey lebhaftem und scharfen Verstande viele Ruhe des Geistes besitzen.

Man muß in der Gesellschaft bisweilen einen kleinen Zwang erdulden, der uns wohl belohnet wird. Man hat der Aufmerksamkeit, des Wohlstandes und der Vorsicht nöthig, von welchen uns eine mehrere Bekanntschaft nicht frey machet. Wenn man sich von diesem nothwendigen Wohlstande frey machen wollte, so würde man in der Gesellschaft eine Freyheit einführen, welche in Grobheit und bäurisches Wesen ausarten würde.

Sechster Abschnitt.

Die Weiber haben einen starken Einfluß auf die gute oder böse Gesellschaft.

Das Frauenzimmer hat von je her die vornehmste Zierde der Gesellschaft ausgemachet: ihr Geschlecht verbreitet in derselben eine Anmuth, wel-

che dasselbe allein zu verschaffen im Stande ist. Die Personen, welche das menschliche Herz vollkommen kennen, gestehen diese Wahrheit ein. Ein vortrefflicher Schriftsteller neuerer Zeit saget: Eine schöne Frau, welche die Eigenschaften eines Mannes besitzt, ist von vorzüglich anmuthigem Umgange; weil man in ihr den Verdienst beyder Geschlechte antrifft.

Ich will hier kein Lob der Frauen niederschreiben; allein ich kann nicht unterlassen zu sagen, man könne nicht leugnen, daß man in einigen eben so viel Naturgeschick, Verstand und Weisheit, als bey den Männern, welche dafür gehalten werden, daß sie viel Witz und gesunden Verstand besitzen, antrifft. Dieses sind die Weiber, welche für die Gesellschaft gemachet sind, und ohne welchen man alle deren Annehmlichkeiten nicht schmecken kann.

Die Seele hat kein Geschlecht: sie lenket sich so wohl zum Guten als Bösen, unabhänglich von der Bildung des Gefäßes, in welchem sie enthalten ist. Die Weiber sind eben den Fehlern, als die Männer, unterworfen: sie besitzen auch eben die Tugenden. Es giebt Weiber, die verläumderisch, diebisch, eifersüchtig, grausam, rachgierig, zu Ausschweifungen geneigt und unwissend sind: so wie es verläumderische, diebische, eifersüchtige, grausame, rachgierige, lüderliche und unwissende Mannspersonen giebt.

Man muß daher an Frauenspersonen eben diejenigen Eigenschaften suchen, welche man von denen

nen Mannspersonen, mit welchen man umzugehen wünschet, fordert. Man findet eben so oft eine sanftmüthige, artiggesittete, willige, dienstfertige und tugendhafte Frau, als man einen sanftmüthigen, artiggesitteten, willigen, dienstfertigen und tugendhaften Mann antrifft.

Es haben verschiedene Alte die Antwort des Sophokles gerühmet, welche den Umgang mit Frauenzimmern betraf: ich dagegen werde kühnlich gestehen, daß sie in meinen Augen eben den Beyfall nicht verdienen. Es fragete jemand diesen berühmten Dichter, ob er keinen Umgang mehr mit denen Weibern hätte: er antwortete hierauf: Ich habe, Gott sey Dank! dieses Joch seit langer Zeit, gleich dem Joche eines wilden und wüthenden Herrn, abgeworfen. Ich stelle über diese Antwort zwo sehr natürliche Betrachtungen an: erstlich, Sophokles mußte mit Weibern von einer wenig geselligen Gemüthsart umgegangen seyn, weil er sie unfreundlichen und wuthvollen Herrn vergleicht: zweytens, daß es falsch sey, daß der Umgang mit liebenswürdigen Frauen ein Joch sey; weil derselbe vielmehr ein Mittel ist, die Schwere des Joches zu ertragen, dem man unterworfen seyn könnte, indem die gute Gesellschaft dem Gemüthe Hülfsmittel und Trost wider den Kummer, den man empfindet, verschaffet. Welcher vernünftige Mensch vergißt nicht seinen Verdruß, bey der Unterredung mit einer verstandvollen Frau, die zu gefallen suchet? Die Liebe darf eben nicht der Stoff dieser Unterre-

dung seyn; es ist genug, wenn das, was man Munterkeit, witzigen Scherz, und feine artige Anreizungen nennet, deren Inhalt sey.

Die liebenswürdigen Weiber besitzen ein sanftmüthiges und gelindes Gemüth, welches die Mannspersonen fast nie erlangen können: es bleibt bey den letztern immer etwas weniger Gefallendes, minder Anmuthiges; ja ich möchte sagen, minder Zärtliches und Verbindliches übrig, als bey denen erstern.

Man brauchet bisweilen in der Gesellschaft Standhaftigkeit und Hoheit der Seelen, welche zur Unterstützung und Vermehrung des Glückes derer Leute erfordert werden, mit welchen man in genauer Verbindung lebet. Man findet in dergleichen Fällen bey gewissen Frauenzimmern eben so viele Hülfsmittel, als bey den Mannspersonen: sie betreiben das, was ihren Freunden nützlich seyn kann, und dienen ihnen oft weit besser, als es wohl gesinnete Männer nicht würden thun können.

Man kann nicht läugnen, daß die Weiber den wahren Ruhm lieben. Die Geschichte ist voll von schönen Handlungen, die sie gethan haben. Die Carthaginenserinnen und Römerinnen haben sich bey allen Unglücksfällen ihrer Republik berühmt gemachet; unsern gegenwärtigen Weibern fehlen nur eben dieselben Gelegenheiten, welche die alten gehabt haben. Unser Zeitalter ist denen verstrichenen in

nichts nachzusetzen; vielleicht kennen wir heut zu Tage wahre Hoheit besser, als man sie vordem kannte. Man hat oft bey den Alten die Grausamkeit mit der Standhaftigkeit, die Härte mit der Gerechtigkeit, die Wildheit mit der wahren Tapferkeit, und bäurisches Wesen mit der Einfalt verwechselt.

Siebenter Abschnitt.

Von der Nothwendigkeit des gesellschaftlichen Umganges.

Wir sind geboren, um in der Welt zu leben. Die Einsamkeit ist ein Zustand, der uns nicht natürlich ist. Die Menschen können einander nicht entbehren: sie sind verbunden, ihre Zuflucht zur Gesellschaft zu nehmen, um einer gewissen Unruhe vorzubeugen, welche von dem Leeren herrühret, welches sie in sich empfinden, und welches sie selbst nicht ausfüllen können. Die Misanthropen, welche den Umgang der Menschen zu verabscheuen scheinen, unterlassen nicht, jemanden zu suchen, gegen den sie ihren Gift und Galle ausschütten können; das ist ein überzeugender Beweis, daß die menschliche Natur nichts weniger vertragen könne, als die Beraubung aller menschlichen Gesellschaft. Der Mensch ist den Pflanzen gleich, welche gestützet werden müssen, und diese Stütze findet er in der Gesellschaft.

Alle Sachen, welche wir uns in dem Leben wünschen können, haben eine jede ihren Nutzen; sie haben aber nur einen Nutzen. Die Reichthümer bestreiten unsere Ausgaben, die Ehrenämter und das Ansehen verschaffen uns ehrerbiethige Achtung, die Werke des Verstandes ziehen uns Lobsprüche zu, die Ergötzlichkeiten verschaffen uns Vergnügen, und die Gesundheit sichert uns für dem Schmerze; aber die Gesellschaft ist zu allem gut: wir empfinden dieses, wir mögen leben, in welchem Stande und an welchem Orte wir wollen; sie dienet zu unserer Glückseligkeit, nach jedesmaliger Beschaffenheit unseres Zustandes, und kann uns nie zur Last fallen.

Die Natur selbst hat die Liebe zur Gesellschaft in das Herz der Menschen eingesenket, damit sie ihnen zu einem Bande diene, welches sie unter einander verbinden, und zur wechselsweisen Hülfe bewegen soll. Diejenigen, welche auf eine vernünftige Art die Eindrücke der Natur zu nutzen wissen, begnügen sich nicht an dieser allgemeinen Gesellschaft, welche sie unter den Menschen veranlasset hat, und die von einer unendlichen Weite ist; sie errichten eine andere, die sie persönlich betrifft, und aus welcher sie höchstbeträchtliche Vortheile ziehen. Einige milzsüchtige Brüder stellen sich vor, ein von dem Uebervreste der Sterblichen abgesonderter Mensch könne wahrhaftig glückselig seyn: sie werden von ihrer mit Verdrusse angefülleten Einbildungskraft hintergangen; sie selbst, die den Umgang der Welt zu fliehen scheinen, würden gar bald für Traurigkeit sterben, wenn sie gänzlich der Gesellschaft beraubet wären. Einer der größten Köpfe des Alterthumes

bestär-

bestärket diese Wahrheit durch sein Ansehen. „Wir „wollen annehmen, saget Cicero, ein Mensch sey „durch einen Gott in eine Einöde, zu der kein Zu„gang ist, versetzet worden, in welcher dieser Gott „ihm alles, was die Natur nur verlangen kann, im „Ueberflusse verschaffe, ohne ihm irgend ein Mittel, „oder irgend eine Hoffnung, jemals einen andern „Menschen zu sehen, zu lassen; so behaupte ich, daß „kein Mensch dieses Leben würde ausstehen können, „ohne daß ihn diese schreckliche Einsamkeit fühllos „gegen alle Vergnügungen, von denen er umgeben „seyn dürfte, machen sollte. Nichts ist wahrer, „als das, was Architas von Tarentus zu sagen „pflegete, wie wir solches von unseren Vätern, die „dasselbe von den ihrigen gehöret hatten, gelernet „haben, daß ein Mensch, der nach dem Himmel „gestiegen wäre, von welchem herab er gemächlich „das bewundernswürdige Schauspiel der Welt und „der ganzen Natur betrachten, und sich an dem „Glanze und der Schönheit der himmlischen Körper „ergötzen könnte, eben so wenig von diesem Vergnü„gen gerühret seyn würde, wenn er allein wäre, als „eben dieses Vergnügen ihm angenehm seyn dürfte, „wenn er jemanden hätte, mit dem er sich darüber „unterhalten könnte.„

Man wird vielleicht einwenden, daß verschiedene Carthäuser- und verschiedene andere Mönche, de la Trape, vollkommen glücklich und vergnügt sind, ob sie gleich aller Gesellschaft entsaget haben. Hierauf antworte ich, daß die Mönche, de la Trape, den ganzen Tag beysammen sind, an gemeinschaftlichen Sachen arbeiten, und mit ihren Vorge-

setzten reden. Die Carthäuser haben jeden Tag eine Stunde, und in jeder Woche einen Tag, an welchem es ihnen erlaubet ist, mit einander zu sprechen und umzugehen. Diese Gesellschaft ist, so zwangvoll sie auch ist, doch jederzeit eine Gesellschaft. Die Religion ersetzet dasjenige, was dieselbe zu hart machen kann, und die leut- und gottseligen Tröstungen, welche ihnen die Vorgesetzten oft ertheilen, belohnen den Zwang, in welchem man mit den andern zu leben verbunden ist. Ungeachtet dieser Hülfsmittel verlieren einige von denen Einsiedlern, wenn der Beystand der Gnade nicht sonderlich wirksam bey ihnen ist, die gesunde Vernunft. Einer unserer besten Dichter hat in einer seiner scharfsinnigen Fabeln gesaget:

Die gesunde Vernunft
Hält sich bey eingesperreten Leuten nicht lange auf.
Reden ist gut, und Schweigen noch besser:
Alles beydes aber tauget nichts, so bald es übertrieben wird.

Achter Abschnitt.

Von den Mitteln, eine gute Gesellschaft zu erlangen.

Es ist natürlich, daß es leichter sey, eher in großen, als kleinen Städten eine Gesellschaft, die uns behaget, zu finden. Die große Anzahl verschaffet leichtlich dasjenige, was man in einer geringe-

ringeren nicht antrifft. Da die gute Gesellschaft eine Uebereinstimmung der Gemüther erfordert, so ereignet es sich bisweilen, daß unter einigen Personen keine befindlich ist, deren Gemüths- und Denkungsart uns nicht vollkommen gefällt: indessen kann man dieser Begegnung abhelfen, wenn man sich bemühet, sich, so viel möglich, nach der Gesinnung der Leute zu richten, mit denen man umgehen will, und dasjenige, was man Mangelhaftes an ihnen bemerket, oder an ihnen zu finden wünschete, selbst ersetzet. Nicht jedermann kann so gelehrt, als Mairan, so witzig, als Fontenelle, und so liebenswürdig, als der Sohn des Crebillon, seyn. Es würde für einen verstandvollen Mann ein Unglück seyn, wenn er sich nur mit Personen von dem Verdienste derer obgenannten in Verbindung einlassen könnte; er würde sehr oft Gefahr laufen, ganz und gar der Gesellschaft beraubet zu seyn. Da die Gefälligkeit die Seele der guten Gesellschaft ausmachet, muß ein Mann von vorzüglichen Naturgaben seine Fähigkeiten nur dazu anwenden, daß derjenigen Leute ihre, mit denen er Umgang haben will, mehr hervor leuchten. Ich habe in allen Städten, in welchen ich gewesen bin, eine gewisse, bisweilen in der That geringe Anzahl liebenswürdiger Leute bemerket, die zu einer anmuthigen Gesellschaft allezeit beträchtlich genug war. In Frankreich, und besonders zu Paris, bildet man sich ein, man könne in fremden Ländern nicht angenehm leben. Das ist ein sehr großer Irrthum. Man lebet zu Turin, Berlin, in dem Haag, und verschiedenen andern

Oertern,

Oertern, mit vieler Freyheit, Gemächlichkeit und Artigkeit. Es giebt wenige Städte in Frankreich, in welchen die Weiber so liebenswürdig wären, als zu Berlin: verschiedene besitzen so viel Lebhaftigkeit und Lustigkeit, als unsere Französinnen; und sie haben mehr gelesen. Wenn man seine Gemüthsart zur Verträglichkeit gewöhnet hat, so kann man versichert seyn, daß man Glieder zu einer artigen Gesellschaft finden werde, wenn man sich nur die Mühe geben will, die Gesinnung der Leute auszustudieren, mit denen man zu leben gedenket. Der witzige Ovidius fand Mittel, den durch seine Verbannung verursacheten Verdruß durch den Umgang mit einigen Pannoniern zu versüßen, die er selber gesitteter machete, und die ihm hernach verschiedene Dienste leisteten. Es müßte wunderlich zugehen, daß wir mitten unter gesitteten Völkern nicht finden sollten, was er doch unter ungesitteten fand!

Ich will diese Betrachtungen mit einer Anmerkung, die mir sehr dienlich scheint, beschließen. Viele Leute lassen sich ohne Ueberlegung und Untersuchung mit Personen, die sie kaum kennen, in Verbindung ein: in der Folge haben sie Ursache, sich über jene zu beklagen, und ziehen wider die ganze Gesellschaft los; da diese Leute doch über sich selbst verdrüßlich seyn sollten: sie hätten eingedenk seyn sollen, daß, ehe man liebe, man die Person vorher kennen, und nur mit denen Personen eine genaue Verbindung schließen müsse, deren Gemüthsart uns be-

kannt ist. Die Nothwendigkeit, von der Redlichkeit und Klugheit derer, mit denen man umgehen will, überzeuget zu seyn, ist eben so wesentlich, als der Genuß einer angenehmen Gesellschaft; weil die eine von den beyden Sachen ohne der andern nicht seyn könne. La Fontaine hat Recht gehabt, wenn er saget:

Nichts ist so gefährlich, als ein unwissender Freund:
Ein kluger Feind würde besser seyn.

Schreiben
der
Demoiselle Cochois.

Ihre Betrachtungen über die Gesellschaft sind die Frucht der Erfahrung, die Sie in der Welt erlanget haben. Sie sind wirklich unterrichtend, und erreichen den Zweck, den sich alle Schriftsteller vornehmen sollten. Man sieht, daß Sie diese Betrachtungen haben nützlich machen wollen. Das heißt den Verstand zu dem Gebrauche anwenden, zu welchem er erschaffen war, und durch denselben die Menschen gut und tugendhaft zu machen. Indem man daran arbeitet, so arbeitet man auch an deren Glückseligkeit; denn außer der Tugend giebt es kein wahres Glück: sie ist das einzige wahre Gut des Lebens, alle andere sind mehrentheils nichts, als Einbildungen, welche dem Menschen, anstatt ihm glücklich zu machen, tausend Unruhen erwecken. Kann ein vernünftiger Mensch die Gaben des Glückes so hoch erheben, als es Weltleute thun? Nur dem Zufalle hat man diese Gaben zu verdanken; und wenn der Verdienst einigen Theil daran hat, so verhindert dieses Vergnügen die Sorgen und Verlegenheiten nicht, welche diese vermeyneten Güter bey sich führen. Je mehr man glücklich zu werden wünschet, je weniger gelanget man dazu, wenn man einen andern Weg, als den Weg der Tugend, erwählet.

wählet. Der Ehrgeiz, welcher zur Erhebung führet, verursachet tausend Gewissensbisse, und machet aus denen Leuten, welche er erhoben hat, Schlachtopfer eben dieser Hoheit: die Tugend aber läßt uns ein glückliches Schicksal genießen, sie mag uns zu einem Range erheben, zu welchem sie will. Ein von Reichthümern und Vergnügen, denen man mit so vieler Begierde nachstrebet, entblößeter Mensch ist tausendmal glücklicher bey seiner einfältigen Frömmigkeit, als derjenige, welcher sich ohne derselben im Ueberflusse befindet. Die Vergnügungen der Sinne geben der Seele keine völlige Zufriedenheit; ohne den Süßigkeiten der Tugend ist sie nie vollkommen vergnügt; unter dieser Tugend verstehe ich diese liebenswürdige Tugend, welche eine Freundinn reiner und unschuldiger Vergnügen ist, denen ein Mensch sich ohne Furcht überlassen kann. Diese Tugend machet die Seele, das Band, die Stütze, und Dauer aller liebenswürdigen Gesellschaften aus; wie Sie solches selbst wohl angemerket haben. Ohne ihr schmecket man keine vollkommene Freude; man versuchet vergeblich, sich in dem Schooße der lärmendesten Vergnügungen zu betäuben: die Wahrheit giebt sich zu erkennen; wir fühlen sie in dem Innersten unsers Herzens. Wir mögen sie vermeiden, wie wir wollen; so begleitet sie uns an alle Oerter, sie folget uns, und wachet ohne Unterlaß über unsere Handlungen: wir hören oft, daß sie uns dieselben, selbst vor ihrer Wirkung noch, verweist: und so viel Mühe, als wir uns auch geben, ihre Vorwürfe nicht zu spüren, so machet sie doch die Vorwürfe in dem Augenblicke aufsteigend,

wenn wir an das Laster gedenken. Die in ihren Gesetzen weise und verständige Natur hat diese Tugend mit der Menschheit genau verknüpfet und das menschliche Herz mag so lasterhaft seyn, wie es will, so kann es ihrer Klarheit die Einleuchtung nicht verhindern. Das Gewissen kann verletzet, aber nicht zerstöret werden. Der Widerstand gegen seine Bewegungen machet dieselben nur stärker; und derjenige, welcher glücklich und ruhig zu seyn verlanget, muß unumgänglich tugendhaft leben. Man sollte diese Wahrheit, als den Grund der guten Gesellschaft, einzuschärfen suchen; dieses ist die Gelegenheit zu dem, was ich Ihnen geschrieben habe. Ich bin ꝛc.

Verschiedene zum Theile kritische Betrachtungen über die Freundschaft von dem Herrn Marquis d'Argens.

Erster Abschnitt.

Dasjenige, was die Alten über die Freundschaft geschrieben haben, besteht oft in der Einbildung.

Die erhabenen Dinge, welche die Alten und die Neueren bey Gelegenheit über die Freundschaft geschrieben haben, können von denen, welchen die Erfahrung deren Ungrund erwiesen hat, nicht als Wahrheiten angenommen werden. Plato, Lucianus und Cicero haben uns Schriften hinterlassen, in welchen die Freundschaft sehr oft auf eine, von dem, was sie wirklich ist, unterschiedene Art abgemalet worden ist. Je göttlicher sie dieselbe haben machen wollen, desto mehr haben sie deren Natur durchaus verändert, und vielmehr Gesinnungen geschildert, die sich für ein himmlisches Wesen schi-

cken, als sie nicht die Bewegungen und Neigungen des menschlichen Herzens entwickelt haben.

Ich werde mit aller möglichen Sorgfalt die Meynungen, die ich widerlegen will, untersuchen, und meine Gründe mit Beweisen unterstützen, welche die täglichen Erfahrungen bestätigen. Will man die Menschen genau kennen, so muß man lange Zeit dieselben erforschet, und über sie nachgedacht haben: man muß sich bemühen, dasjenige, was in ihren Herzen vorgeht, zu errathen, und nie aus ihrem Verstande ihr Herz beurtheilen. Es ist ein gewöhnlicher Fehler der Gelehrten, daß sie nach den Gesinnungen des Verstandes von den Bewegungen des Herzens urtheilen: da sie den größten Theil ihres Lebens in ihrem Büchercabinet verschlossen sind, kann das Lesen den Mangel der Gesellschaft nicht ersetzen; sie kennen von den Menschen nur ihre Schriften: sie schließen, daß sie so gewesen sind, als sie sich selbst darinnen geschildert haben; und die Erfahrung hat ihnen nicht lehren können, daß eben diese Schriften, die sie in Entzückung setzen, Ausgeburten des Verstandes sind, an welchen das Herz oft sehr geringen Antheil gehabt hat. Wie viel giebt es nicht Gelehrte, welche auf die Treue und Glauben des Aristoteles und Cicero alles annehmen, was die Alten von dieser göttlichen Freundschaft geschrieben haben, die so rein war, daß sie sich nie unter den Menschen befunden? Die Welterfahrenheit würde diese Gelehrten bald aus einem Irrthume reißen, in welchem ihr Studiren sie nur noch mehr bestärket.

Einer der großen Schriftsteller des letzten Jahrhundertes gesteht aufrichtig, die Erfahrung habe bey ihm allen Glauben zernichtet, den er den Meynungen einiger Philosophen von der Freundschaft beygestellet hätte. „Ich glaubete, saget La Motte-Le-„Vayer, man entzöge der Welt die Sonne, wenn „man die Freundschaft aus derselben verbannete: „es schien mir, um mit dem Ennio zu sprechen, das „Leben wäre ohne ihr kein Leben, und ich fand, daß „die Römer ihre Freunde sehr füglich necessarios, „und die Freundschaft eine Nothwendigkeit genen-„net, wegen der moralischen Unmöglichkeit, ihrer zu „entbehren. Gegenwärtig denke ich allem diesem zu-„wider, und ich bin in dem angenommenen Glau-„ben so befestiget, daß beynahe in allen unseren „Freundschaften von dem nichts zu finden sey, was „mit der Freundschaft, von welcher uns die Schule „Beschreibungen gegeben hat, übereinkäme, daß ich „dieselbe für nichts weiter, als für einen eitelen „Namen, für ein schönes Hirngespinnst und ein an-„genehmes Blendwerk des Verstandes halte. He-„siodus hat nicht übel gethan, wenn er uns den „Betrug und die Freundschaft als leibliche Schwe-„stern, und alle beyde als Töchter der Nacht vorge-„stellet hat. Nichts ist betrüglicher, als das, was „die Menschen im gemeinen Leben für Freundschaft „auszugeben suchen, und die Finsternisse der Nacht „schicken sich sehr wohl für solche dunkele Sachen, „als es die Freundschaften dieser Welt sind, bey „welchen die scharfsichtigsten allezeit gezwungen sind, „fühlend zu gehen, und am Ende zu gestehen, daß „sie nichts darinnen gesehen haben.“

Das ist ein Philosoph, der die Welt kennet, und den Ungrund der Meynungen derer Alten und der Neueren, die jenen gefolget sind, über die Freundschaft eingestehet. Ich habe die Ausdrücke, deren er sich bedienet, mit Vergnügen angeführet, damit man sehen möge, daß ich ihn nichts habe sagen lassen, was er nicht selbst gesaget hat.

Diejenigen, welche bey dem Lesen dieser Betrachtungen glauben sollten, ich verwürfe gewisse Gedanken des Cicero, des Platv, Seneca, Montagne und Charron nur aus vorgefaßter Meynung, und darum, weil ich von den Süßigkeiten der Freundschaft kein Gefühl hätte, würden sich irren. Ich bin von dreyen Sachen überzeuget: daß die Freundschaft den Menschen nützlich sey; daß die Tugendhaftesten sie ausüben; und daß sie ihnen sorgfältigst eingeschärfet werden müsse: mithin fehlet sehr viel, daß ich in Verwerfung gewisser Meynungen einiger Philosophen so weit gehe, als la Motte-le-Vayer, und daß ich mit ihm die Freundschaft, von welcher diese Philosophen sprechen, für ein schönes Hirngespinnst, eitelen Namen und ein angenehmes Blendwerk halten sollte. Es ist im übrigen gut, wenn ich, dem übereilten Urtheile gewisser Personen, die nicht wissen, welchen Charakter la Motte-le-Vayer besessen habe, vorzubeugen, ihnen sage, daß dieser große Mann, dem Bayle, Baillet und verschiedene andere Gelehrte den Namen eines französischen Plutarchs beygeleget haben, bey einem vortrefflichen Verstande ein sehr gutes Herz besaß. Er meldet uns selbst, wie es wenige Leute gegeben habe, welche mehr Neigung zur Freundschaft geäußert, als er; er versichert, er habe in seinem Stande alles ver-

suchet, eines von den Urbildern, von welchen die Alten gesprochen haben, so viel möglich, nachzuahmen; und wenn er gezwungen ist, zu bekennen, daß er nach vielen vergeblichen Versuchen von einem so schönen Vorsatze keinen anderen Nutzen gezogen habe, als die Erfahrung, daß man sich von denselben, außer der Ehre eines so schönen Bestrebens, nichts weiter versprechen könne: so gesteht er immittelst, er habe Freunde gefunden, welche ihm wesentliche Dienste geleistet; er füget aber auch hinzu, daß er nie die heldenmüthige Freundschaft, eine solche, wie die Unerfahrenheit sie ihm vorgebildet, habe antreffen können, und die vergebliche Aufsuchung derselben ihn zu dem Schlusse gebracht habe, dieser übernatürlichen Freundschaft, außer in den Büchern, alles Daseyn abzusprechen; das sind seine eigenen Worte. Ich bin fast der Meynung dieses großen Mannes: sie ist in der That aus der Natur genommen, und derselben gemäßer, als die Meynung des Cicero, Plato und anderer Schriftsteller, die ihnen beygepflichtet haben; ich hätte indessen gewünschet, daß er die Freundschaft, zu der er die Menschen aufgeleget hält, nicht so sehr erniedriget hätte: meiner Meynung nach hat er von ihr keinen Begriff gehabt, der so groß gewesen wäre, wie er seyn muß; das will ich in der Folge dieser Betrachtungen erweisen. Man kann die heldenmüthige Freundschaft, von der gewisse Philosophen sprechen, für eine bloße Hirngeburt halten, und dennoch der natürlichen Freundschaft die Edelmuth und Lebhaftigkeit zugestehen, die sie in großmüthigen Herzen äußert. Diese Betrachtungen werden also zwey Hauptgegenstände haben: erstlich werden wir unter-

suchen, in wie fern die Philosophen ihren von der Freundschaft gehabten Begriff übertrieben haben; zweytens werden wir die wahre Beschaffenheit der Freundschaft, deren Wirkungen und Nutzen erörtern.

Zweyter Abschnitt.

Beschreibung der Freundschaft nach der Meynung der alten Philosophen.

Cicero saget, daß, wenn man ihn früge, was die Freundschaft eigentlich wäre, er antworten würde: Es sey eine vollkommene Gleichheit der Meynungen über alle göttliche und menschliche Sachen, die von einer gleichseitigen Liebe und Wohlwollen unterstützet würde. Der heilige Augustinus gab dieser Beschreibung vollkommenen Beyfall; eine gottselige Ursache aber war Schuld, daß er nicht untersuchete, ob sie auch richtig wäre: es war sein Vortheil, wenn er sie dafür hielt; denn er bediente sich derselben, zu beweisen, daß bey den Heyden keine wahre Freundschaft Statt haben könne, weil diese Gleichheit der Meynungen über alle göttliche Dinge sich nur bey den wahren Christen finden ließe. Wenn man des Cicero Beschreibung annahm, so war des heiligen Augustinus Schluß sehr bündig: denn diese Gleichheit der Meynungen über göttliche Dinge setzet, wie der Herr Dubois sehr wohl angemerket hat, voraus, daß man den Begriff davon habe, den man

davon haben müsse, und daß man davon so gerühret werde, als sie einen rühren müssen. Nun fehlete alles dieses bey den Heyden: die Begriffe, die sie von göttlichen Dingen hatten, waren abgeschmackt, und ihre Rührungen lächerlich. Außer dem gab es kaum zwey Heyden, welche über die Religion einerley Gedanken führeten; mithin wurde die Freundschaft bey ihnen unmöglich. Man darf sich also nicht wundern, daß der heilige Augustinus diese Beschreibung, so falsch sie auch war, angenommen habe, weil sie ihm dazu dienete, seine Gegner mit Vortheile anzugreifen.

Plato hat dem Cicero den Begriff von der Freundschaft an die Hand gegeben. Dieser griechische Philosoph verlanget, daß ein Freund nur das verlangen solle, was sein Freund sich wünsche; daß er nichts liebe, was jener nicht liebe; daß er nur dem nachjage, wornach der andere strebet; kurz, daß sie beyde nur eine Seele, ein Herz und Sinn haben mögen. Ohne dieser vollkommenen Uebereinstimmung, ohne dieser übernatürlichen Einigkeit, welche bey schwachen Sterblichen, die ein Spiel der Leidenschaften und Schlachtopfer der menschlichen Schwachheiten sind, nie Statt haben konnte; ohne dieser vollkommenen Uebereinstimmung, sage ich, ließ Plato keine Freundschaft zu.

Seneca, der sich durch seine Einbildungskraft hinreißen ließ, heget Gedanken, die nicht minder falsch sind, als des Plato und Cicero seine. Nach seiner Meynung machet man sich nur jemanden darum zum Freunde, damit man einen haben möge, für den man sterben und verwiesen werden könne; kurz, auf dessen Leben und Zufriedenheit man alle seine Sorgfalt und

Aufmerksamkeit verwende. Diese Reden sind nicht der Natur gemäß; der Verstand hat sie niederschreiben heißen, und das Herz widerspricht ihnen. Ich unterstehe mich, frey zu sagen, daß niemand in der ganzen Welt sich jemals habe einfallen lassen, mit jemanden Freundschaft zu errichten, damit er das Vergnügen hätte, für ihn zu sterben, oder in das Elend zu wandern: ja ich bin sogar versichert, daß ein Mensch, der, wenn er jemanden anfienge zu lieben, wissen sollte, daß ihn für diesen Freund der Kopf abgeschlagen, oder er für ihm verwiesen werden dürfte, er in aller Eil eine Freundschaft aufheben würde, die für ihn so nachtheilig ausfallen sollte. Das vermeynte Vergnügen, für seinen Freund sterben zu können, findet nirgends Statt, als in den Büchern derjenigen, welche sich angelegen seyn lassen, mit großen Empfindungen zu prahlen. Man stirbt für sein Vaterland, für seinen König, und in gewissen Gelegenheiten, wo die Ehre uns zwingt, unser Leben aufzuopfern, für seinen Freund; alsdann aber nöthiget uns die Eigenliebe, eine Leidenschaft, welche alle unsere Handlungen bestimmet, eine Parthey zu ergreifen, der wir uns, wenn es möglich wäre, wohl überhoben zu seyn wünscheten.

Die falschen Begriffe, die sich die Philosophen von der Natur der Freundschaft gemacht haben, besser einzusehen, muß man drey Bedingungen, welche in der von ihnen gegebenen Beschreibung unwidersprechlich anzutreffen sind, eine jede besonders untersuchen. Erstlich, die Freundschaft muß vollkommen gleichseitig seyn: zweytens, sie muß uneigennützig seyn, und nur das Wohl des geliebten Gegenstandes zum Zwecke haben;

ben; drittens muß sie zwey Freunde durch eine völlige Einförmigkeit der Gedanken über göttliche und menschliche Dinge vereinbaren.

Dritter Abschnitt.

Es giebt sehr wenige Freundschaften, von denen man sagen könne, daß sie eigentlich gleichseitig wären.

Es hält sehr schwer, zu finden, daß die Erwiederung, welche man von zweyen Freunden in ihrer Freundschaft fordert, von beyden Theilen gleich stark ausgeübet werde: es liebet fast jederzeit einer den andern weniger; davon überzeuget uns die Erfahrung. Wenn es nun eine wesentliche Bedingung ist, daß die Freundschaft gleichseitig seyn müsse, so kann diese Freundschaft nicht bestehen, sobald ihr diese Beschaffenheit fehlet.

Wir wissen oft selbst nicht, ob wir unsere Freunde ganz zuverläßig lieben: wir denken nicht genug über uns selbst, um im Stande zu seyn, unsere Empfindungen zu wägen; und wir kennen uns, es sey nun aus Faulheit, oder aus vorgefaßter Meynung, nur so obenhin. Es ist sonderbar, daß wir, da wir doch selbst nicht wissen, wie weit unsere Freundschaft gehe, den Umfang der Freundschaft anderer zu kennen vermeynen, und hernach den Schluß fassen, sie sey der unserigen gleich. Kurz, es ist eine höchst lächerliche und übel angebrachte Eitelkeit, wenn wir glauben, die Empfindungen des Herzens derer, mit welchen wir um-

gehen, besser zu kennen, als uns die unserigen nicht bekannt sind.

Wir werden alle Tage von unseren Freunden, was die Erwiederung der Freundschaft anlanget, hintergangen: diejenigen, welche wir für die eifrigsten halten, sind im Grunde die gleichgültigsten, und nur der Zufall überführet uns von unserm Irrthume in Absicht auf sie. Wir lassen uns eine Zeitlang das Aeußere blenden, und durch verbindliche Höflichkeiten, Versicherung und geringe Dienste einnehmen; und bleiben so lange in unserm Irrthume, bis eine zufällige Gelegenheit uns zu erkennen giebt, daß wir von eben den Leuten, die wir für unser Bestes für so eifrig besorget hielten, nichts wesentliches hoffen dürfen.

Wenn wir uns genau prüfen und untersuchen, so werden wir finden, daß wir unsere treuesten Freunde oft nur durch eine sehr leichtsinnige Erkenntlichkeit bezahlet haben: wir bezeigeten gegen sie, die uns mit der größten Lebhaftigkeit liebeten, nicht allemal die lebhafteste Freundschaft, sondern wir erwiesen sie oft einem Menschen, dem wir beynahe gleichgültig waren.

Die Freundschaft wird in unsern Herzen durch eine Bewegung erzeuget, über die wir nicht Herr sind: sie hat eben die Wirkung, die wir an der Sympathie wahrnehmen, und machet, daß wir uns vielmehr zu dieser, als zu einer andern Person halten; ohne daß wir den Grund von unserer Zuneigung angeben könnten. Cicero selbst gesteht diesen geheimen Zug zu, welcher uns, wider unseren Willen, beweget, einen Menschen zu lieben, und ihn einem andern vorzuziehen. Er saget: „Man muß standhafte und gründliche Leute zu

„seinen

„seinen Freunden erwählen: es giebt ihrer aber so we-
„nig, und es ist ungemein schwer, sie eher zu kennen,
„ehe man sie ausgeprobet hat; wie soll man sie aber
„anders, als in der Freundschaft selbst, ausproben;
„da die Freundschaft dieser Probe vorher geht, und
„uns außer Stand setzet, die benöthigte Probe zu ma-
„chen?“ Wenn nun die Freundschaft vor dem Urtheile voraus geht: wenn sie außer Stand setzet, diejenigen, welche wir lieben, auszuproben: welche Gewißheit kann man von der gleichseitigen Zärtlichkeit haben, welche eine wesentliche Eigenschaft der Freundschaft ist? Das Geständniß des Cicero, welches vollkommen mit den Bewegungen des menschlichen Herzens übereinstimmet, wirft die Beschreibung gänzlich über den Haufen, welche die Alten von der Freundschaft gemachet haben: denn es folgen daraus zwey Stücke, entweder die Freundschaft kann nie vor dem Urtheile vorher gehen, weil sie alsdann durch keine gegenseitige Erwiederung vergolten werden könnte; oder, wenn sie vor dem Urtheile vorher geht, so kann sie auch ohne dieser gleichseitigen Erwiederung bestehen.

Es giebt viele Leute, welche sich einbilden, daß sie von gewissen Personen, die sie für ihre Freunde ausgeben, sehr geliebet werden: immittelst werden diese Leute nicht nur nicht von ihnen geliebet, sondern sogar von ihnen gehasset. In diesem Falle befinden sich fast alle Großen: sie denken, sie werden von denen, die um sie sind, die ihnen die Aufwartung machen, und sich glücklich preisen, daß sie deren Diener sind, geliebet; und öfters haben sie keine grausamern Feinde. Der Günstling eines Fürsten liebet den Fürsten selten: er schmeichelt ihm, er liebkoset ihm, er

bedie-

bedienet sich der stärksten Eidschwüre, ihn von seinem Eifer zu überzeugen; indessen ist die Stelle, die er bekleidet, ihm weit lieber, als derjenige, der sie ihm gegeben hat: hat er Hoffnung, unter dem Nachfolger seines Herrn, dem er dienet, höher zu steigen; so verwünschet er in dem Innersten seines Herzens den Abgott, dem er öffentlich seinen Weihrauch opfert.

Unter den Privatpersonen ist die Verstellung nicht minder, als bey den Hofleuten, wirksam. Jener Mann hält sich für verpflichtet, eines andern Freund zu scheinen, weil er sich durch tausend Umstände dazu verbunden sieht: er lebet in eben der Gesellschaft, und besitzt eben dieselben Neigungen: er hat einerley Beschäfftigungen mit jenem, und eben die Verbindungen; er müßte eine neue Lebensart erwählen, und neue Bekanntschaften machen, wenn er sich nicht für den Freund eines Mannes ausgäbe, um den er sich sehr wenig bekümmert. Da die Anzahl der Personen, deren Freundschaft sich nur auf den Wohlstand und die gesellschaftlichen Bequemlichkeiten gründet, ungemein beträchtlich ist: kann man von einer dergleichen Freundschaft wohl die gleichseitige Erwiederung hoffen, die sie dem Cicero nach erfordert? Ich gehe noch weiter, und la Bruyere ist der Gewährsmann meiner Meynung. Unter Leuten, die sich wirklich lieben, wird die Erwiederung der Zärtlichkeit, statt, daß sie jederzeit gleichseitig seyn sollte, oft durch eine widerwillige, dem ohngeachtet aber sehr lebhafte Eifersucht ersetzet. Man sieht, daß Freunde zu gewissen Minuten sich über die Glückseligkeit ihrer Freunde betrüben, und zur Vertreibung dieser lasterhaften Bewegungen ihres Herzens genöthigt sind, heldenmüthige Gesinnungen

zu Hülfe zu rufen, um die Wirkungen der Eigenliebe zum Schweigen zu bringen. La Bruyere saget: „Die „Freude, welche man über die Erhebung seines Freun„des empfindet, wird durch den geringen Verdruß, „den man darüber verspüret, daß man ihn entweder „über sich oder uns gleich sieht, ein wenig zurück ge„halten. Man stimmet also übel mit sich selbst über„ein; denn man will Leute haben, die von uns abhän„gen, ohne, daß es uns was koste: und wenn man ja „das Wohl seiner Freunde wünschet, so freuet man „sich, wenn dasselbe sich zuträgt, nicht allemal sogleich „darüber.“ Hier ist das menschliche Herz vollkommen aufgedecket, und es ist in diesen kurzen Betrachtungen des neueren Philosophen mehr Wahrheit zu finden, als in allen prächtigen Abhandlungen, welche einige Alte über diese übernatürliche Freundschaft geschrieben haben, die sich nie unter den Menschen finden läßt.

Vierter Abschnitt.

Eigennutz und Eigenliebe haben auf die Freundschaft Einfluß, und dienen zu deren Erhaltung.

Die Alten und Neuen, welche von der Freundschaft allen Eigennutz ausgeschlossen, haben bey dieser Gelegenheit annoch den Schein für das Wesen gehalten; ihre Einbildungskraft hat sie hintergangen, und da sie von der Natur der Freundschaft nur nach ab-

gezo-

gezogenen Begriffen geurtheilet, haben sie von derselben auch nur falsche Gedanken gehegt.

Wenn wir unser Herz um Rath fragen, wenn wir anderer ihres erforschen, und die Natureigenschaft der Menschheit untersuchen, so werden wir leichtlich entdecken, daß es keine Freundschaft giebt, an welcher der Eigennutz und die Eigenliebe keinen Antheil haben sollten. Ein Mensch ist unser Freund, und wir versichern ihn, daß wir ihn bloß um seiner Person willen lieben: dieser Mensch aber ist reich und erweißt uns Gutes, oder kann solches thun: er besitzt große Aemter, und kann uns nützliche Dienste leisten: er ist liebenswürdig, und dienet zu unserer Belustigung; oder dieser Mensch ist gelehrt, und unterrichtet uns durch seine Reden. Bey allem diesen findet die Eigenliebe und der persönliche Vortheil ihre Rechnung: wir lieben also nicht einzig und allein diesen Freund; sondern, wenn wir es in eigentlichem Verstande nehmen wollen, uns selbst, weil, wenn uns dieser Mensch lieb ist, er es nicht sowohl um seiner Person willen, als wegen des Nutzens ist, den wir aus seiner Freundschaft ziehen, oder ziehen können.

Aus diesem Grunde scheinen uns die Freunde nur in so fern schätzbar, als sie uns nützlich sind. Unsere Eigenliebe fordert, daß sie es seyen; und das ist das vornehmste und stärkste Band der Freundschaft. Die Beyspiele, welche die Alten angeführet haben, die vollkommene Uneigennützigkeit, welche bey der wahren Freundschaft die Oberhand haben soll, zu beweisen, dienen, anstatt ihre Meynung zu bestärken, vielmehr dazu, dieselbe über den Haufen zu werfen. Man trifft in allen Exempeln die stärksten Spuren der Eigen-

liebe

liebe und des Eigennutzes an; der eigene Vortheil mag nie von der Eigenliebe getrennet werden, und die beyden Worte Eigenliebe und Eigennutz bezeichnen einerley Sache, wenn man sich deren bedienet, das Gefühl auszudrücken, welches uns antreibt, alles das zu suchen, oder nach allem dem zu streben, was uns vergnügen kann. Man führet das Exempel des Scythen Abauchas an, welcher in einer Feuersbrunst seine Frau und Kinder verließ, um seinem Freunde Cyndanes zu Hülfe zu eilen. Ich kann, sagete er zu einem, der sich über seine Aufführung wunderte, andere Kinder zeugen, und eine andere Frau nehmen; nie aber einen solchen Freund wieder finden, als es der ist, den ich errettet habe. Man will den Abauchas hoch erheben, daß er, seinem Freunde zu gefallen, sein Weib und seine Kinder aufopferte; und machet viel Wesens über einen dergleichen Uneigennutz; dieses Opfer aber war vielmehr ein straffälliges Vergehen, zu welchem er durch eigennützige Absichten verleitet wurde. Abauchas läßt Weib und Kinder umkommen, weil er andere haben kann: er rettet seinen Freund, weil er befürchtet, daß er keinen solchen wieder finden werde; war hier sein eigener Vortheil nicht auch sein Führer? Aus seinem Schlusse folget, daß, wenn er einen anderen Freund finden zu können geglaubet, und gefürchtet hätte, keine Frau wieder zu bekommen, so würde er seinen Freund haben verbrennen lassen.

Seneca, ein großer Freund der heroischen und uneigennützigen Freundschaft, tröstet einen seiner Freunde über den Verlust seines Sohnes durch Gründe, welche mit des Abauchas Handlung einerley Ursprung hat-

ten. Wenn du, saget er zu ihm, den Tod deines Sohnes mit so vieler Schwachheit erträgest, was würdest du alsdann thun, wenn du einen Freund verloren hättest, welches der größeste Verlust ist, den man empfinden mag? Dem Seneca zufolge ist es erlaubt, den Verlust eines Freundes mehr zu bedauren, als den Verlust eines Kindes, weil der erstere größer ist. Heißt dieses nicht, Sachen bedauren, nachdem sie uns mehr oder weniger nützlich, mehr oder minder vortheilhaft scheinen? Messen wir nicht unsere Betrübniß nach unserem Vortheile, und unseren Schmerz nach demjenigen ab, was unsere Eigenliebe rühret? Je mehr man die Gründe untersuchet, welche gewisse Schriftsteller angeführet haben, zu zeigen, daß der Eigennutz sich bey einer wahren Freundschaft nie finden lasse; desto mehr nimmt man wahr, daß diese Philosophen die verschiedenen Bewegungen des Herzens nicht wohl aus einander zu setzen wußten. Sie erkläreten oft die einfachesten Empfindungen auf eine der Natur ganz entgegen gesetzete Art, und führeten, ihre Meynungen zu erweisen, Sachen an, die ihnen am mehresten widersprechen.

Cicero hat Unrecht, des Epikurs zu spotten, und ihm vorzuwerfen, er wäge die Freundschaft nach den Vortheilen ab, die durch sie erhalten würden. Epikur dachte der Natur gemäß, und drückete seine Meynungen der Wahrheit gemäß aus. Saget Cicero, indem er von diesem Philosophen redet, daß Leute, welche die Vergnügungen lieben, und sich ihnen wiedmen, über die Freundschaft gehöret zu werden, nicht verdieneten, weil sie dieselbe weder durch ihre Vernunft, noch durch die Erfahrung kennen: füget er hinzu, man

müsse

müsse sich nicht wundern, daß sie unaufgeleget wären, sich etwas Edeles, Erhabenes und Göttliches vorzusetzen, weil ihre Gedanken sich mit dem so niederträchtigen als verächtlichen Eigennutze beschäfftigten; so sind alle diese Redensarten, oder, wenn man will, alle diese Denksprüche der Natur des Herzens wenig ähnlich, und werden durch die Erfahrung platterdings über den Haufen gestoßen.

Sollte man mir sagen, man verlange in der Freundschaft nur Freundschaft selbst, und keinesweges die Vortheile, die uns durch sie zuwachsen können, und die Befriedigung unserer Eigenliebe, so werde ich dreist antworten, diese Rede betreffe ein Hirngespinnst. Das Schicksal der Menschheit ist von der Beschaffenheit, daß ein Mensch eine Sache nur des Nutzens wegen, den er daraus ziehen kann, oder des Vergnügens wegen, das sie ihm verschaffet, so ämsig suchet, und heftig liebet. Ein jeder trägt die Ueberzeugung von dieser Wahrheit bey sich.

Wir begnügen uns nicht, uns zu dem zu halten, was uns schmeichelt, sondern wir brechen alle Bande, vermittelst welchen wir an einen Gegenstand gebunden waren, sobald er uns schadet. Unsere Hitze und Jachzorn gehen bisweilen so weit, daß wir der heiligsten Sachen nicht schonen: wir verwüsten Altäre, und reißen die Bildsäulen der Götter um, wenn wir glauben, daß wir uns über sie zu beschweren haben. Der durch den Tod seines Freundes Ephestion, und über die wenige Wirkung der zu seiner Genesung verwandten Arzeneyen, aufgebrachte Alexander ließ den Tempel des Aesculaps abbrennen. Wie viel sieht man nicht alle Tage Leute, welche Personen, die sie

am stärksten geliebet, und am mehresten geachtet haben, grausam mishandeln, weil unter ihnen eine Uneinigkeit wegen eines Privatnutzens entsteht, oder weil die Eigenliebe des einen beleidiget worden ist? Epiktetus saget beym Arrian, man brauche keinen Zwist, der eine Krone oder den Besitz einer reizenden Schönheit beträfe, zu erregen, wenn man die größten Freunde veruneinigen will; eine mittelmäßige Erbschaft, ein geringes Stück Geld, ein geringes Amt, oder ein gesuchter Posten, sind darzu zureichend: dieser Eigennutz erzeuget unter den besten Freunden eben die Wirkung, als wenn man ein Stück Fleisch mitten unter eine Anzahl Hunde wirft, die bis dahin mit einander spieleten und einander liebkoseten; kaum werden sie die Beute gewahr, so beißen und zerfleischen sie einander.

Man bedarf keines niederträchtigen Vortheiles, die besten Freunde zu entzweyen, ein bloßes Wort, welches die Eigenliebe beleidiget, eine etwas strenge Kritik; was sage ich, ein nicht zureichend ausgedrückter Beyfall machet die Einigkeit zweyer Freunde kalt, und hebt sie gar auf. Wie viel gelehrte Leute haben sich nicht, nachdem sie verschiedene Jahre hindurch genau verbunden waren, wegen einiger Reden, welche ihrer Eigenliebe zu nahe waren, grausam überworfen? Diejenigen, welchen die Geschichte der Republic der Gelehrten bekannt ist, wissen, daß fast alle Gelehrte, die am alleruneinigsten zusammen waren, zuvor die größten Freunde gewesen sind. Ich könnte hier verschiedene Beyspiele davon anführen; ich will mir aber daran begnügen lassen, das Exempel vom Bayle und Jurieu, vom Moliere und Racine, beyzubringen. Es

 sollte

sollte mir leicht seyn, zu diesen beyden Exempeln noch verschiedene andere von einigen Schriftstellern, die noch leben und sehr bekannt sind, hinzuzufügen.

Die Beweise, welche Cicero anführet, darzuthun, daß der Eigennutz keinen Antheil an der wahren Freundschaft haben könne, sind bloße Heischesätze. Er behauptet, wenn der Nutzen und persönliche Vortheile der Grund der Freundschaft seyn sollten, so würde sie sogleich aufhören, als die Vortheile sich verändern dürften: dahingegen die wahren Freundschaften ewig wären, weil die Natur sich nicht allein nicht verändert, sondern beständig dieselbe bleibt. Man leugnet aber gerade den Grundsatz, auf welchen Cicero seinen Schluß gebauet hat: zu dem muß man, ehe man den Schluß machet, wahre Freundschaften sind von ewiger Dauer, weil das ihre Natur mit sich bringt, vorher erwiesen haben, daß sich dergleichen Freundschaften finden: dieses nun leugnet man, und man leugnet es, indem man sich auf die Erfahrung gründet; und was das anbetrifft, was Cicero über den Eigennutz saget, und daß, wenn er der Grund der Freundschaft wäre, dieselbe aufhören würde es zu seyn, sobald die Vortheile sich veränderten; so ist das eine offenbare Wahrheit, aus der man nicht folgern darf, die Freundschaft sey ohne Eigennutz, weil sie nicht abändere, sondern vielmehr, daß sie eigennützig sey, weil sie nach Erfordern des Eigennutzes abändere, so, wie wir es alle Tage sehen. Cicero wird, wenn man will, Grübeleyen und abgezogene Begriffe vor seine Meynung, und das Gefühl, oder die Empfindung, welche auf die Erfahrung und deutliche Begriffe gegründet seyn wird, wider sich haben.

Seneca erkläret sich über die Uneigennützigkeit in der Freundschaft so sonderbar, daß, wenn man seiner Meynung folgen müßte, so würde man sich einen Freund machen, damit man das Vergnügen hätte, ihn wie eine schöne Bildsäule zu betrachten. Ob der weise Mann gleich sich selbst genug seyn kann, so muß er doch die Freundschaft in der alleinigen Absicht, daß eine so herrliche Tugend nicht ohne Nutzen bleibe, suchen: er muß sich aber hüten, so, wie Epikur, zu denken, welcher sagete, daß er sich freue, einen Freund zu haben, um von ihm die mit der Freundschaft verknüpften Dienste zu erhalten, damit er jemanden hätte, der ihn in seiner Krankheit pflegen, wenn er im Gefängnisse oder im Elende wäre, ihm zu Hülfe eilen, und ihn wider seine Feinde vertheidigen möchte. Derjenige, welcher gleich dem Epikur ähnlichen Begriffen folget, und seine Freunde aus dergleichen Absichten liebet, heget gar keine Freundschaft. Also muß man mit dem Seneca seine Freunde als Leute betrachten, von denen wir nicht die geringste Hülfe erwarten dürfen; man muß sie lieben, wie die schönen Gemälde, die uns kein anderes Vergnügen verschaffen, als daß wir sie besitzen und betrachten können. In der That, je erhabener diese Beschreibungen werden, je falscher, ja je lächerlicher werden sie, und sie würden im Stande seyn, schwache Gemüther von der Freundschaft abzuschrecken, wenn sie nicht das Ungereimte davon einsähen.

Es hat einige Neuere gegeben, welche verschiedene Gedanken der Alten über die Freundschaft angenommen haben. Das Vergnügen, eine Meynung, die ihnen heldenmüthig geschienen hat, zu behaupten, hat sie verfüh-

verführet, daß sie die einfältige Wahrheit glänzenden Unwahrheiten aufgeopfert haben. Der Herr von Saci hat eine sehr wohl geschriebene Abhandlung von der Freundschaft herausgegeben, in welcher viele nützliche Sachen enthalten sind; er hat indessen fast alle Lehrsätze der Alten angenommen, und die erhabensten, aber auch zugleich am wenigsten wahre Sachen von der vermeynten Freundschaft, die frey von allem Eigennutze und Eigenliebe seyn soll, gesaget. Da es schwer hält, eine Fabel lange Zeit zu vertheidigen, ohne daß sich etwas in unsere Reden einschleichen solle, welches dienet, uns von der Lügen zu überführen, so gesteht der Herr von Saci an verschiedenen Orten seiner Schrift mit dürren Worten, das Interesse mache, daß die größten Freundschaften zerrissen würden; seiner Meynung nach ist die Gleichheit der Umstände, anstatt, daß sie bey der Freundschaft als nöthig erfordert würde, derselben vielmehr oft nachtheilig, weil es unter den Menschen wenig Verbindungen giebt, die so stark werden, daß der Eigennutz sie nicht auflösen sollte. Wenn die persönlichen Vortheile einander entgegen gesetzet sind, so werden sie zu einer Klippe, an welcher man zur Schande der Menschen täglich die ältesten und glücklichsten Freundschaften zerscheitern sieht: das sind seine Worte. Zerstöret der Eigennutz die ältesten und glücklichsten Freundschaften, warum sollte derselbe bey eben den Freundschaften nicht die Oberhand haben? Behaupten, daß eine Sache die andere aufhebe, und die eine auf die andere doch keinen Einfluß habe, heißt darthun wollen, bis wie weit die Freyheit eines seltsamen Satzes gehen könne.

Eben der Herr Saci, ein beständiger eifriger Verfechter der uneigennützigen Freundschaft, saget gegen das Ende seines Werkes: Man muß ohne Unterlaß wider die übelgedämpfte Eigenliebe zu Felde ziehen, wenn man will, daß die Freundschaft von Dauer und Beständigkeit seyn solle; sie hat keinen gefährlicheren Feind; sie erschüttert die wohlgelegtesten Gründe, und löset die genauesten Verbindungen auf. Ueberdenket in eurem Gemüthe so viele berühmte Freundschaften, die, nachdem man sie als Muster angeführet hat, durch ärgerliche Zerspaltungen betrübte Beyspiele der menschlichen Schwachheit geworden sind. Die Eigenliebe ist selbst nach dem Urtheile des Herrn von Saci der Freundschaft gefährlichster Feind, indem sie die Bande der berühmtesten Freundschaften auflöset; sie muß also zu allen Zeiten, und bey allen Gelegenheiten, auf unser Betragen gegen unsere Freunde einen Einfluß haben: wir können nicht versichert seyn, dieselben beständig zu lieben, als in so fern wir uns von dieser Eigenliebe los machen; ich aber behaupte, daß, wenn man von einem Menschen verlangen sollte, er solle ohne Eigenliebe seyn, man von ihm fordern würde, er solle den Menschen fahren lassen. Die Empfindung, die ihn antreibt, nichts so sehr, als sich selbst, zu lieben und zu achten, ist mit ihm geboren worden. Wir wollen alle Handlungen der Menschen betrachten, so werden wir sehen, daß die Eigenliebe sie veranlasset habe: wir wollen, wenn es seyn kann, bis zu dem Unglücke des ersten Menschen zurück gehen, so werden wir finden, daß die Eigenliebe dasselbe verursachet habe; wir fordern also vergebens, daß wir uns jemals von der Eigenliebe los

machen

machen könnten, weil es ein angeborenes Gefühl ist, welches einen Theil unseres Naturwesens ausmachet: mithin muß diese Eigenliebe auf alle unsere Handlungen, und auf diejenigen, welche die Freundschaft betreffen, sowohl, als auf die anderen, einen Einfluß haben. Wenn die Menschen diese Eigenliebe beleidigen, so hassen wir sie; und wenn sie derselben nicht Genüge leisten, so wählen wir sie nicht zu unsern Freunden.

Man kann, wird man sagen, die Eigenliebe beybehalten, und ihr indessen Schranken setzen. Ich bin der Meynung; und das muß die vorzüglichste Beschäfftigung eines Philosophen seyn: allein die Mühe, die man sich giebt, ihre Bewegungen zu mäßigen, verhindert dennoch nicht, daß man nach ihren Eindrücken handelt, und sie zu befriedigen suchet. Wird die Eigenliebe nicht im Zaume gehalten, so glaubet sie, daß alles für sie gemachet sey, und zieht alles einzig und allein auf sich, ohne alle Achtung für andere. Die durch die Tugend gemäßigte, durch die Weisheit bearbeitete, und durch den Weltgebrauch artig gemachete Eigenliebe giebt einem jeden, was ihm gehöret, um dasjenige, das, wie sie glaubet, ihr gehöret, zu erhalten, und achtet andere, damit man sie auch achten möge; sie bleibt aber stets gegenwärtig, und wenn man sie beleidiget, wenn sie nicht vergnügt ist, und ihren Vortheil findt, so empöret sie sich, und schüttelt das Joch ab, welches man ihr vergeblich aufzulegen gedenkt. Eine jede Person muß in sich selbst diese unwidersprechlichen Wahrheiten empfinden, und wenn sie nachdenken will, so muß die Erfahrung derselben hierüber

so viele Einsichten ertheilen, als alle Philosophen ihr davon beybringen dürften.

Wenn man die Bewegungen der Eigenliebe untersuchet, so entdecket man die vornehmste Ursache zu vielen schönen Handlungen, welche man einzig und allein der Freundschaft zuschreibt, und an denen sie indessen nur beyläufig Antheil hat. Verschiedene Schriftsteller haben das Gedächtniß zweyer Freunde berühmt gemachet, von denen der eine durch einen Tyrannen verurtheilet wurde, an einem gewissen Tage zu sterben, der sich von ihm unter Anbiethung einer zu gebenden Versicherung die Erlaubniß ausbath, einige Hausgeschäffte in Richtigkeit bringen zu können: da sein Gesuch ihm zugestanden wurde, nahm sein Freund dessen Stelle im Gefängnisse ein; da die Zeit der Hinrichtung anrückete, lösete jener diesen ab. Der Tyrann, den eine so schöne Handlung rührete, begnadigte den, der sterben sollte, und bat die beyden Freunde, ihn in eine so großmüthige Freundschaft als einen dritten Mann aufzunehmen. Ich will den Ruhm einer Handlung, welche dem Menschen so viele Ehre bringt, nicht herunter zu setzen und zu verringern suchen; ich kann aber nicht umhin, den ersten Grund derselben in einer wohlverstandenen und wohlangeführten Eigenliebe zu suchen. Der Freund, welcher sich ins Gefängniß begab, befriedigte seine Eigenliebe, indem er sich anboth, zum Bürgen zu dienen: seiner Eitelkeit wurde dadurch geschmeichelt, daß man wußte, wie er sein Leben seiner Freundschaft wegen aufopferte; und da er über dieses seinen Freund kannte, mußte er wohl bey sich selbst schließen, daß er nicht die geringste Gefahr liefe. Eben der Ehrgeiz, der

ihn verpflichtete, seines Freundes Bürge zu werden, verband den andern Freund, sich zu rechter Zeit im Gefängnisse zu stellen. Dieser bloße Punct der Ehre hat, ohne daß die Freundschaft damit verbunden gewesen wäre, eben so starke Sachen ausgeführet, und thut es noch alle Tage. Ehe die Zweykämpfe verbothen wurden, wagete man da nicht sein Leben, einer Person zum Beystande zu dienen, die man oft kaum kannte? Es ist daher kein Zeichen einer erstaunenswürdigen Freundschaft, für seinen Freund Bürge zu werden, noch eine so sonderbare Sache, daß man das gegebene Wort, ihn aus seinem Gefängnisse zu erlösen, hielt, indem man sich selbst darinnen einfand. Die Ehre fordert alle diese verschiedene Handlungen, und mithin muß eine wohlverstandene Eigenliebe, dieselben zu thun, auch antreiben. Sehen wir nicht alle Tage, daß eben der Mensch, welcher sich mit seinem Freunde wegen einer Kleinigkeit überwerfen wird, kurze Zeit vorher sich für ihn geschlagen habe? Die Eigenliebe wird diese verschiedenen Betragen, die einander schnurgerade entgegen gesetzt zu seyn scheinen, so lange man deren eigentlichen Beweggrund nicht zu entdecken suchet, veranlasset haben.

Fünfter Abschnitt.

Ob man einen Freund allemal so ansehen solle, als wenn er dereinst unser Feind werden könne?

Da Vortheil und Eigenliebe bey allen Freundschaften zu finden sind, so ist eine ziemlich wichtige

Frage zu untersuchen: Ob man dem Lehrsatze derer folgen solle, welche verlangen, daß wir bey der Liebe allezeit denken sollen, es sey nicht unmöglich, daß wir diejenigen, welche wir lieben, dereinst hassen könnten. Cicero versichert, Scipio habe diese Vorsicht häßlich gefunden, und dieselbe unter allen Sachen für die Freundschaft am allerwidrigsten gehalten: er konnte nicht glauben, daß diese Lehre vom Bias, einem der sieben Weisen Griechenlandes, dem man sie zueignete, wäre; sondern vielmehr einem bösartigen Herzen oder einem Ehrgeizigen zuzuschreiben wäre, der sich aller Dinge zu seiner Erhebung bediene.

Aristoteles hatte vor dem Cicero diese Meynung bereits geheget. Dieser griechische Philosoph behauptet, die geringste Bedenklichkeit, welche einen Freund beträfe, sey die Wirkung eines übelen Mistrauens; denn da die Freundschaft tugendhafter Männer immerwährend seyn solle, so würde man kein Freund heissen, wenn man nicht immer lieben wollte.

Verschiedene Neuere, welche diese Meynung angenommen haben, scheinen überzeuget zu seyn, daß man von einer Person, deren Feind man werden zu können gedenket, kein Freund seyn könne. Montagne, welcher, was die heldenmüthige Freundschaft anbetrifft, alle Gedanken des Plato, Cicero, Seneca, u. a. m. angenommen hat, saget: „Man stelle die anderen gewöhnlichen Freundschaften nicht in diese Reihe; ich „habe davon so viele Kenntnisse, als ein anderer, und „in ihrer Art von den allervollkommensten; allein ich „rathe, daß man ihre Regeln nicht vermenge, denn „man würde sich darinnen betrügen. Man muß bey „diesen Freundschaften sich mit Klugheit und Vor-

„sicht

„sicht betragen. Die Verbindung ist auf keine Weise „so fest, daß man darein kein Mistrauen setzen müsse. „Liebet ihn, saget Chilon, als wenn ihr ihn eines „Tages hassen müßtet: und hasset ihn, als wenn ihr „ihn dereinstens lieben würdet. Diese Vorschrift, „welche in Absicht auf eine übergroße und uneinge„schränkte Freundschaft abscheulich ist, ist bey der An„wendung auf gemeine und Gewohnheitsfreundschaf„ten sehr heilsam.“

Charron ist der Meynung des Montagne: er will, man könne nur in einer mittelmäßigen und gemeinen Freundschaft sich einiger Vorsicht gegen seine Freunde bedienen; er glaubet aber, diese Vorsicht sey in einer wahren Freundschaft nicht allein sehr zu tadeln, sondern sie gereiche zu deren ganzem Verderben. „Die gemeine Freundschaft,“ saget er, „läßt zu, und „hat verschiedener von den Weisen ertheilter Regeln „und Vorsichten nöthig. Die eine besteht darinnen, „daß man ohne Nachtheil der Frömmigkeit, der Tu„gend und Wahrheit liebe: die andere, daß man liebe, „als dürfte man in der Zukunft hassen, und hassen, als „hätte man zu lieben; das ist, allemal den Zügel in „Händen behalten, und sich nicht mit so vieler Offen„herzigkeit wegwerfen, daß man es zu bereuen habe, „wenn die Freundschaft aufgehoben werden sollte. „Alle diese bey gewöhnlichen Freundschaften sehr dien„liche Lehren finden bey einer vollkommenen Freund„schaft keine Statt.“

Ein neuerer Philosoph, der das menschliche Herz eben sowohl kannte, als Charron und Montagne es kennen konnten, ist ihrer Meynung. Es ist der la Bruyere, welcher, ohne die übertriebenen Meynun-

gen

gen der Alten von der heroischen und eingebildeten Freundschaft anzunehmen, dem ohngeachtet die Vorsicht in der Freundschaft als ein schädliches und beschwerliches Mistrauen zu verwerfen scheint. Da die gegenwärtige Frage von großer Wichtigkeit, und für die Ruhe des Lebens von großem Nutzen ist: ich aber nicht der Meynung bin, daß man gegen seine Freunde ohne alle Vorsicht handeln müsse, so will ich hier die eigenen Worte des la Bruyere, wie ich es mit dem Montagne und Charron gethan, anführen. In der Folge will ich untersuchen, ob die Meynung dieser Schriftsteller gegründet sey, und durch ihre eigenen Lehrsätze beweisen, daß man unverständig handeln würde, wenn man sich, die Freundschaft sey beschaffen wie sie wolle, nicht der Vorsicht bedienen wollte. Wir wollen sogleich la Bruyere hören. „Mit seinen Feinden umgehen, als könnten sie einmal unsere Freunde werden, und mit unseren Freunden, als dürften sie dereinst unsere Feinde seyn, „heißt," saget er, „weder nach der Natur des Hasses, „noch nach den Regeln der Freundschaft handeln. Es „ist dieses keine Sittenlehre, wohl aber eine Lehre der „Staatsklugheit."

Nun schreite ich zu der Untersuchung der Meynung, die ich verwerfe. Ich glaube, deutlich erwiesen zu haben, daß Vortheil und Eigenliebe an einer jeden Freundschaft Antheil haben. Ich habe, und zwar durch das Geständniß vieler der heroischen Freundschaft Parteynehmenden, bewiesen, daß der Nutzen und die Eigenliebe oft die besten Freunde veruneinige. Der Herr von Saci, ein getreuer Anhänger des Cicero, ist dieser Meynung: er gesteht, es sey sehr betrübt,

trübt, daß ein so schätzbares Gut, als die Freundschaft, welches eine Frucht und Belohnung der Tugend ist, dem Eigensinne und der Gewalt des Glückes unterworfen wäre. Cicero selbst kann nicht umhin, zu gestehen, die Freundschaft der größesten Männer sey bisweilen der Veränderung unterworfen, und es gebe Fälle, in welchen der Bruch unter zweyen Freunden unvermeidlich sey: er führet hierüber das Beyspiel des Scipio an, der sich mit dem Metellus, seinem alten Freunde und Collegen, überwarf, weil er mit ihm über Sachen, die die Republic betrafen, nicht einerley Meynung seyn konnte. Nach so förmlichen Eingeständnissen von Zwiespalten, die zwischen den besten Freunden vorfallen, sollte es wider die Klugheit gehandelt seyn, einer Person gewisse Geheimnisse nicht anzuvertrauen, von welcher wir nie die geringste Gewißheit haben können, daß sie beständig unser Freund bleiben werde? Würden wir nicht unüberlegt und sogar unbesonnen handeln, wenn wir eine Vorsicht verabsäumeten, welche uns nützlich seyn kann?

Wenn man versichert wäre, daß eine wahre Freundschaft nie zerstöret werden könnte, so würde ich zugeben, der Lehrsatz, so zu lieben, als dürfte man dereinst hassen, sey zu verwerfen: da man aber einräumet, die besten Freunde können aufhören, es zu seyn; so fordert man mit Unrecht jemanden, für dem man vielleicht dereinst sich fürchten kann, Heimlichkeiten anzuvertrauen, von denen man wünschete, daß er sie alsdann nicht wissen möchte. Cicero und nach ihm la Bruyere haben gut sagen, man müsse so sichere und äußerst redliche Freunde wählen, die, wenn sie aufhöreten,

es zu seyn, weder von unserem Vertrauen einen übelen Gebrauch machen, noch sich uns als fürchterliche Feinde zeigen dürften. Wenn der Nutzen und die Eigenliebe die Herzen der Menschen lenken und anfrischen, so können wir derselben nie versichert seyn; und weil diese beyden Stücke sie zum Bruche ihrer Freundschaft, zur Unterlassung ihrer alten Verbindlichkeit, und zur Begehung eines beträchtlichen Fehlers verleiten; warum sollten eben dieselben sie nicht zu einem zweyten Fehler verleiten, daß sie die Verschwiegenheit eben so verletzeten, wie sie es mit der Freundschaft gemachet haben?

Welche Sicherheit hat man, daß ein Mann, welcher die alten Bande zerreißt, die ihn mit jemanden verknüpfeten, der die Dienste vergißt, die er in einer langen Freundschaft erhalten haben muß, der durch seine Unbeständigkeit zu Tage leget, daß er verdiene, von jedermann als eine Person ohne Urtheilungskraft und Geschmack angesehen zu werden, weil er so lange etwas gepriesen hat, welches ihm verächtlich scheint, und welcher durch seine Aufführung fordert, daß man ihm darinnen beypflichte; welche Sicherheit hat man, sage ich, daß ein Mann, der so schlecht denkt, sich in den Schranken einer erlaubten Gleichgültigkeit halten werde? Will man richtig urtheilen, so wird man eingestehen, daß derjenige, der sich für den Eigensinnigkeiten und den übelen Gesinnungen eines dergleichen Menschen vorgesehen, sehr klüglich gehandelt habe.

Die Verfechter der heroischen und uneigennützigen Freundschaft geben zu, die Regel, so lieben, als wenn man dereinst hassen dürfte, sey bey der gewöhnlichen Freundschaft sehr heilsam: wenn nun zureichend dar-

gethan worden ist, daß es keine Freundschaft gebe, an der Eigenliebe und Vortheil nicht Antheil hätten, und die heroische Freundschaft eine leere Einbildung sey; so muß auch, sogar durch die Meynung der Verfechter dieser heroischen Freundschaft, dargethan worden seyn, daß die Vorsicht in der Freundschaft nöthig sey.

Cicero war überzeuget, man könne von der Freundschaft zu dem Hasse übergehen, daß er den Freunden, die sich in dem Falle befinden dürften, nachstehende Lehren giebt: „Lasset uns auf unserer Hut seyn, daß „wir von der Freundschaft nicht zu einer übermäßigen „Feindschaft übergehen, aus welcher Uneinigkeiten und „Zänkereyen entstehen, die so weit getrieben werden, „daß man einander durch Schimpfwörter angreift, „und durch Verläumdungen lästert: sollte aber einer „von beyden sich so weit vergehen, so muß der andere „aus Achtung für die alte Freundschaft diese Aus„schweifung vertragen; es wäre denn, daß die Sache „zu abscheulich und unerträglich seyn sollte“ Wenn denn nun es nach dem Urtheile des Cicero demjenigen bey einem Bruche mit seinem Freunde erlaubet ist, gegen den Freund, der ihn verläßt, und durch Schmähungen zu stark angreift, sich der Erwiederung zu bedienen; so folgere ich zwey Dinge daraus: erstlich, Cicero gestehe, daß zwey alte Freunde, die uneinig werden, heftige Händel mit einander bekommen können: zweytens, man müsse dem Gebrauche der Vernunft entsaget haben, wenn man nicht einsehen wollte, man habe ungemein thöricht gehandelt, indem man einem Menschen, gegen den man gewaltsam zu verfahren verbunden wird, gewisse Heimlichkeiten anvertrauet

hat.

hat. Würde man alsdann nicht höchst glücklich seyn, wenn man der klugen Lehre des Bias gefolget hätte.

Verschiedene Personen haben davon, daß sie sich zu sehr gegen ihre Freunde herausgelassen, betrübte Erfahrungen, und mit dem Cardan gleiches Schicksal gehabt. Dieser Philosoph meldet uns in seinem Leben, er habe nie von jemanden schlechtere Dienstleistungen erhalten, als von denen, die er sorgfältig sich zu Freunden gemachet hätte. Ich wundere mich in der That, daß so vernünftige Leute, wie es die Alten und Neueren, die ich widerlege, gewesen sind, einen zur Stille und Ruhe des menschlichen Lebens höchst nützlichen und unentbehrlichen Lehrsatz so bitter verworfen haben. Die Türken haben in ihrer fränkischen Sprache ein vortreffliches Sprichwort: Fidar bono, non fidar melio; trauen ist gut, allein nicht trauen ist besser.

Ich bin überzeuget, daß verschiedene Philosophen, welche so viele prächtige und erhabene Sachen wider die Lehre des Bias in ihren Büchern niedergeschrieben haben, in geheim dasjenige thaten, was sie öffentlich verwarfen. Sie ließen sich, indem sie schrieben, ihre Einbildungskraft fortreißen; wenn sie aber sich selbst gelassen waren, handelten sie zufolge dem Antriebe einer aufgeklärteren und richtigeren Vernunft. Wenn man dem Diogene Laertio glauben kann, so ist es gewiß, daß Aristoteles, welcher so viel wider die gegen seine Freunde zu nehmende Vorsicht gesprochen hat, sehr oft zu sagen pflegete: O meine Freunde! Es giebt keine Freunde. Das war eine von denen Lehren, die er in der Gesellschaft vorzubringen pflegete: man kann zum Vortheile des Aristoteles

stoteles sagen, daß, wenn man seinen Grundsatz annimmt, man nicht die geringste Gefahr laufe, zuzugestehen, man könne den Freunden alles anvertrauen, weil, da es deren keine giebt, man auch nicht wider die Verschwiegenheit anstoßen könne: es folget aber auch daraus, daß dasjenige, was Aristoteles in einigen von seinen Büchern von der uneigennützigen Freundschaft geschrieben hat, nach seinen eigenen Geständnisse eine Fabel sey.

Eine Sache, die bey der gegenwärtigen Frage höchst nöthig zu bemerken ist, ist folgende, daß es von zweyen Freunden, so weise und verständig sie auch seyn, und so wenig Eigenliebe sie auch besitzen, nicht abhänge, allezeit in Einigkeit verbunden zu seyn. Die Dauer der Freundschaft hängt, ohngeachtet aller unserer Vorsicht, nicht von uns ab. So zärtlich wir auch gegen unsere Freunde gesinnet sind, so treibt uns oft ein widriges Verhängniß, das wir weder vorhersehen, noch ihm vorbeugen können, wider unseren Willen an, mit ihnen zu brechen. Zu einer vollkommenen Vereinigung unter Freunden wird ein höchst seltener Zusammenfluß von einer Menge verschiedener Umstände erfordert; und zu deren Trennung fast nichts. Wir wollen annehmen, der Vater eines Freundes tödte den Vater eines andern, so werden plötzlich die Bande zweener Freunde aufgelöset, und auf die stärkeste Freundschaft folget der heftigste Haß. Die Ehre, der Wohlstand und die Natur verlangen, daß der Sohn des Erblaßten seine Zuflucht zu den Gesetzen nehme, um den Tod seines Vaters zu rächen, und daß der Sohn des Lebenden alles anwende, das Leben des seinigen zu erhalten. Wenn auch im Anfange unter die-

sen beyden Freunden einige Freundschaft übrig bliebe, so sind sie doch genöthiget, gegen einander so zu verfahren, als wenn sie sich hasseten. Die Gewohnheit und Nothwendigkeit, bey einem Hauptinteresse einander ohne Unterlaß zuwider zu seyn, wird nach und nach die Hitze der alten Freundschaft auslöschen, und an deren Stelle alle Wuth eines Hasses einführen, der um so viel unversöhnlicher seyn wird, als man dazu durch die Ehre und die Natur berechtiget zu seyn glauben dürfte. Welcher von diesen Freunden wird alsdann weniger zu beklagen seyn? Ohnstreitig der, welcher der Lehre des Bias gefolget, und so geliebet haben wird, als wenn er dereinst hassen sollte.

Es giebt tausend andere Fälle, welche nothwendiger Weise eben diese Wirkung erzeugen müssen, als der Fall, wo die Väter zweener Freunde sich schlagen. Man mag die Freundschaft daher als ein Band betrachten, welches durch Eigenliebe und Vortheile nicht aufgelöset, oder aufgelöst werden könne, so muß man doch vorsichtig mit unseren Freunden umgehen, weil Zufälle, die keinesweges von uns abhängen, sie uns zu Feinden machen können.

Indem ich den Grundsatz annehme, uns der Vorsicht in dem Zutrauen gegen unsere Freunde zu bedienen, so will ich dadurch gar nicht festsetzen, daß, wenn zwey Freunde zerfallen, sie allemal die ihnen anvertraueten Heimlichkeiten verrathen. Die Erfahrung lehret uns zwar, daß dieses sich oft ereigne; sie beweist uns aber auch, daß es, in allerley verschiedenen Umständen, Leute giebt, die treulich an den Gesetzen der Redlichkeit halten, und das ihnen anvertrauete Geheimniß sorgfältig bewahren.

Man

Man kann kühnlich behaupten, daß ein wahrer rechtschaffener Mann, welche Verdrüßlichkeit er auch mit seinem alten Freunde haben möge, allezeit Achtung für eine ihm anvertrauete Heimlichkeit hegen werde: man hat ihm diesen Schatz unter der Gewährleistung der Redlichkeit anvertrauet; verletzet er dieses Geheimniß, so ist er eben so straffällig, als wenn er sich eine beträchtliche Summe Geldes zueignete, die er ihm aufzuheben gegeben haben würde, und das unter dem Vorwande, er sey nicht mehr der Freund desjenigen, der ihm solche überliefert. Wären alle Menschen gut und tugendhaft, so würde man bey einem Freundschaftsbruche nichts von ihrer Unverschwiegenheit zu befürchten haben: da aber die Anzahl der Bösen ungleich größer, als der Guten, ist, und die Staatsklugheit und Verstellung weit mehr, als die Redlichkeit und Aufrichtigkeit, in der Welt herrschet, so muß man diejenigen loben, die sich für der Bosheit der Menschen vorsehen.

Sechster Abschnitt.

Es läßt sich unter zwoen Personen nie eine vollkommene Uebereinstimmung in göttlichen und menschlichen Dingen antreffen.

Die vollkommene Gleichheit der Meynungen zweener Freunde über alle göttliche und menschliche Sachen, welche, wie Cicero will, das dritte wesentliche Stück einer wahren Freundschaft ausmachet, ist eben

so unmöglich, als die beyden anderen, die wir untersuchet haben: sie findet nur in Gedanken Statt, nicht aber bey den Menschen; weil sie von ihnen nicht erreichet werden kann. Sollte diese Gleichförmigkeit sich unter Freunden finden, so müßten sie ganz und gar von der Eigenliebe entblößet seyn: nun haben wir bewiesen, und es kann im geringsten nicht geleugnet werden, daß, wenn man von einem Menschen verlangen wollte, er solle ohne Eigenliebe seyn, so würde man von ihm fordern, er solle kein Mensch mehr seyn. Wir erblicken klärlich in der Natur, daß alle Wesen eine stärkere Neigung zu dem Bestreben nach ihrem eigenen Wohl, als dem allgemeinen Besten, äußern. Wenn einige Männer, denen man den Namen der Helden beygeleget, ihre liebsten Vortheile dem allgemeinen Nutzen aufgeopfert haben, so hat die Eigenliebe sie dazu gebracht, und sie sucheten zu der Zeit, in der es schien, als handelten sie wider ihr Bestes, begierigst den Ruhm und die Lobeserhebungen, in welchen bey ihnen das höchste Gut bestand. Untersuchen wir den Grund unseres Herzens, so werden wir finden, daß es uns, so genau die Verbindung zwischen uns und unsern Freunden seyn möge, unmöglich fallen würde, allen Gütern, nach denen wir streben, zu entsagen, um sie ihnen zu überlassen. Können wir also die Eigenliebe nicht ersticken, wie mögen wir gewiß seyn, daß wir mit unseren Freunden allezeit gleicher Meynung seyn werden, da es tausend Gelegenheiten giebt, wo das, was ihre Eigenliebe beleidigen kann, der unserigen angenehm ist, und dasjenige, welches unseren Vortheilen gemäß, den ihrigen zuwider ist?

Der Zustand des Körpers und des Geistes, die Krankheiten und die Gesundheit, wirken stark auf die Art zu denken. Unsere den Eindrücken des Körpers unterworfene Seele ist mehr oder minder beweget, mehr oder weniger lustig und traurig, mehr oder weniger sanftmüthig und ernsthaft, ja mehr oder weniger klug, nachdem sie von diesen Eindrücken gerühret wird: da sie nun in den verschiedenen Körpern so verschieden, und die Temperamente eben dieser Körper einander so entgegen gesetzet sind, so ist es unmöglich, daß zwischen zween Gemüthern sich durchgängig eine vollkommene Uebereinstimmung antreffen lassen könne. Wie kann unter zween Freunden diese Gleichgesinntheit sich finden, da sie bey einem einzigen Menschen nicht anzutreffen ist? Man verlanget, es solle unter zweenen Freunden eine vollkommene Gleichmüthigkeit herrschen, und oft ist einer von diesen beyden Freunden für sich sehr oft mit sich selbst nicht einstimmig. So ist die Schwachheit des Menschen beschaffen, daß sie dasjenige, welches sie des Morgens billigte, des Abends misbilliget: sie verlanget in einem Augenblicke etwas, und will es auch wieder nicht; und der geringste Zufall stürzet dieselbe in einen Zweifel und in eine Verlegenheit, aus welcher sie sich nicht finden kann. Welches ist der Mensch, der da sagen mag, er sey vollkommen mit sich selbst einstimmig? Diese Gleichheit des Gemüthes ist einem sterblichen Wesen, welches von der Natur bestimmet worden ist, ein Spiel der Leidenschaften zu seyn, nicht gegeben.

Cicero selbst hat empfunden, wie schwer diese gleiche Gesinnung, welche er von zweenen Freunden forderte, zu finden sey. Man kann das, was er hier-

über saget, zur Erweisung deren Unmöglichkeit anführen. Er gesteht, „es sey nichts schwerer, als die „Freundschaft bis an das Ende des Lebens zu unterhalten; weil es sich sehr oft ereigene, daß das, was „dem einen gefällt, dem andern misfällt, oder daß „der eine über Sachen, die die Republik betreffen, anders denke, als der andere, ohne zu erwähnen, daß „die Neigungen der Menschen, entweder vermittelst „des widrigen Glückes oder des schwerfälligen Alters, „der Veränderung unterworfen sind.“ Er spricht noch eben so ausdrücklich an einem andern Orte von der Veränderung, welche die Menschen in ihrem Geschmacke und in ihren Meynungen verspüren: seiner Meynung nach ist dieses die Ursache, daß Freundschaften, die sich bloß auf jugendliche Neigungen gründen, von keinem Bestande seyn können, „weil der Geschmack und die Neigungen eben sowohl, als die „Sitten, sich mit dem Alter verändern, und die Verschiedenheit der Neigungen eine Freundschaft aufhebt, welche eine vollkommene Uebereinstimmung des „Geschmackes und der Empfindungen fordert.“ Hier in dem, was Cicero saget, herrschet Wahres und Falsches: gewiß ist es, daß der Geschmack und das Gemüth sich sehr leicht ändern; daraus folget aber nicht, daß die Freundschaft unter zwoen Personen, von denen die eine ihren Geschmack verändert, wegfalle, weil die Freundschaft durchaus eine vollkommene Gleichheit der Gesinnungen fordert. Diese Bedingung, ohne welcher nach des Cicero Meynung die Freundschaft nicht bestehen mag, ist eine leere Einbildung, weil sie in der Natur keine Statt findet. Ich glaube, es sey bloß schwachen Seelen eigen, die-

jenigen,

jenigen, welche anders, als sie, denken, nicht lieben zu können. Die Vernunft verwirft durchaus den Lehrsatz des Cicero: sie will, daß ein jeder ein wenig Mistrauen in seine Art zu denken setze; geschieht dieses, so findet man es nicht außerordentlich, daß es Leute giebt, die anders, als wir, denken, und, anstatt daß man sich mit seinem Freunde wegen seines widrigen Geschmackes überwerfen sollte, läßt man ihm die Freyheit, dasjenige, was ihm gut dünket, zu billigen, und dasjenige, was ihm verwerflich scheint, zu verwerfen. Die völlige Gleichheit der Empfindung und des Geschmackes, welche Cicero fordert, schließt gänzlich die Gefälligkeit von der Freundschaft aus, und machet diese Tugend unnütz, weil sie bey zwey Leuten, die durchaus eben dasselbe denken, nie Statt haben kann: die Gefälligkeit ist inmittelst unzertrennlich mit der Freundschaft verknüpfet, und dienet ihr gleichsam zur Gefährtinn, um allen Uneinigkeiten vorzubeugen, welche aus der Verschiedenheit des Geschmackes entspringen könnten.

Ich sollte fast glauben, die vollkommene Gleichförmigkeit des Geschmackes und des Gemüthes sey bisweilen der Freundschaft mehr zuwider, als zuträglich. Wenn zwey Freunde gleich stark melancholisch sind, wer soll sie aufmuntern? Besitzen sie eine gleiche Lebhaftigkeit, wer soll dieselbe mäßigen? Lieben sie beyderseits den Widerspruch und das Streiten; wer wird sie suchen einig zu machen? Die Melancholey mit der Melancholey verbunden, verwandelt sich in Milzsucht: Fröhlichkeit mit Fröhlichkeit vereinbaret, artet in Thorheit aus; die mit der Melancholey aber verbundene Fröhlichkeit erzeuget eine vernünftige Freude. Zwey

gleichtrotzige, einander widersprechende, ungeduldige und übermüthige Menschen werden einander nicht leiden können, da sie gegentheils sich mit einem von sanftem, gemäßigtem, gefälligem und bescheidenem Gemüthe leichtlich betragen werden: man darf die Menschen nur ein wenig kennen, um zu spüren, daß die Verschiedenheit ihres Gemüthes und ihres Geschmackes oft zu der Annehmlichkeit der Gesellschaft, und folglich zu den Reizen der Freundschaft vieles beytragen könne.

Montagne, der fast allezeit den Grundsätzen des Herzens gemäß spricht, die Natur vollkommen kennet, dieselbe höret und ihr folget, hat sich durch seine Einbildungskraft hinreißen lassen, wenn er von dieser Gleichheit der Meynungen des Gemüthes, welche Cicero gefordert hat, spricht. Sein Herz ist bey dieser Gelegenheit von seinem Verstande hintergangen worden, wenn es wahr ist, daß er dasjenige, was er hierüber geschrieben, wirklich geglaubet hat, und daß er sich vorgestellet, es müßte unter zwoen Personen, die einander wahrhaftig lieben wollten, alles gleich und gemeinschaftlich unter ihnen seyn, Wille, Urtheil und Gedanken.

Der Herr von Saci hat den Fehler der dritten Bedingung, welche Cicero von der wahren Freundschaft fordert, eingesehen, und, anstatt die Nothwendigkeit einer vollkommenen Uebereinstimmung der Meynungen unter Freunden, gleich dem römischen Philosophen und dem Aristoteles, festzusetzen, giebt er von der Freundschaft eine ganz verschiedene Beschreibung. Die Freundschaft ist nichts anders, saget er, als eine vollkommene Vereinigung der Herzen, die durch den

Verdienst und die Tugend gestiftet, und durch die Gleichheit der Sitten bestätiget wird. Die Begriffe, unter welchen der Herr von Saci uns die Freundschaft vorleget, sind ganz richtig; sie sind aber von den Begriffen des Plato, Aristoteles, Lucian, Cicero, Seneca, und verschiedener anderer Schriftsteller mehr, von welchen ich bereits einige Meynungen widerleget habe, sehr entfernet. Es ist gewiß, daß es keine Freundschaft giebt, in welcher die Vereinigung der Herzen sich nicht finden lassen sollte, und noch mehr, eine Aehnlichkeit der Sitten, welche ihre Freundschaft unterhalte, und beständig mache, da es unmöglich ist, daß ein rechtschaffener Mann einen Bösewicht zärtlich lieben könne: mithin ist die von dem Herrn von Saci ertheilete Beschreibung der Vernunft und der Erfahrung gemäß.

Wenn die Freundschaft in einer vollkommen gleichen Gesinnung über alle, so menschliche als göttliche, Dinge bestünde, wie Aristoteles, und nach ihm der Cicero, nicht müde werden, es zu behaupten; so würde daraus folgen, daß zwey Leute von verschiedener Religion nie Freunde seyn könnten: hiervon sehen wir alle Tage das Widerspiel. Wie viel giebt es nicht Protestanten, die Catholicken, und Catholicken, die Protestanten zu Freunden haben?

Die Meynung von der Nothwendigkeit einförmiger Gesinnungen unter Freunden über göttliche Dinge ist nicht allein falsch, sondern der Gesellschaft, besonders in den Ländern, wo die verschiedenen Religionen geduldet werden, und in welchen es höchst nöthig ist, daß die Freundschaft die Bürger vereinige, denen die theologischen Streitigkeiten nur zu oft Neigung zum

Hasse einflößen, höchst schädlich. Sollte des Aristoteles und Cicero Lehrsatz als wahr angenommen werden, so würde folgen, daß die Hälfte der Einwohner einer Stadt in Holland und Teutschland nie eine wahre Freundschaft mit der andern eingehen könnte. Welche Unordnung, welche Verlegenheit, ja welches Unglück führet eine solche schädliche Lehre nicht bey sich? Hätten sie alle alte und neue Philosophen gelehret, so würde sie dem ohngeachtet nicht minder verwerflich seyn. Wenn die Vernunft spricht und sich deutlich hören läßt, so muß das Ansehen großer Männer nicht geachtet, und nur als ein sichtbares Merkmaal angenommen werden, daß es den größesten Geistern nachtheilig sey, wenn sie sich ihrer Einbildungskraft zu sehr überlassen: sind sie den mit der menschlichen Natur verknüpften Schwachheiten und Irrthümern weniger, als die anderen Menschen, unterworfen, so sind sie doch nicht frey von dem Zolle, den ein jeder Mensch seiner Natur bezahlen muß.

Siebenter Abschnitt.

Was die Alten über die Anzahl der Freunde, die ein Mensch haben kann, gedacht haben.

Wenn der von mir bestrittene Grundsatz wahr wäre, so würde unumgänglich folgen, daß ein Mensch nie mehr als einen Freund haben könne: denn wenn zwo Personen in ihrer Freundschaft einander so gleich und ähnlich in ihren Meynungen, in ihrem Geschmacke

und

und Gemüthe seyn sollen, daß sie nur eine Person ausmachen, so würde es ein Widerspruch seyn, wenn man die Möglichkeit mehrerer Freunde zugeben wollte: verlangeten sie alle beyde zu gleicher Zeit Hülfe, wem sollte man sie angedeihen lassen? Forderten sie zuwider laufende Dienste, begehrete der eine, was dem andern schaden könnte, vertrauete der erste ein Geheimniß, von welchem er verlanget, daß man es verschweigen solle, und welches man dem andern immittelst sein Sicherheit und Nutzens wegen zu offenbaren, nöthig hätte, welchen Entschluß sollte man in diesen Fällen nehmen? Außer dem würde es sich bisweilen ereignen, daß man verpflichtet wäre, zu einerley Zeit sich über einerley Sache zu erfreuen und zu betrüben, weil eine Begebenheit dem einem Freunde vortheilhaft und dem andern nachtheilig seyn könnte.

Hätten die Alten und Neuen, welche die heldenmüthige und uneigennützige Freundschaft verfochten haben, an diese Einwürfe gedacht, so würden sie ohne Zweifel die Zahl der Freunde bis auf einen eingeschränket haben: indessen haben sie diese Frage nicht entschieden, und sich begnügen lassen, zu fordern, man müsse nur wenig Freunde haben. Aristoteles saget, die Ausschweifungen in der Freundschaft seyen eben so nachtheilig, als die Menge verschiedener Gewürze der Zurichtung der Speisen: er füget hinzu, eine zu große Anzahl der Freunde würde zu einer beständigen Traurigkeit über die Unglücksfälle, die ihnen begegnen würden, verpflichten. Diese Anmerkung des griechischen Philosophen scheint nur sehr vernünftig; da der Mensch überhaupt mehr dem Unglücke als Glücke, unterworfen ist. Lucianus saget, daß die Scythen,

welche der Freundschaft stark pflogen, dennoch nie die Zahl von dreyen Freunden überschritten. Seneca verlanget, daß diese Zahl nicht beträchtlich sey. Kurz, alle diese Schriftsteller haben, auf welche geringe Anzahl sie die Freunde auch setzen, allezeit ihren angenommenen Grundsätzen nicht gemäß gesprochen, weil aus ihrer gegebenen Beschreibung durchaus folgete, daß es unmöglich sey, mehr als einen Freund zu haben, so wie ich es dargethan habe. Montagne hat viel bündiger, als die Alten, gesprochen; denn er schließt, indem er eben diese Grundsätze annimmt, man könne nur einen Freund haben: „Diese vollkommene Freundschaft ist untheilbar, saget er; ein „jeder giebt sich seinem Freunde so ganz, daß ihm zu „einer anderweitigen Vertheilung nichts übrig bleibt: „ja er ist verdrüßlich, daß er nicht doppelt, drey- oder „vierfach sey, und daß er nicht verschiedene Seelen und „Willen habe, um sie alle diesem Gegenstande zu wid„men. Man kann die gemeinen Freundschaften thei„len: man kann in der einen die Schönheit, in der „andern das brüderliche Wesen u. s. w. lieben; die „Freundschaft aber, welche die Seele besitzt und be„herrschet, ist durchaus unumschränkt, und kann un„möglich doppelt seyn.“ Charron war mit dem Montagne einerley Meynung. Die gemeine Freundschaft, saget er, kann unter verschiedenen bestehen, die vollkommene aber nur unter zween, die nur einen machen, und wovon der andere ein anderes Ich ist.

Ob ich gleich finde, daß Montagne und Charron viel bündiger geschlossen haben, als die Philosophen, deren Meynungen sie folgeten, so bin ich indessen nicht

ihrer

ihrer Meynung; und wenn ich die Freundschaft auf eine kleine Anzahl Freunde einschränke, so setze ich diese Zahl doch nicht auf einen einzigen. Ich bin überzeuget, daß, wenn es zu befürchten steht, daß das unter mehrere Freunde getheilte Herz gegen keinen die Pflichten der Freundschaft genau beobachte, so ist auch nicht minder zu besorgen, daß, wenn es sich nur an einen hält, es denselben nicht bald verliere. Es giebt so viele Zufälle, die uns von unseren Freunden trennen, und sie uns entziehen können, daß wir uns, wenn wir uns nur auf einen einzigen einschränketen, alle Augenblicke dem Zufalle aussetzeten, daß wir gar keinen hätten. Wir haben gesehen, daß Vortheil und Eigenliebe die stärkesten Bande zerreißen, und wir haben zum Besten der Vielheit der Freunde bewiesen, daß es von zweenen Freunden, so klug und verständig sie auch seyn, nicht abhänge, stets innig verbunden zu seyn. Da nun die Dauer der Freundschaft von den zu ihrer Haltung zu nehmenden Vorsichtigkeiten nicht abhängt, befindet man sich da nicht beständig der Erwartung ausgesetzet, gar keinen Freund zu haben, indem man nur einen hat?

Der Herr von Saci, der große Anhänger der Alten, gesteht doch zu, daß die Einheit in der Freundschaft eine Staffel einer wundersameren, reineren und schöneren Vollkommenheit sey, welche man in Büchern, als ein Muster, vorlegen könne: die Mehrheit der Freunde aber sey nützlicher und bequemer für das menschliche Leben. Was mich anbelanget, so gestehe ich der Mehrheit der Freunde nicht allein den Nutzen und die Bequemlichkeit zu, sondern ich glaube, daß sie zur Glückseligkeit des Lebens und zur Vorbeugung der

Vorfälle, die dieselbe stören können, unumgänglich nöthig sey. Ist es nicht ausgemacht, daß bey den verschiedenen Unglücksfällen, die uns betreffen können, mehrere uns zu helfen bemühete Freunde mehr, als ein einziger, thun werden? Ich will annehmen, er besitze allen möglichen Eifer, so wird er doch nicht so viel Einsicht und Stärke, als alle andere zusammen, besitzen. Schlage ich falsche Wege ein, so werden vielleicht seine Einsichten zu geringe seyn, als daß er mich davon überzeugen könnte: ich will annehmen, sie wären groß genug, so wird ihm Vermögen und Ansehen fehlen, mir in der Armuth beyzustehen; wir wollen setzen, er wäre reich, so wird er bey einem verdrüßlichen Handel nicht Standhaftigkeit genug besitzen, mir mit dem nöthigen Rathe an die Hand zu gehen, und bey der möglichsten Aemsigkeit wird er mir unnütz werden.

Der Grund, daß man Schwierigkeit habe, unter dem verschiedenen Wollen und den entgegen gesetzten Meynungen dieser Freunde zu wählen, ist so beträchtlich nicht, als man sich ihn vorstellet. Die Redlichkeit und die Ehre sind der allgemeine Mittelpunct, worauf sie auf verschiedenen Wegen zulaufen; sobald die Tugend spricht, so vereinigen sich alle Freunde, und folgen, ohngeachtet ihrer verschiedenen Vortheile, den Gesetzen, welche sie ihnen vorschreibt. Die Redlichkeit allein bringt in einer Gesellschaft dasjenige zuwege, was weise und vernünftige Gesetze in einem wohl eingerichteten Staate wirken. Haben zween Freunde, welche Leute von Ehre sind, Ursachen, ihre Freundschaft zu brechen, so werde sie beyde dem ohn-

geachtet einen Dritten, welcher ihr Freund seyn wird, nicht weniger lieben, und dieser Dritte, da ihm die Nothwendigkeit ihres Bruches bekannt ist, wird dem einen sowohl, als dem anderen, nicht minder zugethan bleiben. Ich setze allezeit eine Gesellschaft von ehrliebenden Personen voraus, und deren Verbindung durch die Achtung befestiget worden; denn ich werde bald beweisen, daß unter lasterhaften Leuten keine Art von Freundschaft seyn könne, und man den Namen der Freundschaft nicht dadurch entweihen müsse, wenn man ihre strafbaren Verbindungen damit beleget.

Die mehresten Personen, welche man als Beyspiele einer vollkommenen Verbindung anführet, haben mehrere Freunde gehabt. Die Freundschaft des Scipio und Lälius war bey den Römern berühmt; diese beyden großen Männer aber waren mit verschiedenen anderen innigst verbunden: die vornehmsten davon waren Quintus, Philus, Rupilius, Mummius, Terentius und Lucilius. Die Briefe des Cicero, Seneca und des jüngeren Plinius sind unwidersprechliche Beweise, daß sie verschiedene Freunde hatten. Cato, so strenge er war, glaubete nicht, daß die Freundschaft sich nicht auf mehr, als einen, erstrecken könne: denn er liebete seinen Neffen, den Brutus, den Lucilius, Cicero, Hortensius und Munatius zärtlich.

Indem ich die Mehrheit der Freunde zugebe, so hüte ich mich wohl, eine Menge anzurathen. Ist derjenige, der nur einen Freund zählet, dem Falle nahe, keinen zu haben, so kann sich derjenige, der sich deren

eine

eine große Anzahl verschaffen will, versprechen, daß er keinen habe, und keinen haben werde. Will man sich viele Freunde verschaffen, so muß man seine Zärtlichkeit, Sorgfalt und Aufmerksamkeit theilen: eine eine so sehr zertheilete Liebe ist zu schwach, und von keiner Wirkung. Derjenige, der aller Menschen Freund ist, ist Niemands Freund.

Leute, die in Aemtern und vermögend sind, haben dem Anscheine nach, eine große Anzahl Freunde; sie besitzen aber nicht einen, und sie selbst lieben auch keinen einzigen wahrhaftig: des Ruhmes wegen wünscheten sie die Freundschaft der Leute zu besitzen, die sich zu ihnen halten; das ist der Grund zu ihren Handlungen. Das größte Unglück eines reichen Mannes besteht darinn, daß er diejenigen für seine Freunde hält, die ihm gleichgültig sind: er meynet, ihre Herzen durch Mahlzeiten und Geschenke zu gewinnen; und unter den Leuten, die er sich verbindlich machen will, finden sich verschiedene, bey welchen dergleichen Wohlthaten den Haß vermehren. Dienstleistungen verschaffen nur in so fern Freunde, als man sie Personen wiederfahren läßt, die deren würdig sind: erzeiget man sie ohne alle Wahl, und wirft sie, so zu sagen, weg, so machen sie nur Undankbare, und der Haß folget fast allezeit auf die Undankbarkeit. Ein alter Schriftsteller hat gesaget: Eine kleine Schuld verpflichtet den Borger, eine große machet ihn zum Feinde.

Achter Abschnitt.

Man muß gewisse Pflichten, Naturempfindungen und Wohlanständigkeiten nicht mit der Freundschaft vermengen.

Man muß gewisse Dienstfichkeiten, welche man Leuten mit Vergnügen erzeiget, denen man von Seiten der Geburt oder der Rangordnung, oder bloß der Geselischaft wegen zugethan ist, nicht mit der Freundschaft verwechseln.

Die Dienste, welche Kinder ihren Vätern erzeigen, sind mehr als Folgen der Ehrerbiethung und Erkenntlichkeit, als der Freundschaft, anzusehen: diese letztere fordert eine Gleichheit und Freyheit, welche zwischen Vater und Sohne nicht Statt findet; es herrschet nothwendiger Weise unter ihnen beständig eine gewisse Zurückhaltung, die sich mit der wechselsweisen Mittheilung geheimer Gedanken, Unruhen und Schwachheiten nicht verträgt, welche unter zweyen Freunden vorwalten muß.

Die Einigkeit unter Brüdern kömmt der Freundschaft näher, weil bey derselben mehr Gleichheit, als unter der Einigkeit zwischen Vater und Sohne, anzutreffen ist; die Verschiedenheit der Vortheile und die Familiensachen vermindern aber mehrentheils diese Einigkeit: über dieses ist die Denkungsart der Brüder öfters einander schnurgerade zuwider; der eine wird ein tugendhafter, und der andere ein ehrloser

Mann: der erste ein witziger Kopf, und der andere ein Narr seyn; mithin kann die brüderliche Verbindung nur in so fern Freundschaft genennet werden, wenn die letztere zu denen Empfindungen hinzukommt, welche uns unsere Geburt einflößet.

Die Zärtlichkeit einer Frauen gegen ihren Mann, und eines Mannes gegen seine Frau, verdienet selten den Namen der Freundschaft. Freunde müssen das Band, welches sie vereinbaret, freywillig beybehalten: bey dem Ehestande ist nur der Eintritt frey, dessen Dauer gezwungen, und die Bande unauflöslich; ein dergleichen Zwang verträgt sich mit der Freundschaft nicht, die freywillig und unabhänglich zu seyn verlanget. Zudem giebt es wenig Haushaltungen, die nicht bisweilen entweder durch die Eifersucht, Eigensinnigkeiten, oder Ekel beunruhiget werden sollten: diese Unannehmlichkeiten vertragen sich mit der Freundschaft nicht, die solche selten duldet, ohne dadurch zerrüttet und endlich aufgehoben zu werden.

Die sorgfältige Achtung, welche man gegen seine Vorgesetzte äußert, die Merkmaale des Eifers, welchen man Fürsten und Großen beweist, können nicht als Beweise der Freundschaft angesehen werden; sie sind vielmehr Proben des Ehrgeizes, der Furcht, der Ehrerbiethung und der Schuldigkeit. Wo keine Freyheit ist, da ist auch keine Freundschaft; und die Dienste, welche Unterthanen ihren Oberherren leisten, sind Dienste der Pflicht.

Die Freundschaft kann ohne Gleichheit nicht lange bestehen. Wollen große Herren von Privatpersonen geliebet werden, so müssen sie sich bis zu ihnen herablassen: sie müssen der Freundschaft zu Liebe ihren

Rang und ihre Größe vergessen, deren Gewicht nicht eher fühlen lassen, und sich ihres Standes nicht eher erinnern, als bis es zum Vortheile derer, die sie zu ihren Freunden erwählet haben, gereichen möge. Die Großen haben tausend Mittel zu schaden und zu nutzen; aber nur eines, wodurch sie sich beliebt machen können: sich gefällig zu machen; dieses nun können sie nicht anders, als sie müssen sich von dem Stolze los machen, der ihr vorzüglichstes Erbtheil zu seyn scheint. Die Freundschaft kennet nur die Tugend: und man verbindet sich nicht mit den Ahnen eines Mannes; was hilft es ihm, wenn er den Ursprung seines Geschlechtes in den Zeiten Carls des Großen suchet? Wenn er nicht wirklich liebenswürdig ist, so erzeiget man die Schuldigkeit, die er von der Freundschaft verlangen würde, nur allein seinem Range und dem Posten, den er bekleidet.

Neunter Abschnitt.

Ob man ohne Freundschaft ganz und gar nicht glücklich seyn könne?

Diese Frage ist oft von den Alten auf die Bahne gebracht und behandelt worden. Einige griechische Weltweisen haben die Freundschaft erhoben, und andere haben dieselbe wieder herunter zu setzen gesuchet; und ich glaube, daß alle beyde der Sache zu viel gethan, und daß die Hitze, ihre Meynungen zu vertheidigen, sie von der Wahrheit gleich weit entfernet habe: hätten sie ihr Herz mehr, und ihren Verstand weniger, zu Rathe gezogen, so würden sie leicht darüber eingestimmet haben.

Plato schätzete die Freundschaft so hoch, daß ein Freund ihm kostbarer, als alle Reichthümer der Könige von Persien, war; er sagete: wenn Darius weise dächte, so würde er nicht anstehen, seinen Schatz, so unermeßlich er auch wäre, gegen einen Freund zu vertauschen. Anaximandrus sahe die Freundschaft als die einzige Gottheit, welche der Glückseligkeit der Menschen vorstünde, an. Aristoteles hat behauptet, die guten Gesetzgeber hätten für die Freundschaft mehr, als für die Gerechtigkeit, gesorget, weil die Gesetze und die Gerechtigkeit oft, es sey entweder durch die Länge der Zeit, oder durch die Veränderungen, die sich in einem Staate ereigenen, von ihrem Ansehen verlieren; die wohl verbundene Freundschaft aber nehme alle Tage an Stärke zu.

Die neueren Verfechter der Alten, welche ich alleweile genennet, haben ihre Gedanken in diesem Stücke angenommen. Charron saget: die Freundschaft ist das Leben der Welt, weit nöthiger, als das Feuer und das Wasser; sie ist die Sonne, der Stab, und das Salz unsers Lebens; ohne ihr ist lauter Finsterniß, keine Freude, Unterstützung, noch Geschmack zu leben. Montagne spricht beynahe aus eben dem Tone. Wenn man es also auf die Meynungen verschiedener berühmter Alten und Neuen ankommen lassen will, so muß man die Meynung des Cicero annehmen, und mit ihm sagen, die Freundschaft sey von einem so großen Nutzen, daß, wenn man sie den Menschen entzöge, so würde weder Geschlecht, noch Republik, bestehen können: die Felder würden unbebauet bleiben, und die Natur selbst würde bald umkommen. Eben derselbe Schriftsteller setzet hinzu, wenn man die Freundschaft

aus dem Umgange der Welt wegnähme, so würde man der Welt die Sonne entziehen, weil die Freundschaft dasjenige beste und süßeste wäre, was uns die Götter geschenket hätten.

Die Philosophen, welche die Freundschaft haben verwerfen wollen, und sich von den Lobeserhebungen, welche ihr deren Verfechter beylegeten, nicht einnehmen ließen, haben behauptet, sie habe nicht den geringsten Nutzen, sie tauge weder den Weisen, noch den Narren. Der Weise, welcher, ihrer Meynung nach, sich selbst genug ist, brauchet keine Freunde; denn er findet die wahre Glückseligkeit in sich, und außer sich suchet er nichts. Der Narre, der Lasterhafte und der Thor sind alle zur Freundschaft unaufgeleget, und sie mag sich bey ihnen nicht finden: folglich, wenn sie weder weisen noch unweisen Leuten dienlich ist, ist sie von keinem Nutzen. So urtheileten die Cyrener, welche man mit dem Namen Theodrienser belegete.

Die Epikurer trieben ihre Verachtung der Freundschaft nicht so weit, als die obgedachten Philosophen; dem ohngeachtet ist es gewiß, daß sie dieselbe nicht für so sehr schätzbar hielten. Sie verbothen die starken Freundschaften, und betrachteten sie als lästig: sie sageten, ein jeder habe an seinen eigenen Angelegenheiten genug, ohne daß er sich mit anderer ihren beschweren dürfte: die bequemsten Freundschaften wären die, deren lockern Zügel man verlängern und nach Wohlgefallen verkürzen könne; sie fügeten hinzu: die zu genauen Freundschaften müßten durchaus beschwerlich seyn, weil das Geheimniß eines glücklichen Lebens in der Befreyung von Sorge und Unruhe bestünde, welches, wenn man sich ohne Unterlaß mit den Sachen

anderer beschäfftiget sähe, und für sie gleichsam beständig in Geburtsschmerzen läge, unmöglich fiele.

Unter den angeführeten beyden Meynungen, glaube ich, findet ein Mittelsatz, der sehr wahr ist, Statt: die Freundschaft sey zum Glücke des Menschen so wesentlich nöthig nicht, daß er ohne ihr gezwungen wäre, unglücklich zu seyn; die tägliche Erfahrung überzeuget uns davon. Wir sehen und gehen mit einer Menge Leute in der Welt um, die sich nicht für unglücklich halten, es in der That auch nicht sind, und die keine Freunde haben; denn ich nenne die Personen, mit denen man höflich, nach den Gesetzen der bürgerlichen Gesellschaft, und nach den Regeln der Ehrbarkeit umgeht, nicht Freunde. Wir haben außer der großen Welt Beyspiele von vielen vollkommen glücklichen Leuten ohne Freunde. Ein Karthäuser, der in seiner Zelle einsam lebet, seinen Pflichten ergeben ist, sein Vergnügen an dem Garten findet, und sich mit denen Werken beschäfftiget, an denen er in seinen Ergötzungsstunden arbeitet, hat keine Freunde, und kann auch deren keine haben; wer kann indessen leugnen, daß er nicht wirklich glückselig sey. Ein gelehrter Mann, welcher mitten unter seinen Büchern ohne Ehrgeiz und ohne Freunde lebet, ist nicht unglückselig: er erholet sich von seinen Beschäfftigungen durch die unschuldigen Vergnügungen, welche ihm die Künste und die Natur im Ueberflusse darbiethen: er pflanzet Blumen, und stellet Erfahrungen an; ein Wurm, eine Pflanze, werden ihm zu unendlichen Zeitverkürzungen.

Wenn man also ohne Freunde und dennoch nicht unglückselig seyn kann, so ist die Freundschaft zum Glücke der Menschen nicht durchaus nöthig, und das,

was gewisse Philosophen über diese Sache gesprochen haben, findet sich der Wahrheit nicht gemäß. Das, was einige andere von der Unnützlichkeit der Freundschaft vorgegeben haben, ist nicht minder falsch: darum, daß ein weiser Mann sich selbst genug ist, und er eines Gutes entbehren kann, folget nicht, daß das Gut, dessen er sich beraubet, aufhöre ein Gut zu seyn. Der Wein ist zur Stärkung des Magens sehr dienlich, wenn man denselben mäßig zu sich nimmt; muß man sagen, daß er ohne Nutzen sey, weil einige Menschen sich mit Wassertrinken begnügen? Seneca spricht so vernünftig von dem Weisen, der sich selbst genug ist, und der Freunde entbehre; er saget: es setze sich derselbe über alle Unbequemlichkeiten hinweg, er empfindet sie aber; denn er ist nicht stumpfsinnig. Ob nun schon ein vernünftiger Mensch sich an den Hülfsmitteln zu begnügen weis, welche er in sich selbst findet, so will er doch, wenn es möglich ist, einen Freund haben, weil er durch ihn zu den Gütern, die er besitzt, ein neues Gut hinzu thut. Der Einwurf der Epikurer wider die starken Freundschaften ist nicht von dem geringsten Gewichte: wollten wir aus der Absicht, glücklich zu seyn, uns mit keiner Sorge beladen, so würden wir der Tugend entsagen müssen; weil wir unmöglich tugendhaft seyn können, wenn wir nicht alle unsere Sorgfalt anwenden, zu verhindern, daß wir nicht in das Laster verfallen. Man müßte zufolge des Grundsatzes der Epikurer den Versuchungen so geschwind, als möglich, unterliegen, so bald man wüßte, daß man es ungestrafet thun könne. Ueber dieses müßte man, eben diesem Grundsatze gemäß, das Laster und die Tugend mit gleichem Auge

ansehen, und gleichgültig gegen gute und schlimme Handlungen seyn: denn diejenigen, welche die Gerechtigkeit lieben, werden durch die Ungerechtigkeit betrübt: die Muthvollen verabscheuen die Feigherzigkeit: die, welche Richtigkeit und Ordnung lieben, werden die Unordnung ungern leiden; und die, welche Gottseligkeit besitzen, seufzen über den Mangel der Gottesfurcht ihrer Mitbürger. Es ist daher einem wohlgebildeten Gemüthe eigen, sich über das Gute zu freuen, und über das Böse sich zu betrüben; die Freundschaft, aus Furcht für den Unruhen, welche unserer Freunde Vortheile uns verursachen können, aus dem Umgange des menschlichen Lebens verbannen wollen, ist ungereimt und strafbar; weil man nach eben dem Grundsatze die Tugend verwerfen müßte. Die Vergnügen, welche uns die Freundschaft darreichet, übertreffen bey weitem die Unruhe, die sie uns machen kann, daß unser eigenes Beste uns zu deren Aufsuchung bewegen muß.

Zehenter Abschnitt.

Die Freundschaft machet, daß wir große Süßigkeiten schmecken, und rechtschaffene Leute allein können nur Freunde haben.

Die Freundschaft ist unter allen Gütern das beständigste, und den Streichen des Glückes am wenigsten unterworfen, ob dieselbe gleich nicht ganz dafür gesichert ist, wie wir solches bereits angemerket haben:

haben: die Zufälle aber, welche der Freundschaft schaden, sind weit seltener, als diejenigen, welche uns die anderen Güter rauben.

Wenn man Reichthümer aufhäufet, Palläste bauen läßt, Landgüter an sich bringt, so arbeitet man oft für einen anderen, wenn man für sich zu arbeiten denkt, weil diese Arten von Sachen dem Stärkeren gehören; allein der Krieg und die eigenmächtige Gewalt vermögen über die Freundschaft nichts.

Die Freundschaft ist nicht allein das beständigste Gut, sondern auch das schätzbarste wegen deren Nützlichkeit; ihre vorzügliche Anwendung geschieht in der Unterstützung und Stärkung der Tugend, in der Ertheilung von Rath, der uns in den verlegensten Umständen unseres Lebens dienen könne, und in der Verbindung der Hülfe mit dem Rathe.

Es giebt Umstände, in welchen das Herz sich auszuschütten liebet, und sich den Verdruß erleichtert, indem es solchen seinen Freunden mittheilet. Die Bekümmernisse des Gemüthes sind bey denen mehresten Menschen halb gehoben, wenn man Antheil daran nimmt. Den Unglücklichen ist die Freundschaft noch nützlicher, als den Glücklichen; den ersteren gereichet sie zum Troste, den andern zur Anmuth: in dem widrigen Glücke ist dieselbe lebhafter, ämsiger und zärtlicher, als in dem guten.

Die Freundschaft ist um so viel schätzbarer, als sie ein Erbtheil tugendhafter Personen ist, und von niederträchtigen Leuten nie ausgeübet werden kann; die

Tugend unterhält die Freundschaft, und wo keine Tugend ist, da kann unmöglich Freundschaft seyn.

Die Freundschaft unter rechtschaffenen Leuten hat einen dauerhaften Grund; bey den Gottlosen ist sie in keine Weise wahr, und mithin unbeständig, weil sie nur auf Lügen gebauet ist. Die Verbindung, die durch das Laster geschieht, wird auch wiederum bey der ersten Gelegenheit durch das Laster aufgehoben.

Die Lasterhaften haben keine Achtung gegen einander, sie dienen einander wechselsweise, und verachten sich. Von der Art ist der Abscheu des Lasters, daß es selbst denenjenigen, die sich damit am bekanntesten gemacht haben, an anderen häßlich scheint: es kann daher unter bösartigen Leuten keine wahre Freundschaft bestehen, weil die Freundschaft beständig von der Achtung begleitet wird.

Sobald man von jemand eine schlimme Handlung begehret, so heget man keine Freundschaft gegen ihn. Die Gottlosen verlangen, daß diejenigen, welche mit ihnen verbunden sind, auch Gesellschafter in ihren Lastern seyn mögen: sie haben also keine Freunde, sondern allein Gesellschafter der Lüderlichkeit und des Lasters. Ein rechtschaffener Mann muß für seinen Freund nur dasjenige thun, was ihm die Wohlanständigkeit erlaubet. Die Freundschaft kann weder eine strafbare Handlung entschuldigen, noch weniger Recht sprechen.

Eilfter Abschnitt.

Von den zur Freundschaft bequemen Gemüthern, und von der Vorsicht, die man bey deren Unterhaltung anwenden muß.

Sanftmuth ist nach der Redlichkeit unter allen Eigenschaften des Herzens und des Verstandes in der Freundschaft die allernothwendigste. Besitzt man keine Gefälligkeit, so kann man sich unmöglich beliebt machen: man muß auch da, wenn man Recht hat, seinen Freunden nachzugeben wissen. Es giebt verschiedene Gelegenheiten, bey welchen der Eigensinn der Wahrheit Nachtheil bringt. Die Sanftmuth bringt rechtschaffene Leute, die sich entweder aus Unwissenheit, oder vorgefaßter Meynung, von dem guten Wege entfernen, früh oder spät zurück. Befinden sich unsere Freunde in dem Irrthume, und ist ihnen dieser Irrthum lieb, so muß man ihnen nach und nach diesen Wahn zu benehmen suchen, und ihnen eine Zeitlang gewisse Schwachheiten nachsehen, um sie in der Folge ganz davon los zu machen. Die sicherste Art, unserer Freunde Fehler zu verbessern, ist diese, sich einigen von ihren Leidenschaften gleich zu stellen, die man ohne Gefahr nicht öffentlich angreifen dürfte: entdecken wir einen seiner Fehler ohne Vorsicht, so beleidigen wir seine Eitelkeit hart. Ein Mensch, welcher sich in dem blendenden Schwindel einer heftigen Leidenschaft befindet, ist ein Kranker, den man mit

nicht

nicht zu vieler Vorsicht in die Cur nehmen kann: ein Nichts beunruhiget ihn, stößt ihn für den Kopf, und machet ihm das Hülfsmittel, welches man ihm darbiethet, verhaßt; man muß ihm dessen Bitterkeit verbergen.

Das Lob ist in der Freundschaft zur Versetzung des Tadels, und zur Versüßung dessen Bitterkeit, sehr dienlich. Will man einen Freund wegen eines wesentlichen Fehlers bestrafen, so muß man das Lob seiner guten Eigenschaften geschickt mit einzumischen wissen. Eine feine angebrachte Lobeserhebung verschonet unsere Eigenliebe, und verhindert, daß sie nicht wider heilsame, aber unangenehme Lehren aufgebracht werde; und das Vergnügen, gelobet zu werden, machet, daß wir den Verdruß des Tadels einiger von unseren Handlungen verbeißen. Wir sind in der Verbesserung unserer Freunde nie glücklicher, als wenn wir nach sorgfältiger Aufsuchung desjenigen, was sie lobenswürdiges haben, uns bey allen Gelegenheiten, bey welchen wir nöthig finden, ihnen ihre Fehler vorzustellen, dieser erlangten Kenntniß bedienen.

Die Philosophen, besonders die Alten, haben herrliche Reden geschrieben, um zu beweisen, daß, da die Tugend einzig und allein um ihrer selbst willen geliebet zu werden verdiene, so sey es vergeblich, sich verschiedener Kunstgriffe zu bedienen, die Leute zu dieser Tugend zu führen. Aber diese Philosophen sind mehr besorget gewesen, wie ich ihnen solches in gegenwärtigen Betrachtungen mehrmals vorgeworfen habe, erhabene Lehren zu ertheilen, als ihren Unterricht nach der Fassung der Menschen, und deren Nutzen, einzurichten. Die Natur hat ihre Rechte, wider welche

alle

alle philosophische Strenge nichts auszurichten vermag. Die Eigenliebe ist über alle metaphysische Scheltworte des Plato und Cicero hinweg, und beleidiget die nackte Wahrheit sie in gewissen Begegnungen, so werden die allerschönsten Reden nie hindern, daß sie sich empören sollte. Die Erfahrung hat uns gelehret, daß, je trotziger und strenger die Lehren der Philosophen gewesen sind, je weniger haben sie gefruchtet: ihre Versicherungen sind prächtig, aber ohne allen Erfolg gewesen. Eine zu große Strenge ist, es mögen verschiedene alte und neue Schriftsteller sagen, was sie wollen, in der Freundschaft schädlich. Man muß der Natur das geben, was sie fordert, und alsdenn der Vernunft das Ihrige.

Die Großmuth ist mit der Freundschaft unumgänglich verbunden: wie könnte man wohl der Freund einer Person seyn, im Ueberflusse leben, und sie in der Dürftigkeit lassen? Ein artiger Mann erzeiget sich selbst ein Vergnügen, wenn er seinen Freund mit Wohlthaten überhäufet. Derjenige, der Gutes thut, spüret bey sich selbst eine Erhabenheit, welche seiner Eigenliebe schmeichelt, und ihn über den, der empfängt, hinwegsetzet.

Wenn man sich selbst Gutes erzeiget, wenn man seinem Freunde Gutes thut, wie mag man das als etwas großmüthiges ansehen, wenn man dem, den man liebet, in seiner Bedürfniß beyspringt? Man folget bey dieser Gelegenheit nur dem Hange, der uns beständig schmeichelt, und bey einem jeden vernünftigen Menschen gilt der Titul eines Wohlthäters allezeit mehr, als er nicht kostet.

In der wahren Freundschaft wartet man nicht so lange, einem Freunde zu helfen, bis er seine Zuflucht zu uns nimmt, und uns seine Bedürfnisse zu verstehen giebt. Man kömmt seiner Bekümmerniß zuvor, und biethet ihm dasjenige an, wovon man glaubet, daß er es wünschet. Mit der Hülfe gegen einen, den man liebet, zaudern, heißt nicht allein unsere Reden durch unsere Aufführung widerlegen, sondern sich entehren, und den Augen aller tugendhafter Leute als einen Menschen zeigen, der der Rechtschaffenheit spottet.

Die Freundschaft verlanget, wie die Liebe, Achtsamkeit, Sorgfalt und Gefälligkeiten. Will man einen Freund lange Zeit erhalten, so muß man sich dadurch liebenswürdig machen, daß man alles, was ihm Vergnügen machen kann, vorher sehe. La Fontaine schildert uns in nachfolgendem die wahre Beschaffenheit eines Freundes:

Solltet ihr etwa euer Geld verspielet haben?
Da habet ihr welches: habt ihr irgend einige Händel gehabt?
Ich habe meinen Degen bey mir: fället es euch verdrüßlich,
Allezeit allein zu schlafen? Ich hatte eine schöne Sclavinn zu meiner Seiten;
Wollet ihr, so will ich sie euch rufen lassen?

Dieß ist der Ton, in welchem die Freundschaft redet.

Sollen unsere Freunde sich fördern, uns alles das Gute zu verschaffen, was in ihrem Vermögen steht; so müssen auch wir nur von ihnen das fordern, was wir mit Fug von ihnen fordern können. Wir dehnen oft dasjenige, was man uns schuldig ist, viel weiter aus, als wir nicht thun sollten; mithin fordern wir

weit

weit mehr, als man uns nicht schuldig ist. Dieß ist der Grund, aus welchem unvermerket Frostigkeiten, endlich Misverständnisse, und zur letzt Trennungen entstehen.

Zwölfter Abschnitt.

Ob man mit einem Frauenzimmer eine wahre Freundschaft errichten könne?

Die Alten haben geglaubet, die Frauenspersonen wären zur wahren Freundschaft gar nicht aufgeleget, und unter den Neueren haben verschiedene der besten Schriftsteller eben das gedacht. Sie haben dafür gehalten, sie besäßen nicht Standhaftigkeit, Beständigkeit und Klugheit genug, alle in der Freundschaft erforderliche Achtung beyzubehalten und wahrzunehmen. Charron saget, die Schwäche und Unzulänglichkeit der Frauen könne der vollkommenen Mittheilung der Gedanken und Urtheile keine Genüge thun: ihr Gemüth sey nicht stark und standhaft genug, eine solche dauerhafte Verbindung einzugehen, und zu unterhalten. Es ist eben also, als wenn man Etwas dickes und starkes mit Etwas dünnem und schwachem zusammen knüpfen will, welches letztere entwischet, und sich von dem anderen, welches es nicht genugsam ausfüllet, losmachet. Montagne hat eben das, was Charron gesaget, und ihn an diesem Orte fast Wort für Wort abgeschrieben. Seiner Meynung nach ist der gewöhnliche Eigendünkel der Weiber nicht

bequem,

bequem, der Mittheilung eine Genüge zu leisten, die dieser heiligen Verbindung zur Nahrung dienet, noch scheint ihr Gemüth nicht standhaft genug, den Druck eines so scharf zugezogenen und dauerhaften Knotens zu vertragen . . . . . Dieses Geschlecht hat hiervon noch kein Beyspiel geben können, und ist deswegen von den alten Lehrern verworfen worden.

Ich gestehe, daß ich in der gegenwärtigen Sache weder durch die Vernunftschlüsse der neueren Schriftsteller überführet, noch durch das Ansehen der Alten gerühret worden bin: ich bin vielmehr fest überzeuget, daß die Weiber zu einer wahren Freundschaft aufgeleget sind. Welcher Mensch, der viel Umgang in der Welt gehabt, hat nicht Weiber angetroffen, in welchen gesunde Vernunft, Klugheit und Standhaftigkeit mit dem redlichen Wesen verbunden waren?

Es ist sonderbar, daß so viele Schriftsteller dreuste vorgegeben haben, die Weiber von der Freundschaft auszuschließen, daß sie zu viele Schwachheit hätten, um die Pflichten zu erfüllen, die sie fordert. Die Erfahrung widerleget dieses Urtheil, und die neuere Geschichte biethet uns Beyspiele der Standhaftigkeit und Großmuth vieler Frauen dar, welche die Frage außer allen Streit setzen, ohne daß wir nöthig haben, zur älteren Geschichte unsere Zuflucht zu nehmen, die voll von dergleichen Zügen ist. Unter denen verschiedenen Beyspielen, die ich wählen könnte, will ich mich an einem einzigen begnügen, welches mir um so viel schöner zu seyn deuchtet, als es beweist, daß Schweden den größten seiner Könige der Freundschaft zu danken habe, deren die Weiber fähig seyn. Als Gustav von Christiern, Könige von Dänemark, und Unterdrücker

drücker Schwedens, verbannet und verfolget wurde, sahe er sich genöthiget, nach Dalecarlien zu flüchten: er arbeitete daselbst als ein gemeiner Mann in den Eisengruben, und schmeichelte sich, daß er, da er in unterirdischen Abgründen lebete, von seinen Feinden vergessen werden würde; er wurde aber von einem einzigen Edelmanne, mit welchem er seine Jugend zu Upsal zugebracht hatte, erkannt, zu welchem Gustav sich auch begab. Einige Zeit darnach setzete sich dieser Edelmann vor, den Gustav zu verrathen, und ihn an Christiern auszuliefern: er würde diesen treulosen Entwurf auch wider alle Gesetze der Redlichkeit ausgeführet haben, wenn seine Frau, die eben so großmüthig, als er schelmisch, gesinnet war, dem Gustav, dem sie ihre Freundschaft, ohne daß die Rede von der Liebe war, geschenket hatte, nicht von der ihm drohenden Gefahr Nachricht gegeben hätte. Sie ließ denselben des Nachts aus dem Hause ihres Mannes, von einem einzigen Bedienten begleiten, der ihn zu einem Dorfprediger brachte, dessen Redlichkeit ihr bekannt war. Nach einem so starken Beyspiele der Redlichkeit der Weiber und ihres Eifers für deren Freunde, mögen Montagne und Charron immerhin sagen, ihr Gemüth sey nicht standhaft genug, den Druck eines so scharf zugezogenen Knotens zu vertragen: da die Erfahrung spricht, so werde ich mich an ihre eitelen Träumereyen nicht kehren.

Die Männer sind gegen die Weiber, was den Punct der Freundschaft anbetrifft, eben so ungerecht, als sie es in verschiedenen anderen Stücken zu thun pflegen. Sie sehen alle Tage Weiber, in denen sie die wesentlichsten Eigenschaften zur Freundschaft ent-

decken; aus welchem Eigensinne suchen sie sich also zu überreden, daß diese Weiber dasjenige, was doch zu thun in ihrer Gewalt steht, nicht ausführen können würden? Sagen, eine Frau habe ein gutes Herz, bekennen, sie besitze Verstand und Sanftmuth, gestehen, sie sey so klug als standhaft, und hernach schließen, sie wäre zu keiner wahren Freundschaft aufgeleget, weil sie keine Mannsperson ist: dieser Schluß ist eben so vernünftig, als es der seyn würde, wenn man sagen wollte, eine Mannsperson sey wohl gestaltet, geistreich, lustig, und von gutem Gemüthe: er könne aber in der Gesellschaft nicht gefullen, weil er kein Weib sey; denn wenn das Vorurtheil zum Vernunftschlusse dienen soll, so ist die Kunst zu gefallen, eben so sehr den Weibern allein eigen, als den Männern das Rathgeben und das bündige Schließen.

La Bruyere ist nicht so ungerecht, als Charron und Montagne, gewesen, dem ohngeachtet läßt er den Weibern noch nicht alle Gerechtigkeit wiederfahren. Er giebt zu, sie seyen zur Freundschaft aufgeleget; er setzet aber etwas hinzu, welches dasjenige, was in diesem Geständnisse für die Weiber günstiges enthalten ist, fast vergeblich machet. Er saget: „die „Freundschaft könne unter Leuten von verschiedenem „Geschlechte sogar ohne alle grobe Sinnlichkeit bestehen: indessen betrachte eine Frau einen Mann allezeit „als Mann, und ein Mann hinwiederum ein Weib als „ein Weib. Diese Verbindung ist weder Liebe, noch „reine Freundschaft; sie machet eine besondere Classe „aus.“ Ich bleibe bey dem, was ich gesaget habe. Besitzen die Weiber zur Freundschaft erforderliche Eigenschaften, wie man nicht leugnen kann, daß viele

von

von ihnen deren besitzen, warum sollten diese Eigenschaften bey ihnen unnütze seyn? Warum sollten diese Weiber nicht wie Männer handeln, da sie eben die Gedanken und eben die Begriffe wie jene haben? Warum sollte deren Freundschaft nicht rein seyn, weil sie alles das, was zu einer Neigung von der Art gehöret, kennen? Ob das Urtheil des la Bruyere gleich vernünftiger ist, als das Urtheil der alten Philosophen und der neueren, die ihnen blindlings beygepflichtet haben, so stecket dem ohngeachtet etwas falsches darinnen.

Ich glaube, daß die Freundschaft der Weiber sanfter und lockender, als die Freundschaft der Männer, sey. Unsere Gemüthsart läßt sich in allen unseren Handlungen spüren, und das Gemüth der Frauenzimmer ist gelinder und angenehmer, als das unserige.

Ob die Weiber ihre Freunde gleich wahrhaft lieben können, so muß man doch gestehen, die Anzahl derer, welche sich in der Freundschaft hervorthun, sey minder beträchtlich, als derer, welche sie verabsäumen: allein eben dasselbe hat bey den Mannspersonen Statt, und man kann als einen beyden Geschlechtern eigenen Grundsatz festsetzen, es herrsche in der reinen Freundschaft ein gewisser Geschmack, den mittelmäßige Seelen nie erreichen können, und der nur für die geschicklich ist, welche von dem Himmel eine gewisse Kraft erhalten haben, die sie weit über andere hinweg hebt.

Ende der verschiedenen kritischen Betrachtungen über die Freundschaft.

Isabella Mendoza,

eine

spanische Geschichte,

geschrieben

von der

Demoiselle Cochois.

Don Ramiro war in seiner Kindheit mit der jungen Isabella Mendoza, als seiner künftigen Gemahlinn, erzogen worden. Die Liebe, welche er gegen sie empfand, hatte ihren Anfang von der zartesten Jugend an genommen. Kaum hatte er sich selbst kennen lernen, so verehrete er bereits die Reize dieser schönen Spanierinn: das Alter hatte sein Liebesfeuer vermehret, und die Vernunft seine Liebe nachdrücklicher gemacht. Er war zu liebenswürdig, daß er nicht hätte wieder geliebet werden sollen; mithin erwiederte Isabella seine Zärtlichkeit mit aller Treuherzigkeit. Alles schien die Wünsche dieser Liebenden zu begünstigen, als das grausame Glück sie das größeste Unglück fühlen ließ.

Der Graf von St. Estevan sahe die Isabella, und wurde sterblich in dieselbe verliebt. Er glaubete, daß, wenn er sie von ihren Aeltern zur Ehe verlangete, er sie gar leicht bekommen dürfte. Er war reich,

er bekleidete bey Hofe eine wichtige Ehrenstelle, und sein Haus war sehr alt: dergleichen ansehnliche Vorzüge sprachen für ihn, und er ließ bey Isabellens Aeltern den Heurathsantrag thun; dem ohngeachtet erhielt er von ihnen die Antwort nicht, die er von denselben gewärtigte. Der Marquis von Mendoza antwortete, er habe Don Ramiro seit geraumer Zeit seine Tochter versprochen, und er könne, so vortheilhaft sein Antrag auch wäre, sich dennoch nicht entschließen, sein Wort zurück zu ziehen.

Diese Abweisung schmerzete den Grafen von St. Estevan empfindlich; sie schreckete ihn aber keinesweges von weiteren Versuchen ab. Seine Liebe war zu stark, als daß die erste Schwierigkeit sie hätte vertilgen können. Wenn das Herz lebhaft gerühret worden ist, so reizen die Hinderniße, welche man einer Leidenschaft entgegen setzet, dieselbe desto mehr: ja, bisweilen würde eine Liebe nur mittelmäßiger Art geblieben seyn, wenn sie durch die dazwischen gekommenen Schwierigkeiten nicht auf das Aeußerste gebracht worden wäre. Versaget man uns ein Gut, nach dessen Erhaltung wir streben, so machet man uns durch dessen Verweigerung hitziger, und dasselbe uns durch sie noch schätzbarer; und das Herz ist nie in lebhafterer Bewegung, als wenn es befürchtet, den Gegenstand zu verlieren, von dessen Reizen es eingenommen ist. Der Graf war dahin bedacht, daß der Hof sich seiner Sachen annehmen möchte, und hoffete, daß der Marquis von Mendoza, den er als einen feinen Hofmann kannte, seinen Plan verändern dürfte, sobald der Landesherr diese Verbindung zu wünschen schiene. Er wandte seine Freunde dazu an, und erhielt, was

er begehrete. Der König befahl einem seiner Minister, mit dem Marquis von Mendoza zum Besten des Grafen zu sprechen. Der Marquis antwortete sogleich eben dasjenige, was er auf den ersteren Antrag zur Antwort ertheilet hatte. Er entschuldigte sich mit dem Versprechen, welches er dem Don Ramiro gethan. Er entschuldigte sich mit dem Versprechen, welches er dem Don Ramiro gethan. Der Minister stellete ihm hierauf vor, er dürfe über diese Veränderung nicht die geringste Unruhe fassen, weil es ganz natürlich sey, sich dem Willen des Königes zu unterwerfen; und er fügete noch hinzu, Don Ramiro würde auch nicht die geringste Klage über ihn führen dürfen, weil er nur allein dem Könige sein Unglück zuzuschreiben hätte.

Der Marquis von Mendoza ergab sich nicht ganz auf diese Gründe: er antwortete indessen auf solche Art, daß er dem Minister zu verstehen gab, es sey nicht unmöglich, daß er das thun dürfte, was man von ihm verlange. Der Endzweck des Marquis von Mendoza war die Absicht eines alten Hofmannes: er wollte das Opfer, welches man von ihm forderte, geltend machen, und sich wegen des dem Don Ramiro nicht gehaltenen Wortes in den Augen des Publici rechtfertigen. Er merkete gar wohl, daß, wenn er dem Zureden des Ministers nicht nachgäbe, wohl aber ihm zeigete, daß er zu wanken anfienge, der König selbst über diese Sache mit ihm sprechen würde; und das war es, was er wünschete. Gehorchete er alsdann, so erwies er sich geradezu dem Könige gefällig, und auf der anderen Seite hatte er eine Entschuldi-

schuldigung, von der es schien, Don Ramiro könne wider sie nichts einwenden.

Was der Marquis vorher gesehen hatte, geschah: der König sprach nicht allein mit ihm zum Besten des Grafen von St. Estevan, sondern das noch mit ziemlichem Nachdrucke. Der geschickte Hofmann schien traurig, nahm aber eine unterwürfige Mine an, und antwortete, er preise sich höchst glücklich, daß Se. Königliche Majestät sich seiner Familie Besten anzunehmen geruheten. „Euer Gehorsam gefällt mir," erwiederte der König, „und ich werde denselben zu seiner „Zeit zu erkennen wissen." Diese letzteren Worte beförderten des unglücklichen Don Ramiro widriges Schicksal. Der Marquis nahm von diesem Augenblicke an den Entschluß, ihn seinem Ehrgeize aufzuopfern: nur war er ungewiß, ob er selbst ihm seine Aenderung hinterbringen, oder ihm dieselbe durch einen gemeinschaftlichen Freund wissen lassen sollte. Im erstern Falle fürchtete er sich für dessen Lebhaftigkeit und Jähzorne, und auf der anderen Seite besorgete er, diejenigen, welche demselben sein Unglück melden sollten, möchten ihn bey Don Ramiro nicht zureichend genug rechtfertigen. Er wollte, ob er schon sein gegebenes Wort zurück zog, dennoch, so viel es möglich war, von ihm als ein ehrlicher Mann angesehen seyn. Die Tugend ist sogar denen unredlich gesinneten Leuten schätzbar, und ein jeder wünschet seine krummen Gänge und verschlagenen Streiche unter dem Schleyer der Wahrheit verbergen zu können. Die Sprache, Ausdrücke und scheinbaren Kennzeichen der Aufrichtigkeit sind dem Munde und dem übrigen Betragen der Hofleute so geläufig und gewöhnlich, als

die Eigenschaften und Wirkungen derselben, ihrem Herzen unbekannt sind. Der Marquis entschloß sich also, dem Don Ramiro die unglückliche Bothschaft selbst zu bringen. Er bediente sich zur Milderung deren Herbigkeit aller möglichen Vorsicht. Ehe er ihm die Sache eröffnete, worauf es ankam, hielt er eine lange Anrede an ihn, von der betrübten Nothwendigkeit, der mit dem Hofe in Verbindung stehenden Personen, sich nach den Wünschen und Gesinnungen eines Königes zu richten. Er beklagete sich bitterlich, daß er das erste Schlachtopfer eines Befehles wäre, den er ihm sogleich ankündigen würde; endlich erklärete er dem Don Ramiro, daß er auf den Besitz der Isabella Verzicht thun müsse: er betheuerte auf das nachdrücklichste, daß es ihn ewig schmerzen solle, und setzete alles hinzu, was ihm nur gefiel. Don Ramiro Erstaunen und seine damit verbundene Betrübniß erlaubeten ihm nicht, zu antworten: er stand unbeweglich, und schien den Gebrauch seiner Sinne verloren zu haben. Es giebt solche traurige Stellungen, in welchen die Niedergeschlagenheit des Herzens plötzlich in den Verstand übergeht: beyde scheinen gleich fühllos, weil der Schmerz, von dem sie durchdrungen sind, so stark ist, daß sie davon unmöglich äußere Kennzeichen von sich geben können. Man brauchet einen gewissen Zeitraum, das Gemüth in einen Stand zu setzen, der ihm Freyheit läßt, sich durch Handlungen auszudrücken. Don Ramiro erholete sich, und, nachdem er den Marquis von Mendoza starr angesehen hatte, sagete er zu ihm: „Ich hätte ge„glaubet, daß so oft wiederholete Versicherungen, die „Sie mir so feyerlich gegeben haben, mich eines

„Schimpfes hätten überheben sollen, den Sie mir „heute anthun. Sie ersuchen mich, nicht mehr an „eine Vermählung mit der Isabella zu denken, und „wollen mich überreden, daß Sie gezwungen wä„ren, dem Könige zu gehorchen; allein, sind Sie nicht „Isabellens Vater, und folglich Herr über deren „Hand? Der König ist gerecht; hätten Sie ihm vor„gestellet, daß Sie, ohne sich selbst Schande zu ma„chen, mir Ihr Wort nicht zurück ziehen könnten, so „würde er sicher keine Handlung von Ihnen gefordert „haben, die Ihrer Ehre zum Schandflecke gereichet.“

Don Ramiro wollte fortfahren; da aber dessen harte Ausdrücke des Marquis Eitelkeit beleidiget, antwortete ihm der letztere in trotzigem und hartem Tone: „Ich habe geglaubet, die verbindliche Art, mit welcher „ich Ihnen des Königes Befehl angekündiget, und der „Schmerz, den ich Ihnen bey dem unangenehmen „Vortrage bezeigete, würden Sie zu anderen Aus„drücken vermögen: indessen vergebe ich dem Schmerze, „den Sie empfinden, alles, was Sie mir Beleidigen„des gesaget haben; wären Sie in minder betrübtem „Zustande gewesen, würden Sie mir unausstehlich ge„worden seyn. Aber kurz, worauf kömmt es unter „uns an? Ich habe Ihnen die Isabella versprochen, „und der König befiehlt mir, ihre Hand einem ande„ren zu geben: ich gehorche, weil ich es schuldig bin, „zu thun; erholen Sie Sich also Ihres Schicksales „wegen bey dem Glücke.“

„Ich werde keinesweges dem Glücke mein Schick„sal klagen,“ erwiederte Don Ramiro gleichfalls trotzig, „sondern denen, die mir ein Gut entziehen „wollen, das mein ist: und vielleicht wird es schwerer

„halten, mir sein Wort nicht halten wollen, als man „sich es einbildet.“

„Ihre Drohungen würden mich schlüßig machen, „Ihnen meine Tochter zu versagen, wenn auch schon „der König den mir gegebenen Befehl heute wiederru„fen sollte,“ erwiederte der Marquis von Mendoza. „Ich melde Ihnen hiermit, daß ich den Augenblick zu „ihr gehen will, um ihr zu verbiethen, mit Ihnen zu „reden, und ihr zu befehlen, den Grafen von St. „Estevan, als ihren künftigen Gemahl, anzunehmen.“ Diese letzteren Worte, von denen es scheinen sollen, daß sie Don Ramiro zu mehrerem Verdrusse reizen sollten, dämpfeten gegentheils seine Hitze auf einmal. Der Gedanke, daß er Isabellen auf immer verlieren sollte, stellete sich seiner Einbildungskraft dar. Er sahe seine schöne Geliebte gezwungen, dem Ansehen eines erzürneten Vaters nachgeben; und die Liebe brachte in dem Augenblicke den Zorn zum Schweigen. Die Bewegungen einer heftigen Leidenschaft unterdrücken gar bald das Aufwallen einer anderen, die weder deren Stärke noch Lebhaftigkeit besitzt. Jetzt wünschete Don Ramiro, daß er den Marquis nicht erzürnet hätte: er suchete ihn zu besänftigen, und den beleidigenden Worten einen anderen Sinn zu geben. „An Ihnen will ich mich nicht rächen,“ sagete er zu ihm: „Sie sind mir allezeit werth und verehrungs„würdig, ungeachtet des Unglückes, womit Sie mir „gegenwärtig zur Last fallen; sondern an dem Neben„buler, der mir Isabellen rauben will, an dem will „ich mich rächen: so lange ich lebe, soll er sie wenig„stens nicht besitzen.“ Der Marquis war viel zu aufgebracht, als daß er auf des Don Ramiro gemachete

Ent-

Entschuldigung hätte Acht geben sollen; ja, er nahm solche gar für eine neue Beleidigung auf. Wenn der Zorn bis zu einem gewissen Grade gestiegen ist, so vermehret ihn oft dasjenige, was denselben dämpfen sollte. Er erwiederte: „Ich fürchte mich für Ihren „Drohungen nicht, und ich bin überzeuget, daß der Graf „von St. Estevan sich eben so wenig daraus machet.“

Don Ramiro, den diese Antwort verdroß, besorgete, er möchte die schuldige Ehrerbiethung gegen einen Mann verlieren, dessen Tochter zu heurathen, er noch hoffete; er sagete daher zu ihm: „Da ich sehe, daß „alles dasjenige, welches ich Ihnen gegenwärtig sa„gen könnte, Ihre Erbitterung gegen mich nur noch „vermehren dürfte, so verlasse ich Sie, in der Hoff„nung, daß, wenn die erste Hitze Ihres Zornes sich „geleget haben wird, Sie mir mehr Gerechtigkeit wie„derfahren lassen werden.“ Nach diesen Worten begab Don Ramiro sich weg, und der Marquis würdigte ihn darauf keiner Antwort. Er war so aufgebracht gegen ihn, daß er sogleich, wie er allein war, befahl, man möchte seine Tochter zu ihm rufen. Er hatte derselben ihr Unglück noch nicht gemeldet, weil er es für besser erachtete, mit dem Don Ramiro vorher eine Unterredung zu pflegen. Kaum war Isabella in sein Zimmer getreten, so redete er sie lebhaft, wie folget, an: „Ich zweifele nicht, meine Tochter, „daß Ihr gegen mich die Freundschaft und Ehrfurcht „heget, die Ihr mir schuldig seyd. Heute müsset Ihr „mir davon einen wesentlichen Beweis geben, indem „Ihr dem Don Ramiro entsaget. Der König be„fiehlt mir, Eure Hand dem Grafen von St. Este„van zu geben, und ich, ich fordere von Euch, daß Ihr

„den

„den Don Ramiro als einen Menschen betrachtet, „den ich hasse, und der mir misfallen hat. Ich sehe," fuhr der Marquis fort, „daß Euch das, was ich Euch „sage, in Verwunderung setzet. Ihr haltet mich für „ungerecht, daß ich heute verlange, den Don Ra„miro aus Eurem Herzen zu verbannen, da ich Euch „vor dem selbst befohlen, ihn zu lieben. Ich werde „mich hierüber in keine weitere Weitläuftigkeit ein„lassen; es muß Euch genug seyn, daß Ihr meinen „Willen wisset, und versichert seyn könnet, daß den„selben nichts ändern mag." Der Ernst, mit welchem der Marquis sich ausdrückete, verhinderte die Isabella nicht, weinend ihrem Vater zu Fuße zu fallen. Das Schicksal, welches sie beugete, schien ihr so schrecklich, daß die Furcht, ihrem Vater zu misfallen, deren Klagen nicht zurückhalten konnte. Ist das Unglück zu einer gewissen Größe gediehen, so flößet es den schwächesten Gemüthern Standhaftigkeit ein, und zu dem Gedanken, alles, was man liebet, zu verlieren, gesellet sich gemeiniglich auch der, für dessen Erhaltung alles zu wagen. „Sollten Sie auch, liebster Herr Va„ter, meine Thränen misbilligen, so werden Sie erlau„ben," sagete Isabella, „daß ich deren in Menge ver„gieße. Bin ich unglücklich, so muß man in der ge„gen Ihre Befehle allezeit geäußerten Unterwürfigkeit „die Ursache dazu suchen. Kaum kannte ich mich „selbst, so verschaffeten Sie mir des Don Ramiro „Bekanntschaft. Sie lenketen selbst mein Herz zu „ihm, und verlangeten, daß ich ihm dasselbe ohne „Rückhalt wiedmen sollte. Sie wiederholeten mir „tagtäglich die Worte, Sie würden aus der Ueber„maaße meiner Liebe meinen Gehorsam abnehmen.

„Sie

„Sie gebothen mir, ich möchte ihn als einen Gemahl
„ansehen, der mir um so viel werther seyn müsse, als
„mir ihn Ihre Hand gäbe. Leider! konnte ich sol-
„chen gemessenen Befehlen mich wohl widersetzen?
„Vermochte ich vorher zu sehen, daß Sie dieselben je-
„mals mit so vieler Strenge zurücknehmen würden?
„Ich habe den Empfindungen Folge geleistet, die Sie
„in mir erwecketen: ich habe mich ihnen ganz über-
„lassen: ich habe seit verschiedenen Jahren für nie-
„manden, als den Don Ramiro, gelebet, für einen
„Gemahl, der durch seine Sorgfalt, Gefälligkeit und
„liebenswürdigen Eigenschaften alle meine Zärtlichkeit
„verdienete: und heute wollen Sie, daß ich ihn mit
„einem Male vergessen, und sein Bildniß, das Sie
„selbst in mein Herz eingegraben haben, aus demsel-
„ben vertilgen soll! Ach Vater! ich beschwöre Sie
„bey Ihren Knien, die ich umfaßt halte, einen Befehl
„zu wiederrufen, der mir das Leben kostet. Erbar-
„men Sie sich einer unglücklichen Tochter, die ihr Un-
„glück nicht verdienet, und endigen Sie es, da es von
„Ihnen abhängt. Sie haben mir das Leben gege-
„ben; sollte es nur darum geschehen seyn, um mich
„unglücklich zu machen? Sie antworten nicht; Sie
„kehren Ihr Gesicht von mir weg. O! Vater, lassen
„Sie mich also zu Ihren Füßen sterben; der Tod, den
„ich zu Hülfe rufe, mag dem grausamen Zustande,
„in welchen Sie mich versetzen, ein Ende machen!
„Meine Liebe zu dem Ramiro ist Ihnen so gut be-
„kannt, als meine Zärtlichkeit und Ehrfurcht, die ich
„zu Ihnen trage. Sie fordern von mir, daß ich
„Don Ramiro mein Herz entziehen solle; was wol-
„len Sie also, das ich in einem solchen betrübten Zu-

„stande

„stande thun möge? Da man mich zu der harten „Nothwendigkeit zwingt, entweder meine Schuldig„keit gegen Sie aus den Augen zu setzen, oder an mei„nem Geliebten zur Meyneidigen zu werden, so bleibt „der Tod das einzige Mittel, mich für beyden zu be„wahren.“

Der Marquis von Mendoza war wider Don Ramiro zu stark erbittert, als daß ihn die Thränen seiner Tochter hätten rühren sollen; sie wirketen nur schwach auf sein Herz: hätte sein mit dem Ramiro gehabter Streit ihn auch nicht bey seiner Entschließung erhalten helfen, so würde ihn die Furcht, dem Könige zu misfallen, unerbittlich gemachet haben. „Stehet auf, „Isabella,“ sagete er. Ich habe Euren Thränen „freyen Lauf gelassen, ich habe mich den ersten Aeuße„rungen Eures Schmerzes nicht widersetzen wollen, „und ich vergebe sie Euch annoch; allein bedenket auch, „daß Ihr mir misfallen, und Euch meine Ungnade zu„ziehen würdet, wenn Ihr Gesinnungen beybehalten „wolltet, die ich misbillige und verbiethe.

„Ey!“ schrie Isabella, „steht es in meiner Ge„walt, diese Gesinnungen zu vergessen? Wie können „Sie etwas von mir verlangen, was ich unmöglich „thun kann? So gern ich Ihnen gehorche, so werden „die Bemühungen, Don Ramiro aus meinem Her„zen zu verbannen, mir denselben nur werther ma„chen. Ich habe Sie schon darum ersuchet, liebster „Herr Vater, und ich bitte Sie noch; lassen Sie mich „entweder sterben, oder nehmen Sie mir nicht einen „Gemahl, den Sie mir selbst gegeben haben.“ Der Marquis erwiederte: „Eure Halsstarrigkeit verdie„nete Strafe, und ich sollte Euch meine Gewalt füh-

„len

„len lassen, um Euch zu lehren, mehr Herr über Euch „selbst zu werden. Ich verstatte Eurem Verdrusse „noch einige Augenblicke, nach deren Verfließung Ihr „mir, und zwar ohne Widerrede, gehorchen müsset. „Der Graf von St. Estevan wird Euch besuchen; „seyd bedacht, ihn als eine Person zu empfangen, für „die Ihr bestimmet seyd.“

Diese letzteren Worte brachten vollends der Isabella die Verzweifelung ins Herz: und es fehlete nicht viel, so hätte ihr Schmerz sich in Wuth verwandelt; die Gegenwart ihres Vaters hielt sie noch zurück, allein sie machete darum nicht, daß sie ihm alle ihre Zärtlichkeit bewiesen hätte; sondern sie sagete zu ihm: „Nein, „Herr Vater, ich kann mich nicht entschließen, dem „Don Ramiro ungetreu zu werden. Rüsten Sie „sich mit aller Ihrer Gewalt aus, lassen Sie mir die „Wirkungen Ihres Zornes empfinden, ich bin zu allem „bereit; und da ich mich habe entschließen können, „dem Willen eines Vaters, den ich verehre, nicht zu „folgen, so fürchte ich auch alle Uebel nicht, die mich „treffen können; sie werden mir leicht, sobald ich „an den denke, der mir Ihren Haß zuzieht.“

Da der Marquis sahe, daß er in der Güte nichts von seiner Tochter erhalten konnte, so wollte er die Strenge an ihr versuchen. „Nun wohlan!“ sagete er zu ihr, „da Ihr mir nicht gehorchen wollet, so werde ich „schon ein sicheres Mittel finden, zu verhindern, daß „Ihr den Don Ramiro jemals sehet. Ich bewillige „Euch vier und zwanzig Stunden Bedenkzeit: wählet „entweder ein Kloster, oder den Grafen von St. Este„van.“ Isabella erwiederte: „Das grausamste Ge„fängniß soll mir angenehm seyn, sobald es mir den

„Abscheu ersparet, einen anderen, als Don Ramiro, „zu ehelichen.“

„Packet euch,“ antwortete der Marquis, „Euer hart„näckiger Eigensinn ermüdet mich, und Ihr misbrau„chet meine Geduld zu sehr.“ Isabella trat aus dem Zimmer ihres Vaters, und gieng in das ihrige, um sich ihrer Betrübniß gänzlich zu überlassen.

Die Natur hat Gerechtsame, denen sich die allerhärtesten Herzen unterworfen sehen. Als der Marquis von Mendoza allein war, empfand er wider Willen ein heimliches Gefühl in sich, welches ihm das rauhe Verfahren gegen seine Tochter verwies: so gerecht diese Empfindung auch war, so dauerte sie nicht lange; der Haß, der Verdruß und der Ehrgeiz ersticketen sie bald, und Hofpolitik rieth dem Marquis, sich des Widerwillens, den seine Tochter gegen den Grafen von St. Estevan äußerte, zum Besten seines Glückes geschickt zu bedienen. Er suchete sich also zu bereden, daß, wenn der König die Widerspänstigkeit der Isabella erfahren sollte, er ihm wegen der gegen sie gebraucheten Härte besonderen Dank wissen würde. Dieser Gedanke stärkete ihn in seinem Vorsatze, seine Tochter zu verfolgen, weil deren Verdruß dem Könige gefallen würde. So sind die verhaßten Grundsätze der Hofleute beschaffen: selten sind die Blutsbande stark genug, ihre ehrgeizigen Entwürfe zurück zu halten.

Der Isabella war inzwischen unbekannt, ob ihr geliebtester Ramiro ihren Schmerz mit ihr theilete: ihr Vater hatte derselben die Ursache des Misvergnügens wider denselben nicht eröffnet; daher wußte sie nicht, was zu der Feindschaft zwoer Personen,

die

die ihr beyde lieb waren, Gelegenheit gegeben haben möchte: und da sie ihren Liebhaber nicht sprechen konnte, entschloß sie sich, ihm zu schreiben. Sie vermeldete ihm den erhaltenen Befehl, ihn nie wieder zu sehen; und gab ihm einen völligen Abriß von dem abscheulichen Zustande, in welchem sie sich befand. Der Bediente, der ihren Brief forttrug, überbrachte ihr auch die Antwort. Aus diesem Briefe ersahe sie erst den ganzen Umfang ihres Unglückes. Don Ramiro ermahnete sie, nicht von ihm abzulassen: er beschwor sie bey der Liebe, die er zu ihr trug, seiner nicht zu vergessen; und versicherte dieselbe, daß sein Leben von ihr abhienge, und wie er solches nur so lange erhalten wolle, als sie beständig seyn würde.

Don Ramiro Schmerz vermehrete der Isabella ihren: sie suchete vergebens ein Mittel, ihr Schicksal zu ändern; allein es both sich ihrem Gemüthe nichts anderes, als trauriges und trostloses, dar. Das Kloster schien ihr noch das beste: sie hoffete in demselben weit leichter, als bey ihr zu Hause, Nachrichten von Don Ramiro zu erhalten; wenigstens war sie versichert, daß der Graf von St. Estevan, den sie als die einzige Ursache ihres Unglückes ansahe, ihr mit seiner Gegenwart nicht so oft zur Last fallen würde: ja, sie schöpfte sogar eine leichte Hoffnung, daß die Zeit die Gesinnungen ihres Vaters würde verändern können. So heftig der Verdruß auch seyn mag, so bleibt doch noch immer ein geringer Schein der Hoffnung übrig, wenn die befürchteten Unglücke noch nicht eingetroffen sind. Das Gemüth und Herz, welche bey guten Umständen gar oft uneinig sind, verbinden ihre

Vortheile in schlechteren, um einander wechselsweise hülfliche Hand zu leisten.

Da Isabella entschlossen war, in ein Kloster zu geben, so glaubete sie, sie dürfe nicht erst warten, bis sie mit ihrem Vater eine verdrüßliche Unterredung gehabt hätte. Sie hatte ihr Vorhaben einer von ihren Kammerfrauen vertrauet, und als sie eine Gelegenheit gefunden, mit ihr heimlich aus dem Hause zu geben, trat sie in eine Kutsche, die ihrer wartete, und begab sich in eine Abtey, deren Aebtißinn ihre Anverwandte und innigste Freundinn war.

Wie der Marquis von Mendoza Isabellens Entweichung vernahm, lief er zu dem Könige, um sich darüber zu beklagen; nicht so wohl, seine Tochter wieder zu haben, als dem Könige zu erkennen zu geben, mit welcher Lebhaftigkeit er dem Gehorsame gegen seine Befehle ein Genüge geleistet habe. Wie er mit ihm sprach, übertrieb er die Gewalt, mit der er seine väterliche Zärtlichkeit überwunden hätte, und beschloß mit der Versicherung, er wisse zu wohl, wie er sich dessen Absichten gemäß zu bezeigen habe, als daß er jemals sich durch die Bitten seiner Tochter erweichen lassen würde. Der König schien mit der Aufführung des Marquis zufrieden: immittelst wollte derselbe doch nicht, daß man wider die Freyheit des Ortes, den Isabella gewählet hatte, etwas vornähme. „Sie wird „der Einsamkeit überdrüßig werden," sagete er zum Marquis, „und nach einiger Zeit mehreren Sachtsinn und „Gehorsam gegen Euren Willen bezeigen."

Der Marquis, erfreuet, daß er dem Könige sowohl nach Gefallen gesprochen hatte, dachte nunmehro nur an die Maaßregeln, zwischen seiner Tochter und Don Rami-

Ramiro allen Zusammenhang zu unterbrechen. Der Haß, den er wider den letzteren gefasset hatte, war noch größer worden: er stellete sich vor, er dürfte wohl die Ursache zu Isabellens Entweichung gewesen seyn, und diese neue Beleidigung machete, daß er sich mehr zu dem Grafen von St. Estevan hielt. Er ersuchete den Hof, daß man die Aebtißinn nöthigen möchte, in dem Kloster eine Frau aufzunehmen, welche ihm zugethan war, und bey Isabellen als Spion dienen sollte. Sein Ansuchen wurde ihm bewilliget, und man befahl den Nonnen noch über dieses, sie möchten zu verhindern suchen, daß zwischen Don Ramiro und Isabellen keine Briefe gewechselt würden.

Der Graf von St. Estevan war zu verliebt, als daß er über den Haß, den seine Geliebte gegen ihn bezeigete, nicht hätte empfindlich seyn sollen. Der Grund desselben war ihm auch nicht unbekannt, und ein jeder anderer würde bedacht gewesen seyn, an der Unterdrückung einer Leidenschaft zu arbeiten, die ihn nur unglücklich machen konnte; er aber war zu eitel, und von sich zu stark eingenommen, als daß er so vernünftig hätte denken sollen. Er bildete sich ein, es sey unmöglich, daß Isabella ihn nicht früh oder spät lieben sollte. Seine Geburt und sein Reichthum hatten ihm eine unerträgliche Eigenliebe beygebracht, zu der noch ein hartnäckiges, heftiges und eifersüchtiges Gemüth hinzukam. Er ließ Isabellen zu wiederholten Malen um die Erlaubniß, sie am Gitter sehen und sprechen zu dürfen, ersuchen; sie schlug es ihm aber allezeit, und sogar auf eine wenig verbindliche Art, ab. Die Spuren des Hasses und der Verach-

tung erbitterten den Grafen. Da der Verdruß zur Liebe hinzukam, beschloß er, die Vermählung zu betreiben, und alles zur Wegräumung der ihm entgegen gestelleten Hindernisse ins Werk zu richten. Seine beleidigte Eitelkeit fand Vergnügen, die Isabella unglücklich zu machen; und er war unredlich genug, dieselbe eben so sehr aus Rache, als aus Liebe, heurathen zu wollen. Nachdem er lange genug über ein Mittel gerathschlaget hatte, wodurch er seinen Anschlag möglich ausführen könnte, so fand er außer der Entfernung des Don Ramiro von der Isabella kein besseres. So schwer dieses auch war, so hielt er es immittelst doch nicht für unmöglich. Der Zufall wollte ihm wohl, und wenige Tage darauf verschaffete ihm derselbe eine Gelegenheit, auf die er nie gehoffet haben würde.

Don Ramiro hatte, ungeachtet des Marquis von Mendoza Vorsicht, und der Wachsamkeit der in das Kloster gesetzten Frau, Mittel gefunden, an Isabellen zu schreiben, und wiederum Briefe von ihr zu erhalten; und dieser Briefwechsel hatte bereits etliche Wochen gedauert. Die Nonne, welche dabey zur Unterhändlerinn gedienet hatte, schlug der Isabella auf Anhalten des Don Ramiro vor, ihm in der Stille einen Besuch zu erlauben: und sie wußte ihr den Fortgang dieses Besuches so wohl zu versichern, und die dargegen aufsteigenden Bedenklichkeiten dergestalt zu heben, daß die von ihrem zärtlich Geliebten entfernete und gleichsam gefangene Liebhaberinn der Begierde, ihn zu sehen, Raum gab, und in den Antrag willigte. Dem zufolge wurde beschlossen, daß Don Ramiro während der Nacht über die Gartenmauern, die an einem

Orte, den man ihm bezeichnete, nicht sehr hoch waren, steigen, und hernach wiederum darüber seinen Rückweg nehmen sollte. Alles dieses wurde sowohl verabredet, daß es unmöglich schien, daß einiger unglücklicher Zufall sich ereignen könne.

Als Don Ramiro den Brief erhalten hatte, durch welchen Isabella ihm berichtete, er könne sich in dem Garten einfinden, so ermangelte er auch nicht, sich an dem verabredeten Orte einzufinden. Als er an der Mauer heraufstieg, wurde er zu seinem Unglücke von einer Person entdecket, die von zween Bedienten begleitet ward, und durch die Straße giengen, an welche der Garten stieß. Dieser Person lag zu viel daran, den zu kennen, welcher in das Kloster gestiegen war, als daß sie nicht alle Anstalt hätte vorkehren sollen, damit man ihn griffe. Sie schickete daher sogleich nach der Wache, und stellete sie dahin, wo sie schloß, daß Don Ramiro herabsteigen dürfte. Wie diese Vorkehrung getroffen worden war, ließ der Graf von St. Estevan, denn er war es selbst, den Nonnen melden, daß eine Mannsperson in dem Garten wäre.

Die währender Nacht zur Eröffnung des Klosters erforderliche Zeit verstattete dem Don Ramiro, daß er sich seiner geliebten Isabella zu Füßen legen, und ihr die zärtlichsten Sachen von der Welt vorsagen konnte: sie versicherte ihm dargegen, daß ihn nichts aus ihrem Herzen reißen sollte, und sie viellieber ihre Tage in einem Kloster zubringen, als die Gemahlinn des Grafens von St. Estevan werden wollte.

Immittelst diese beyden Verliebten einander wechselsweise Beweise ihrer Liebe gaben, und an nichts weniger, als an ein neues Unglück, dachten, welches

ihnen drohete, höreten sie einen unordentlichen Lärmen im Kloster, welches sie zum Scheiden nöthigte. Don Ramiro stieg eilends über die Mauer; kaum war er aber daran herunter gestiegen, so fielen die Leute, die zu seiner Ergreifung dahin gestellet waren, über ihn her. Sie ließen ihm nicht die Zeit, daß er sich gegen sie in Vertheidigungsstand hätte setzen können, sondern nahmen ihm den Degen ab, und befahlen ihm, ihnen im Namen des Königes zu folgen; hierauf ließ ihn der Wacht habende Hauptmann ins Gefängniß führen, und einen Verbalproceß aufsetzen, den er den Tag darauf dem Generalprocurator überreichete.

Der Graf von St. Estevan, die einzige Ursache des Unglückes, welches dem Don Ramiro begegnete, kam bey diesem Rechtshandel gar nicht zum Vorscheine: er hatte die Wache durch einen Mann suchen lassen, der sich nicht zu erkennen gegeben, und derjenige, welcher den Nonnen die Nachricht gebracht, hatte eben die Vorsicht gebrauchet. Der Zufall hatte den Grafen in dem Augenblicke, in welchem Don Ramiro auf die Mauer stieg, in die Straße geführet, und die Eifersucht hatte ihn in dem Glauben, daß es kein anderer, als sein Nebenbuler, seyn könne, bestärket. Er begriff die Wichtigkeit seiner Gefangennehmung, und er sahe dessen Untergang vor Augen, da die Entweihung der Klostermauern in Spanien eine Todsünde ist. Sein Anschlag gelung ihm mehr, als zu wohl. Die Richter sprachen ihm sein Urtheil, und der Tod des unglücklichen Don Ramiro war so gut, als gewiß. Er konnte zu seiner Entschuldigung nichts anführen, und hatte die rechtsbeständige Aussage aller

Schaar-

Schaarwächter, die ihn gefänglich eingezogen, wider sich. Dieser Rechtshandel machte zu Madrit viel Bewegung. Don Ramiro wurde durchgängig geliebet, alle rechtschaffene Leute beklageten ihn, und bathen für ihn, hoffeten aber von ihren Bemühungen fast keine Wirkung.

Die betrübte Isabella war in Verzweifelung, und sahe sich als die Ursache des Todes ihres Geliebten an. „Ich veranlasse seinen Tod, sagete sie; ich führe „ihn auf die Todesbühne.“ Dieser Gedanke schlug sie ganz darnieder, sie konnte ihn nicht ausstehen, und dennoch schwebete er stets in ihrem Gemüthe; alle Augenblicke glaubete sie, den fürchterlichen Streich zu sehen, der dem Don Ramiro das Leben nahm. „O! grausames Schicksal,“ schrie sie bisweilen, „warum willst du mich zum Leben verdammen, da ich meinen Gemahl einbüße? Denn, ohngeachtet der unerbittlichen Härte meines Vaters, kann und muß ich „Don Ramiro nicht anders betrachten. Mein Herz „und meine Hand wurden ihm zu feyerlich versprochen, „als daß sie ihm etwas entziehen könnte. Erwarte „mich,“ fuhr sie fort, „warte meiner, geliebter Ramiro: ich will dich begleiten, und mich eines verhaßten Lebens entledigen.“ Schluchzen und Thränen unterbrachen alsdann ihre Klagen, und wenn sie sich ihrer Stimme bedienen konnte, so fieng sie wieder an, sich zu beklagen. Die Verzweifelung, der sie sich überließ, machete, daß man für ihr Leben besorget wurde. Der Marquis von Mendoza, ihr Vater, wurde darüber unruhig, und St. Estevan, der davon durch eine Nonne, die er auf seine Seite gebracht hatte, Nachricht bekam, sahe ein, daß Don Ramiro Tod

den Tod der Isabella nach sich ziehen würde. Er liebete sie zu sehr, als daß er sie einbüßen wollte, und beschloß, sein und seiner Freunde Ansehen zur Erhaltung des Lebens des Don Ramiro anzuwenden. Er hatte bisher in geheim so stark als möglich an dessen Untergange gearbeitet; er unterließ sein Antreiben, wollte aber doch von dem Unglücke seines Nebenbulers den Vortheil ziehen, daß er Isabellen zur Gemahlinn bekäme. Er eröffnete dem Marquis von Mendoza sein Vorhaben, und gab demselben zu verstehen, daß es nicht unmöglich seyn dürfte, des Don Ramiro Begnadigung zu erhalten, wenn Isabella denselben nur vergessen wollte. Der Marquis ließ sich die Gründe des Grafens gefallen, und versprach demselben, selbst mit seiner Tochter darüber zu reden. „Ich zweifele gar nicht," fügete er hinzu, „sie werde „sich entschließen, Sie zu heurathen, um dem Don „Ramiro das Leben zu erhalten. Nach dem Auf„sehen, welches sie seinetwegen gemachet hat, würde „sein Tod ihr zu empfindlich fallen, um demselben „nicht dadurch vorzubeugen, daß sie Ihnen ihre Hand „giebt. Vergewissern Sie sich nur der Denkungsart „des Königes, und sehen Sie zu, ob Sie des Don „Ramiro Gnade erhalten mögen." Der Graf antwortete ihm hierauf: „Ich nehme dieses über mich, „und ich bin eines guten Erfolges gewiß."

Der Marquis von Mendoza förderte sich, dem Grafen von St. Estevan Wort zu halten: er begab sich in das Kloster, und nachdem er seine Tochter, die seit dieser betrübten Begebenheit in ihrem Zimmer eingeschlossen war, hatte rufen lassen, begehrete er allein mit ihr zu reden. „Ob Eure Aufführung schon," sa-

gete

gete er zu ihr, „Euch ganz und gar meine Freundschaft „hätte entziehen sollen, und Eure thörichte Liebe mir „Schande machet, so kann ich mich dem ohnerachtet „nicht entschließen, Euch ewig unglücklich zu sehen. „Eure übergroße Betrübniß geht mir zu Herzen; und „ich will, wenn es möglich ist, derselben ein Ende ma„chen. Ihr seyd um des Don Ramiro Leben be„kümmert, und Ihr werfet Euch vor, daß Ihr Gelegen„heit zu dem Todesurtheile gegeben habet, dem er sich „nächstens unterwerfen soll; es hängt bloß von Euch „ab, ihm nicht allein das Leben zu erhalten, sondern „ihm annoch die Freyheit wieder zu verschaffen."

„Ey! mein Vater," schrie Isabella, „wenn Don „Ramiro nicht stirbt, so bin ich mehr als zu glücklich. „Wie! ich sollte so beglückt seyn, ihn dem unglückli„chen Schicksale, welches auf ihn wartet, zu ent„reißen? Was! ich sollte ihm das Leben erhalten kön„nen, welches mein Unverstand ihm raubete? Ich „sollte ihm nebst dem Leben annoch die Freyheit wie„der verschaffen können? Reden Sie, liebster Vater, „alles von der Welt will ich thun: soll ich mich be„ständig in das härteste Gefängniß einsperren lassen, „soll ich die empfindlichsten Qualen leiden; kurz, soll „ich an seiner Statt sterben? Es ist mir alles gleich, „alles gefällt mir, alles dünket mir sanft, wenn ich da„durch nur dem Unglücke ein Ende mache, daran ich „selbst Schuld bin." Der Marquis von Mendoza erwiederte: „Ihr brauchet nicht zu solchen gewaltsa„men Mitteln zu schreiten: ein Wort reichet hin, so „rettet Ihr den Don Ramiro; ein bloßes Ja zieht „ihn aus dem Gefängnisse. Der Graf von St. Este„van verlanget, Euer Gemahl zu werden, der König

„unterstützet sein Verlangen; williget darein, so ist „Don Ramiro frey.“

„Wenn dieß das einzige Mittel zur Lebensrettung „des Don Ramiro ist, so will ich lieber mit ihm zu„gleich sterben,“ sagete die in Thränen zerfließende Isabella: „er liebet mich zu sehr, als daß er es sich „gefallen lassen sollte, unter so einer harten Bedingung „zu leben; und er würde den Tod bedauern, den ich „ihm vermieden hätte. O! mein Vater,“ fuhr sie fort, und fiel ihm zu Füßen, „ich beschwöre Sie bey „den Knien, die ich umfasse, bey der Liebe, die Sie „zu mir getragen haben, und bey der zärtlichen Ehr„furcht, die ich beständig gegen Sie äußern werde, er„barmen Sie sich einer unglücklichen Tochter; lassen „Sie sich durch ihre Thränen erweichen, die leider! „seit mehr, denn drey Monaten, mein einziger Trost „sind. Erlauben Sie mir, daß ich ferne von Don „Ramiro und dem Grafen ein Leben endigen möge, „das mir zur Last gereichet. Sie verlangen, ich soll „eine Liebe vertilgen, zu deren Entstehung Sie selbst „Anlaß gegeben haben: kann ich Ihnen nicht gehor„chen, kann des Don Ramiro Bild nicht aus mei„nem Herzen ausgewischet werden, so will ich wenig„stens Ihnen zum Vergnügen so handeln, als wenn „ich einen Gegenstand, der Ihnen hat misfallen kön„nen, nicht mehr liebete; Don Ramiro mag in der „Welt leben, und ich will die Welt meiden, wo ich so „unglücklich gewesen bin, und in ein Kloster gehen. „Sie antworten mir nicht, Herr Vater? Was habe „ich denn gethan, die Härte zu verdienen, mit der Sie „mir begegnen?“

„Der Marquis hob die Isabella, die immer noch auf ihren Knien lag, auf, und antwortete: „Wenn ich „Euch keine Antwort ertheile, so geschieht es nicht aus „Zorne; sondern, weil ich Euch, so gern ich auch Eu„ren Schmerz stillen und Don Ramiro retten möch„te, nichts tröstliches zu sagen habe. Eure Hand ist „der für sein Leben ausgesetzte Preis, und nur unter „dieser Bedingung kann ihm Gnade wiederfahren: er „wird solche dem Grafen von St. Estevan zu dan„ken haben, welcher, indem er Euer Gemahl wird, es „übernimmt, dieselbe von dem Könige zu erhalten, der „sie allen, die sie bey ihm gesuchet haben, versaget hat. „Es ist hohe Zeit damit; und vielleicht wird es für „den Don Ramiro zu spät seyn, wenn Ihr „Euch später dazu entschließet. Man will ihm mor„gen sein Urtheil sprechen, und sollte es einmal ge„sprochen seyn, so wird die Verhinderung von dessen „Vollziehung unmöglich. Ist er Euch so lieb, wie „Ihr saget, so eilet mit der Erhaltung seines Lebens.“

„Ob er mir lieb sey,“ erwiederte Isabella, großer „Gott! können Sie daran zweifeln? Haben Sie sich „es nicht stark genug angelegen seyn lassen, damit er „mir lieb sey? Sie haben mir, von meiner zartesten „Jugend an, den abscheulichen Abgrund gegraben, in „den Sie mich gegenwärtig stürzen. Ich bin ent„schlossen zum Tode, weil es seyn soll und muß; ja, „ich will sterben, und Don Ramiro soll mir ins Grab „folgen. Er liebet mich zu sehr, als daß er es mir „übel nehmen sollte, wenn ich ihm ein Leben nicht er„halten habe, welches er nicht mehr mit mir durchle„ben könnte.“

„Wohl!“

„Wohl!“ erwiederte der Marquis mit Bitterkeit, „Eure Halsstarrigkeit soll die Wirkung haben, die sie „verdienet, und weil Ihr wollet, daß Don Ramiro „sterbe, so soll euch gewillfahret werden. Ich selbst „will seinen Tod beschleunigen helfen, und wegen des „Schimpfes, den er mir erwiesen, und wegen der im„merwährenden Schande, die er auf Euch gebracht „hat, um Gerechtigkeit bitten. Ich werde den Non„nen beytreten, die ihn gerichtlich verfolgen, und alle „diejenigen aufmuntern, welche seinen Untergang ver„langen.“ Wie der Marquis diese Worte gesprochen hatte, wollte er sich wegbegeben; Isabella aber redete noch mit schwacher und fast sterbender Stimme, wie folget, zu ihm: „Halten Sie, Herr Vater, warten „Sie; man muß dem Don Ramiro das Leben ret„ten. Nein, ich kann nicht zugeben, daß er sterbe. „Ich hatte mir das fürchterliche Schrecken nicht vor„gestellet, wovon ich den Augenblick, als Sie mich ver„lassen wollten, überfallen worden bin. Alles Unglück, „welches mich treffen kann, wird nie der Verzweife„lung gleich kommen, in welche mich der Gedanke an „die Annäherung des Todes des Don Ramiro ge„stürzet hat. Was würde sein Tod selbst nicht thun? „Erhaltet ihm das Leben, und ich will gehorchen.“ Hier fiel Isabella in Ohnmacht. Der Marquis rufete Leute zu ihrer Hülfe; und nach vieler angewendeten Mühe, brachte man sie wieder zu sich. Sobald sie ihr Bewußtseyn wiederbekommen hatte, bath sie, daß man sie in ihre Kammer trüge.

Der über seiner Tochter Versprechen zufriedene Marquis ließ deren Ohnmacht sich nicht viel anfechten: er sahe sie nicht für gefährlich an, sondern hielt solche

mehr für die letztere Aufwallung einer Leidenschaft, welche die Ehe des Grafen von St. Estevan, dem er die Nachricht von der Einwilligung seiner Tochter bringen wollte, vollends vertilgen würde. Der Graf war über den glücklichen Erfolg seines Anschlages sehr zufrieden, und machete seine Freunde bey Hofe alle rege; der König bewilligte auch die Gnade des Don Ramiro: St. Estevan wollte seine Ehe noch vor deren Ausfertigung schließen; und die unglückliche Isabella nahm des Don Ramiro Todfeind, den sie für dessen Befreyer hielt, zum Gemahle. Der Dienst, den, wie sie sich vorstellete, der Graf dem Don Ramiro erwiesen hatte, machete ihr denselben weniger verhaßt, und die Ehre machete sie schlüßig, alles zu thun, was in ihrem Vermögen stehen würde, eine Leidenschaft zu ersticken, die sie seit ihrer Vermählung für straffällig hielt; über dieses setzete sie sich noch vor, alle Mittel zu suchen, einen Mann zu lieben, den sie nur aus Zwang genommen hatte.

Don Ramiro bekam in seinem Gefängnisse nicht die geringste Nachricht: den traurigsten Gedanken überlassen, war ihm Isabellens Schicksal unbekannt. Seit dem Tage seiner Einsetzung hatte er niemanden, als die Richter gesehen, denen dessen Verhör aufgetragen worden war. Er wußte, was die Gesetze für eine Strafe auf ein Verbrechen gesetzet, dessen er sich schuldig gemachet; und die Härte, mit welcher man gegen ihn verfuhre, bewies ihm, daß er sich der strengsten Gerechtigkeit zu versehen hätte. Das Schicksal, welches er gewärtigte, rührete ihn indessen weniger, als der Zustand, in welchem, wie er sich vorstellete, die Isabella sich befinden würde. Seine Einbildungs-

bildungskraft zeigete sie ihm, wie sie dem Zorne ihres Vaters, der verachtungsvollen Erbitterung der Nonnen, und den Verfolgungen des Grafens von St. Estevan ausgesetzet war. Dergleichen betrübte Gedanken quäleten ihn: er wünschete, seine Richter möchten dessen Tod beschleunigen: und er hoffete nur noch auf diesen einzigen Trost, als man ihm die Gnade ankündigte, die der König ihm wiederfahren lassen. Diese Nachricht wirkete so stark auf ihn, daß er im Anfange ganz unempfindlich darüber schien. Wenn das Gemüth plötzlich aus einer übermäßigen Traurigkeit in eine große Freude versetzet wird, so bedarf man zu seiner Erholung und Besinnung einige Zeit: die heftige Unruhe, in der die Seele sich befindet, erlaubet ihr nicht, daß sie über ihre Bewegungen gebiethen könne, und hält sie, so zu sagen, gleichsam in sich selbst eingeschlossen. Einige Augenblicke nach der Anmeldung dieser Nachricht zeigete Don Ramiro erst, wie gefühlvoll er darüber war. Weil sein Schicksal sich so stark verändert hatte, schloß er, der Isabella ihres könne so unglücklich eben auch nicht seyn; und dieser Gedanke vermehrete seine Freude, daß er ausrief: „Ich werde also die anbethenswürdige Isabella doch „noch wieder sehen. Es wird mir vergönnet werden, „zu ihren Füßen zu sterben, und die Leiden zu büßen, „die ich ihr verursachet habe.“ Die Person, welche dem Don Ramiro seine Begnadigung gemeldet hatte, antwortete hierauf: „Ich rathe Ihnen, die Gegen„wart der Isabella künftig zu vermeiden; denn sie „würde ihr Unglück nur vergrößern. Fliehen Sie „und vergessen Sie dieselbe, wenn es möglich ist: alles „verpflichtet Sie zu dieser Selbstüberwindung; und

„der

„der Verdruß, den sie Ihnen bereits verursachet hat,
„sollte machen, daß Sie sich für dem zukünftigen hü-
„teten.“

„Nein, nein,“ sagete Don Ramiro, indem er dem, der mit ihm sprach, hastig in die Rede fiel, „ich achte „mein Leben nur darum noch, daß ich Isabellen se- „hen, lieben und anbeten kann. Sollte ich derselben ent- „sagen, so würde die mir ertheilete Gnade eine grau- „same Marter für mich seyn.“

„Allein, welche Hoffnung können Sie noch haben,“ erwiederte die Person? „und zumal, da sie verheu- „rathet ist?“

„Sie ist verheurathet,“ schrie Don Ramiro? „Ach! so muß ich denn sterben.“ Der Schmerz un- terbrach das Sprechen, und er stund still, tief gebeu- get unter der Last seines Unglückes: seine Augen wa- ren weit offen und starr, die Todesbläße hatte sich über seine Gesichtsfarbe hingezogen, seine Seele schien zum Abzuge bereit, und hatte mit dem Körper keine Verbindung mehr: die verschiedenen Bewegungen der Freude und Traurigkeit, von der sie nach und nach be- unruhiget worden war, hatte sie, so zu sagen, fühllos gemachet; und es schien, als hätten die erhaltenen verschiedenen jähen Eindrücke deren Schwungfedern zersprenget.

In diesem Zustande brachte Don Ramiro beynahe eine Viertheilstunde zu; als der Schmerz aber die Seele endlich wieder zu sich gebracht hatte, trat die Wuth gar bald an die Stelle der Kraftlosigkeit. „Was!“ sagete er, „die Isabella hat mich hinter- „gangen! die Isabella, deren Herz stets voll von „Empfindungen schien, verläßt mich! Sie heurathet

„mei-

„meinen Nebenbuler! In welch einer Zeit, in wel-
„chen Umständen? Indem mich die zu ihr tragende
„Liebe zum Tode führet, und es an dem war, daß ich
„den strengesten Ausspruch der Gesetze leiden sollte.
„Nein, nach einer so häßlichen Betrügerey wird mir
„das Tageslicht unerträglich. Ich will an mir bey-
„des, das Vergehen der Isabella und das meinige,
„indem ich eine Person liebete, die es so wenig ver-
„dienete, bestrafen. Warum schenket man mir ein
„Leben, welches ich gezwungen bin, mir selbst zu neh-
„men? Ohnstreitig aus der Ursache, damit meine
„Feinde eine feinere Grausamkeit an mir ausübeten.
„Sie zwingen mich zu leben, damit sie allen Nutzen
„aus meinem Unglücke ziehen, und ich ihnen zum Zeu-
„gen ihres Triumphes dienen möge. Isabella selbst
„ist zu meinen Todfeinden übergetreten; sie will ihren
„Wohlgefallen an meiner Verzweifelung haben. Ach!
„Grausame, Eure Erwartung soll Euch fehlschlagen;
„Ihr sollt das Leidwesen eines Liebhabers, den Ihr in
„Verzweifelung gestürzet habet, nicht mehr sehen.“

Die Person, welche Don Ramiro die Vermählung der Isabella hinterbracht, und geglaubet hatte, diese Nachricht würde von ganz anderer Wirkung seyn, wollte versuchen, den Verdruß zu mindern, den sie ihm verursachete, indem sie die Isabella zu rechtfertigen suchete: sie wußte, daß dieses liebenswürdige Mägdchen nur wegen der Erhaltung des Lebens des Don Ramiro, den Grafen zu heurathen, eingewilliget hatte; sie meldete ihm daher alles, was seine unglückliche Liebste gelitten hatte, ausführlich, und überzeugete ihn von der Nothwendigkeit, in welcher sie sich befunden hätte, ihre

Hand

Hand dem Grafen von St. Estevan seiner Errettung wegen zu geben.

Don Ramiro hörete die umständliche Erzählung des Unglückes seiner geliebten Isabella mit tiefem Stillschweigen an; und seine Wuth verminderte sich zusehend. Ein jedes Liebeszeichen von seiner Geliebten brachte in seinem Herzen die Wirkung hervor, die die Vernunft in einem minder bewegten Gemüthe erzeuget. Da endlich die Liebe zur Isabella sich neuer Dinge seines ganzen Gemüthes bemächtiget, brach er in diese schmerzvollen Worte aus. „Ach! warum hat sie mich so „sehr geliebet, oder, warum hat sie mich nicht vielmehr „sterben lassen? Was soll ich mit einem Leben anfangen, das mir verhaßt ist?“

Des Don Ramiro Klagen wurden von dessen Richtern unterbrochen, die ihm meldeten, er könne das Gefängniß verlassen. Er war so betrübt, daß er ihnen keine Antwort gab, sondern ihnen träumend folgete: am Fuße des Thurmes, in welchem er gesessen hatte, fand er eine Kutsche, die ihn nach Hause brachte; und kaum war er da angekommen, so schrieb er nachstehenden Brief an die Isabella:

Schreiben.

„Das Verhängniß, welches mich verfolget, entreißt „mich dem Tode, damit ich ein Zeuge Ihrer Unbe„ständigkeit sey. Die Heftigkeit meiner Liebe ist Ih„nen zu bekannt, als daß Sie nicht spüren sollten, „wie groß meine Verzweifelung seyn müsse; und Sie „müssen den Schmerz, der mich drücket, leichter be„greifen können, als ich Ihnen denselben auszudrücken „vermag. Ich verliere sie auf immer: Sie sind in

„der Gewalt meines Nebenbulers, und haben mit „Ihrer Einwilligung ihm die Treue angelobet, die Sie „mir versprochen hatten. Wollen Sie zur Rechtfer„tigung, wegen der abscheulichen Leiden, die ich durch „Sie fühle, anführen, mein Leben wäre mit Ihrer Un„treue verbunden gewesen; warum haben Sie mich „nicht sterben lassen? Um welches Endzweckes willen „haben Sie mir mein Leben erhalten? Was soll aus „mir werden? Alles kömmt mir abscheulich für, und „mich selbst kann ich nicht leiden. Haben Sie noch „das geringste Mitleiden gegen den allerunglückselig„sten Menschen, so erlauben Sie mir, daß ich Sie se„hen möge, und gönnen Sie mir das Vergnügen, zu „Ihren Füßen zu sterben.“

Dieser Brief erneuerte der Isabella Jammer, und sie benetzete denselben eine geraume Zeit mit ihren Thränen: immittelst stund sie an, ob sie darauf antworten sollte; bis endlich die Liebe den Wohlstand überwältigte. „Ich kann,“ sagete sie, „einen Menschen, den „ich allein unglücklich gemachet habe, ja wohl aus der „Verzweifelung reißen, ohne die meinem Gemahle schul„dige Pflicht im geringsten zu verletzen: ich bin über „dieses verbunden, dem Don Ramiro zu antworten, „wenn ich es auch bloß in der Absicht thäte, ihn zu „ersuchen, daß er künftig nicht mehr an mich schreibe. „Mag auch wohl die strengeste Tugend durch eine „Handlung verletzet werden, die ich bloß darum unter„nehme, alles von mir zu entfernen, was mich an einen „Liebhaber, den ich vergessen will, erinnern könnte?“ Isabella war vergnüget, daß sie einen scheinbaren Vorwand gefunden hatte, ihrer Neigung zu folgen. Der

Verstand kömmt dem Herzen immer zu Hülfe, und läßt es bey ähnlichen Fällen, wie der Isabellen ihrer war, nie an Entschuldigungen und Gründen fehlen. Sie antwortete dem Don Ramiro aber in nachstehenden Ausdrücken.

Antwortsschreiben.

„Ich mag mich über Dero Vorwürfe nicht beschwe„ren: Sie sind zu unglücklich, das weis und empfinde »ich; beschuldigen Sie mich also der Unbeständigkeit, »des Leichtsinnes, verdammen Sie immerhin meine „Aufführung: ich will alles, was der Schmerz Sie „zu sagen zwingt, ohne Murren vertragen; machen „Sie mir aber nur daraus wenigstens kein Verbre„chen, daß ich mich wegen der Erhaltung Ihres Le„bens aufgeopfert habe. Sie verlangen, ich hätte „Sie sterben lassen sollen: konnten Sie aber, da Ih„nen meine Liebe bewußt war, denken, daß mir dieses „möglich seyn würde? Die Verzweifelung, eines an„deren als Ihre Gemahlinn zu werden, hat mir eine „Zeitlang eingegeben, Sie der Strenge der Gesetze zu „überlassen; allein, wie bald verschwand nicht dieser „Entschluß, als ich Ihres Verderbens versichert war! „Sollte ich dasjenige, was ich bereits gethan habe, »noch einmal thun, so geschähe es annoch: und so „groß das Leiden auch ist, welches ich erdulde; so „scheint mir dasselbe doch darum erträglich, weil ich »demselben Ihr Leben zu verdanken habe. Lieben Sie »mich noch, so erhalten Sie dasselbe; ich verlange es, „ich gebiethe es Ihnen, und Ihr Ungehorsam soll mir „ein Kennzeichen Ihres Hasses seyn. Ich unterstehe »mich nicht, Ihnen zu sagen, daß von Ihrem Leben

„das meinige abhänge: diese Sprache ist mir anjetzo „nicht mehr erlaubet; Sie können sich aber alles das „selbst sagen, was ich Ihnen nur zu verstehen geben „darf. Eben der Wohlstand, der mir das Still„schweigen auferleget, verbiethet mir auch, Sie zu se„hen. Daß ich Ihnen die Gefälligkeit abschlagen „muß, um die Sie mich ersuchen, das fällt mir eben „so schwer, wie Ihnen. Meine Liebe presset mir wi„der meinen Willen dieses Geständniß ab; ich erröthe „darüber, und bestrafe mich dadurch, daß ich meinen „Brief schließe. Leben Sie wohl!“

Durch das Lesen dieses Briefes wurde des Don Ramiro Gram vermehret: er sahe, daß er gleich stark und unverbrüchlich geliebet wurde: er empfand die Größe des Opfers der Isabella, sein Leben zu erretten; und dennoch war er gezwungen, eben diese Isabella zu fliehen. Der Tod, welcher ihm das einzige Mittel wider alle seine Feinde schien, war ihm versaget: er mußte entweder leben, oder der Isabella empfindlich misfällig werden, und sie selbst vielleicht mit unter die Erde ziehen. In dieser traurigen Stellung erwählete sich Don Ramiro, von seiner Schwermuth das Ende seines Unglückes zu erwarten; und er glaubete, sie würde seinem unglücklichen Leben bald ein Ende machen. Er gab sich ganz der Traurigkeit Preis, er verließ die Welt, und hielt sich in seiner Wohnung eingeschlossen: Seufzer und Thränen waren seine Nahrung; und sein einziger Trost bittere Klagen über die Strenge des widrigen Glückes.

In diesem Zustande lebete Don Ramiro bereits länger denn drey Monate, als ein ihm unbekannter

Mensch

Mensch denselben zu sprechen begehrete. „Gnädiger „Herr," redete ihn dieser an, „ich komme, Ihnen ein „Geheimniß zu entdecken, woran Ihnen gelegen seyn „muß. Ich bin bey dem Grafen von St. Estevan „verschiedene Jahre gewesen, und habe denselben nur „vor einem Monate verlassen. Sein hartes Bezei„gen nöthigte mich, meinen Abschied von demselben zu „fordern. Er ist dadurch höchst aufgebracht wor„den, weil er von mir glaubete, ich sey im Stande, „viele Dinge zu offenbaren, die ihm keine Ehre brin„gen, und unter anderen verschiedene, die Sie ange„hen. Als er gesehen, daß er mich unmöglich bewe„gen konnte, ferner bey ihm zu bleiben; so hat er sich „verstellet, und mir meinen Abschied bewilliget: seit „zwey Tagen aber hat er mich durch einen seiner Be„dienten, meinen ehemaligen Gesellschafter, der mir „von seinem Vorhaben Nachricht gegeben, ermorden „lassen wollen. Vorjetzo will ich mich aus Madrit „wegmachen, denn ich würde dem Zorne des Grafen, „es sey über kurz oder über lang, doch nicht entgehen. „Was ihn zu meinem Verderben anreizet, ist die Furcht, „ich möchte Ihnen eröffnen, daß er es gewesen sey, der „Sie in das Kloster hat steigen sehen. Mich schickete „er ab, den Nonnen Nachricht davon zu geben, und er „selbst stellete die Häscher um die Mauern, die Sie „gefangen nahmen. Von der Zeit an verfolgete er „Sie beständig, und als Sie im Gefängnisse saßen, „habe ich ihn oft des Nachts zu verschiedenen Ihrer „Richter, die seine Freunde waren, und bey denen er „um Ihren Untergang anhielt, begleitet. Es ist wahr, „daß er an Ihrer Begnadigung Antheil hatte, als „Ihre Liebste in die Vermählung mit ihm eingewilli-

„get. Ich hoffe, Sie werden das Geheimniß so lange „bey sich behalten, bis ich aus Madrit bin; wüßte „der Graf, der immer besorget, seine Gemahlinn möchte „Wind davon bekommen, daß ich Ihnen seine Auffüh„rung hinterbracht hätte, so würde mich nichts für „seiner Wuth schützen."

Während dieser Bediente sprach, hatte die Wuth sich von dem Gemüthe des Don Ramiro Meister gemacht. „Ja, Verräther," schrie er, „du sollst ster„ben, und ich bin nicht mehr so unglücklich, als ich es „dachte, weil es mir von nun an erlaubet ist, den Ur„heber alles meines Unglückes zu strafen. Deine „Betrügerey soll den Lohn haben, den sie verdienet; „und ich will dir mit dem Leben zugleich die Isabella „nehmen, die du mir entführet hast."

Don Ramiro säumete nicht, die Drohungen auszuführen. Er that noch einige Fragen an den Bedienten, um dasjenige umständlich zu wissen, woran ihm gelegen war; hernach schenkete er ihm funfzig Thaler und ließ ihn gehen. Nun war er ungewiß, ob er sich mit seinem nichtswürdigen Nebenbuler vorher schlagen sollte, ehe er der Isabella von der Verrätherey, die er an ihm ausgeübet, Nachricht gegeben hätte, oder ob er ihr dieses meldete. Er besorgete, Isabella möchte einen Haß auf ihn werfen, wenn er dem Grafen zu Leibe gienge, ohne daß sie die Ursache davon wisse. Auf der anderen Seite war er überzeuget, sie würde ihm, ohngeachtet der ihr eröffneten Verrätherey, dennoch unter Bedrohung ihres Hasses verbiethen, sich mit ihrem Gemahle zu schlagen. Endlich nahm er sich vor, der Isabella die völlige Abscheulichkeit des Herzens ihres Ehemannes zu erken-

nen zu geben, und auf ihre Befehle, dessen Beleidigung zu vergessen, nicht im geringsten zu achten. „Nichts kann mich hindern," sagete er, „mich an dem „Grafen zu rächen, sollte ich auch gleich von der Isa„bella gehasset werden: es ist also besser, wenn sie „alle gerechten Gründe meines Hasses weis, als wenn „sie ihr unbekannt wären." Wie Don Ramiro diese Wahl getroffen hatte, schrieb er zwey Briefe; einen an die Isabella, in welchem er ihr das meldete, was ihr Eheherr begangen hatte: und den zweyten an den Grafen, der folgendergestalt abgefasset war:

Schreiben.

„Da ich keinesweges zweifele, Eure Ehre werde Euch „so werth seyn, daß Ihr vorzüglich Euch mit einem „Manne schlagen werdet, den Ihr grausam beleidiget „habt, als daß Ihr eben den Menschen nöthigen soll„tet, Euch allenthalben, wo er Euch finden wird, mit „Stockschlägen zu begegnen; so erwarte ich Euch nach „zwey Stunden auf dem Wege hinter der Mauer des „Karthäusergartens. Dieß ist ein einsamer und von „der Stadt entferneter Platz, auf welchem wir allein, „und ohne Bedienten, einen Streit ausmachen wollen, „der sich nur durch den Tod des einen oder des ande„ren beylegen läßt. Wenn Ihr Euch daselbst nicht „einfinden solltet, werde ich Eure Feigherzigkeit noch „diesen Abend bey Hofe und in der Stadt kund thun, „auch einem jeden Euch so zu erkennen lehren, wie ich „wünschete, daß Ihr bekannt seyn möchtet."

So schimpflich dieser Brief auch abgefaßt war, so gelinde und bescheiden schien er dem Don Ramiro,

der da besorgete, er könne nicht genug harte Ausdrücke finden, den Grafen zu reizen, und ihn zum Schlagen zu bewegen. Er übergab diesen Brief einem von seinen Leuten, mit dem Befehle, ihn dem Grafen einzuhändigen, wenn Isabella nicht zu Hause seyn würde; und den zweyten an sie, stellete er eben dem Bedienten zu, um ihr solchen zu überreichen, wenn der Graf bereits wegseyn würde. Der Zufall wollte Don Ramiro wohl: Isabella war zu ihrer Schwester, der Marquisinn, del Prado gegangen, als der Bediente dem Grafen den Brief brachte. Dieser wurde darüber äußerst aufgebracht, und ob er gleich weniger tapfer, als wild war, so erhitzten ihn die Eitelkeit und der Zorn in dem Augenblicke so sehr, daß er sich, ohne der Isabella Zurückkunft zu erwarten, ganz allein nach dem angezeigeten Orte begab; wo er den Don Ramiro, welcher nicht geglaubet hatte, daß sein Nebenbuler so pünctlich da seyn würde, fast eine halbe Stunde erwartete. Die beyden Feinde sprachen nicht mit einander; sondern, sobald sie einander erreichen konnten, zogen sie den Degen, und schlugen sich mit gräulichem Grimme. Ein jeder hatte bereits verschiedene Wunden bekommen; die Wuth aber, mit der sie sich schlugen, verhinderte sie, den Verlust ihres Blutes zu bemerken. Don Ramiro wurde über den starken Widerstand seines Nebenbulers, den er eben so sehr verachtete, als er ihn hassete, ungeduldig, und wollte ein Gefechte, das zu lange dauerte, mit einem Stoße endigen: er lief also mit aller Gewalt auf den Grafen ein, und durchstieß ihm die Brust: er empfieng dagegen aber einen Stoß in den Unterleib, der nicht minder gefährlich war. Diese beyden

Stiche

Stiche setzeten die beyden Feinde zu gleicher Zeit außer Gefecht. Der Verlust ihres Blutes war so beträchtlich, daß sie sich nicht erhalten konnten; und sie fielen beyde nieder, als eine Kutsche auf sie zugefahren kam. Der Kutscher mochte, wie er die Schlagenden erblicket hatte, seine Pferde so sehr antreiben, als er wollte, so konnte er doch nicht eher herankommen, als sie beyderseits auf die Erde gesunken in ihrem Blute schwommen.

Das war der Isabella Wagen: sie hatte sich, so wie sie des Don Ramiro Schreiben erhalten, nach Hause verfüget, und wie sie da vernommen, daß ihr Gemahl allein ausgegangen wäre, hatte sie nicht mehr gezweifelt, er würde den Zweykampf angetreten haben. In ihrer Unordnung war sie in des Grafen Zimmer gegangen, und hatte auf seiner Tafel einen Brief erblicket, der ihr von des Don Ramiro Hand zu seyn schien; das war der, den er an seinen Nebenbuler geschrieben hatte. Mehr brauchete Isabella nicht, den Ort zu wissen, wohin sie zu eilen hätte: und sie kam dahin, um eine Zeuginn des grausamsten und empfindlichsten Anblickes zu seyn. Als sie aus dem Wagen sprang, eilete sie ihrem Gemahle zu, der fast alles Bewußtseyn verloren hatte, und so schwach war, daß er nicht mit ihr reden konnte. Don Ramiro befand sich in einem nicht weniger gefährlichen Zustande. Isabella wendete die Augen von Zeit zu Zeit nach ihm zu: die Pflicht nöthigte sie, ihrem Manne beyzustehen; die Liebe aber rufete sie zu ihrem Liebhaber. Ihre Sorgfalt betraf den Grafen, und ihre Wünsche den Don Ramiro: indem sie das Blut, welches aus ihres Gemahles Wunden floß, zu stillen

suchete, vergoß sie häufige Thränen über das Blut, welches Don Ramiro ohne Aufhören verlor. Was der Isabella Schmerz vermehrete, war, daß sie ihren Liebhaber in dem Zustande, worinnen er sich befand, gezwungen lassen mußte. Sie empfand es gar wohl, daß sie ihren Eheherrn sogleich nach der Stadt hätte bringen sollen; alsdann aber würde Don Ramiro ohne Hülfe geblieben seyn: die Liebe aber siegete über den Wohlstand. Sie wartete, bis der Bediente, den sie zu den Karthäusern abgeschicket hatte, dieser Mönche Bedienten brächte, die den Don Ramiro nach dem Kloster schaffeten. Der Graf hatte, so schwach er war, Ueberlegung genug, die Gründe einzusehen, um welcher willen sie die Rückkehre nach Madrit verzögerte: die Eifersucht machete ihm dieselben so häßlich, daß seine Schwäche ihn nur hinderte, mit den bittersten Vorwürfen gegen die Isabella loszubrechen. Der unglückliche Don Ramiro erkannte die Verbindlichkeit, die er seiner Geliebten schuldig war; und wie er von zweenen Männern bey ihr vorbey getragen wurde, sagete er mit leiser Stimme zu ihr: „Mada„me, es ist mir angenehm, daß ich sterbend die Reize „habe betrachten können, deren ich mich noch nach „dem Tode erinnern werde. Legen Sie mir den Ver„druß, den Sie anjetzo haben, nicht zur Last! Ich „habe alles von meinem Nebenbuler erlitten, so lange „ich geglaubet, er hätte die Treulosigkeit mit dem „Schutze nicht verbunden; ich würde aber der aller„nichtswürdigste Mensch gewesen seyn, wenn ich die „mir erwiesene Beleidigung nicht gerächet hätte.“

Ob Don Ramiro gleich sehr sachte gesprochen, und Isabella ihm nichts geantwortet hätte, so ver-

dachte

dachte doch der Graf sie beyde wegen eines Verständnisses unter sich: diese Einbildung setzete sich durch die Ueberlegung noch fester bey ihm, so, daß er in den ersten Tagen seiner Krankheit mit keinem andern Gedanken beschäfftiget war. Sein Zweykampf blieb dem Hofe nicht verborgen; da aber weder seine, noch des Don Ramiro Wunden tödtlich waren, so bekümmerten sich die Richter nicht im geringsten über dessen Ursachen.

Sobald der Graf von St. Estevan so viel Kraft hatte, daß er Isabellen seinen Verdruß äußern konnte, that er es mit aller möglichen Bitterkeit in folgenden Ausdrücken: „Madame, ich hatte geglaubet, Ehre „und Pflicht würden Macht genug über Sie haben, „Sie von der Verrätherey abzuhalten, durch die Sie „Ihren Gemahl Ihrem Liebhaber aufopfern wollen. „Ich wollte, wenn es möglich wäre, an meiner „Schande zweifeln; sie ist aber mehr als zu wahr, „und ich habe überzeugende Beweise von Ihrer Un„treue. Fürchten Sie meinen gerechten Zorn; seine „Wirkungen werden der Größe des mir erwiesenen „Schimpfes angemessen seyn.“

„Ich hätte nicht geglaubet,“ erwiederte Isabella trotzig, „daß meine mir gegebenen Bemühungen auf „solche Art bezahlet werden sollten. Ich vergebe der „Unruhe, die Ihnen Ihre Wunden verursachen, die „Reden, die mich so sehr beleidigen, daß ich solches „nicht ausdrücken kann. Sprechen Sie ins Künftige „nicht mehr auf diese Art mit mir, ich bitte Sie; „sonst, wenn es wieder geschehen sollte, würde ich „solche Maaßregeln nehmen, daß ich dergleichen gar „nicht mehr hören darf.“

Isa-

Isabellens Antwort erbitterte ihren Gemahl noch mehr: er meynete, es stäcke darinnen eine Drohung, daß sie ihn verlassen wollte; und hielt diese für einen Vorwand, damit sie den Don Ramiro freyer sehen könne. Die Eifersucht zieht sich alles an; die unschuldigsten Handlungen scheinen derselben verdächtig, und die kläresten Ausdrücke dünken ihr geheimnißvoll. Der Graf erwiederte hitzig: „Ich werde die Ausführung Ihres ausgedachten Plans wohl zu verhindern, „und Sie dahin zu bringen wissen, wozu ich will. „Sie werden es vergeblich versuchen, sich meiner durch „Ihren unwürdigen Liebhaber zu entledigen. Sie „sehen, daß Ihre Anschläge übel gelingen, und er in „dem Zweykampfe eben so viele Gefahr, wie ich, gelaufen hat."

„Wovon sprechen Sie?" fragete Isabella. „Ich „verstehe von Ihren Reden auch nicht ein Wort; und „wäre es an dem, daß Sie denken könnten, ich hätte „an Ihrem Gefechte einigen Antheil gehabt, so wären „Sie der nichtswürdigste Sterbliche."

„Ja, Sie sind es," antwortete der wuthvolle Graf; „Sie haben Don Ramiro beweget, mich anzugreifen: ich habe Ihre Verlegenheit bemerket, als er „verwundet war; Sie dachten mehr an die Gefahr, „in der Sie ihn sahen, als an die Erhaltung meines „Lebens. Er konnte es nicht über sein Herz bringen, „Ihnen den Erweis seiner Erkenntlichkeit in meiner „Gegenwart schuldig zu bleiben; und ich habe gar „wohl gesehen, wie er Ihnen dankete. Meine Augen, „die sich bald auf immer schließen wollten, sahen meine „und Ihre Schande. Warum hatte ich damals „nicht so viele Kräfte, Ihren Liebhaber vollends nie-

„der-

„derzustoßen, und Ihnen nach ihm den Dolch durchs „Herz zu jagen!“

„Ich höre die Vorwürfe, die Sie mir machen,“ sagete Isabella mit einer verächtlichen Mine: „ich finde „dieselben Ihnen so anständig, als sie mir unanständig sind. Ich habe mich in Absicht auf Sie nie „geirret, und Sie sind wirklich der, für den ich Sie „beständig gehalten habe. Sie dürfen keine Rechtfertigung von mir gewärtigen, ich werde mich nie so „weit wegwerfen. Ich würde mich schämen, wenn „ich so niederträchtig gefällig wäre, mich in eine Rechtfertigung einzulassen, deren ich nicht achte. Meine „Tugend ist für der schändlichsten Verläumdung sicher; „ich fürchte sogar des Mannes seine nicht, mit welchem das unbarmherzige Glück mich hat verbinden „wollen: ich muß Ihnen aber, um meines eigenen „Vergnügens willen, dasjenige sagen, was Ihnen „vielleicht beständig verborgen geblieben seyn dürfte; „aus dem Geständnisse, das ich Ihnen ablegen will, „werden Sie abnehmen können, ob mein Herz über „Argdenklichkeiten hinweg sey. Ich liebete Don „Ramiro von meiner zartesten Kindheit an. Die „unglückliche Liebe, die Sie auf mich warfen, entzog „mir denselben auf immer. Ich gab Ihnen meine „Hand, ihm das Leben zu erhalten, und fassete von „der Zeit den Entschluß, ihn aus meinem Herzen zu „verbannen. Ich spürete, daß meine Bemühungen „vergeblich waren, und sein Bild mich wider meinen „Willen allenthalben begleitete: dem ohngeachtet „machete ich mir meine Pflicht zu einem strengen Gesetze. Ich befahl dem Don Ramiro, er sollte mich „meiden, ich lebete mit Ihnen auf das möglichstbeste,

„allek,

„alles, was Ihnen nur gefallen konnte, that ich, ja ich „wünschete sogar, Sie zu lieben. Ich hielt mir alle „Tage vor, daß ich Ihnen für des Don Ramiro Le„ben Dank schuldig wäre, ich suchete Sie liebens„würdig zu finden; kurz, ich that alles, was Ehre und „Vernunft von mir fordern konnten. Als mein Herz „sich in einem solchen gezwungenen Zustande befand, „erfahre ich, daß Sie der einzige Urheber meines und „Don Ramiro Unglückes sind: ich entdecke, daß „Sie ihn haben gefänglich einziehen lassen. Wü„therich, ungeachtet des Abscheues, den mir eine solche „grausame Handlung einflößet, komme ich doch noch „meiner Schuldigkeit nach, und meine Tugend wird „nicht zum Wanken gebracht. Durch einen Brief, „den ich auf Ihrem Tische finde, erfahre ich den Ort „des Kampfes zwischen Ihnen und Don Ramiro: „ich eile dahin, sie von einander zu trennen, und „konnte nicht geschwind genug dahin gelangen. Sie „verweisen mir, daß ich über den Zustand meines Lieb„habers einige Empfindungen geäußert habe. Es ist „gewiß, und ich mache mir eine Ehre daraus. Wes„wegen hätte ich nicht einen tugendhaften Menschen „beklagen sollen, der in der That verdienet, daß man „ihn liebe, und dessen Unglück ich veranlasset habe? „Das hatte ich Ihnen zu hinterbringen. Besorgen „Sie indessen gar nicht, daß die Liebe zu Don Ra„miro mich zu einem Schritte bewege, der meiner Ehre „entgegen wäre. Wenn auch Ihre Handlungen und „Reden nicht verdienen, daß ich Ihrer schone, so bin „ich dem ohngeachtet verbunden, meinen Ruhm zu er„halten, und einer Pflicht Gnüge zu leisten, die ich „mir selbst auferleget habe, als ich Ihnen die Hand

„gab.

„gab. Ich bin versichert, daß das, was ich Ihnen „jetzo sage, Ihre Eifersucht vermehren werde, und daß „Sie, da Sie meine Denkungsart nach der Ihrigen „beurtheilen, glauben, ich sey im Stande, Sie zu hin„tergehen. Es sey darum; ich habe mir selbst ein „Genüge thun wollen; und ich fürchte Ihren Zorn „nicht, weil ich mir nichts vorzuwerfen habe. Wenn „Sie wollen, ich bin bereit, Madrit zu verlassen, und „mich mit Ihnen auf eines von Ihren Landgütern be„geben. Ich bin schuldig, mir selbst diese Gewalt „anzuthun; verdienen Sie dieselbe gleich nicht, so ist „sie doch meiner würdig.“ Bey diesen Worten verließ die Gräfinn das Zimmer ihres Gemahles, ihn aber in einem Nachdenken, in welchem er ganz vertiefet zu seyn schien. Das offenherzige Geständniß seiner Gemahlinn versetzete ihn in einen Zustand, dessen Widersprüche er nicht auflösen konnte! Die Zeichen der Redlichkeit und des standhaften Wesens der Isabella hatten ihn gerühret: er bewunderte ihre Freymüthigkeit und Offenherzigkeit; auf der anderen Seite aber bewog ihn sein zur Eifersucht geneigtes Gemüth, zu glauben, daß, da sie den Don Ramiro liebe, würde sie über kurz oder lang das unbequeme Joch der Tugend abwerfen, und an ihm bey erster Gelegenheit zur Verrätherinn werden. Die ihr zugefügete Beleidigung verdoppelte seine Furcht. Wir schließen von unserm Herzen mehrentheils auf die Herzen anderer. Bösgesinnete halten die lobenswürdigsten Handlungen gewöhnlich für listig gelegete Fallstricke, die zur besseren Bedeckung des Lasters geleget worden sind. Der Graf von St. Estevan war zu stark zum Laster geneigt, als daß er sich hätte bereden sollen, seine Gemahlinn

mahlinn sey den Gesetzen der Tugend mit aller Strenge ergeben. Nachdem er lange über die mit ihr gehabte Unterredung nachgedacht hatte, glaubete er, er müsse sich als einen Mann betrachten, dessen Schande ausgemachet sey, und er legete die von der Isabella seit ihrer Verheurathung vorgenommenen unschuldigsten Handlungen auf der übelen Seite aus. Die Wuth erfolgete gar bald auf solche betrübte Gedanken, und er setzete sich vor, bey erster Gelegenheit sich sowohl an Isabellen, als an Don Ramiro, zu rächen. Er hätte sogleich mit seiner Gemahlinn von Madrit auf ein Landgut zu reisen gewünschet, so wie sie es ihm selbst angetragen hatte; seine Wunden erlaubeten ihm aber noch nicht, diese Reise zu wagen. Er mußte sich in Geduld fassen, und seinen Gram in sich schlucken.

Während der Graf sich damit beschäfftigte, wie er seine Gemahlinn nach einer einsamen Gegend bringen möchte, machete Don Ramiro sich fertig, nicht allein Madrit, sondern ganz Spanien, zu verlassen, und in fremde Länder zu reisen. Er war völlig von seinen Wunden genesen. Er begriff wohl, daß, da Isabella ihn nicht vor seinem Zweykampfe hätte sehen wollen, so würde sie ihn nun noch weniger zu sehen verlangen. Zu Madrit blieb ihm nicht die geringste Hoffnung übrig, daß er sein Leiden würde mildern können; folglich sahe er die Abwesenheit für die einzige Erleichterung an, die er erhalten dürfte: und ob er schon stark versichert war, daß er Isabellen nie vergessen würde, so dachte er doch, daß er in der Entfernung von ihr weniger leiden dürfte, als wenn er sich mit ihr in einerley Stadt befände, ob ihm gleich nicht erlaubet wäre, sie zu sehen. Die Liebe wird durch die

Nähe

Nähe ihres Gegenstandes mehr gereizet und lebhafter gemacht, als alle andere Leidenschaft.

Als Don Ramiro auf dem Puncte stund, nach Frankreich abzugehen, konnte er sich nicht entschließen, Spanien zu verlassen, ohne der Isabella davon Nachricht zu ertheilen. Er hätte gewünschet, daß er ihr mündlich die Gründe sagen mögen, die ihn bewogen, sich aus seinem Vaterlande zu bannen; da er aber diesen Trost nicht haben konnte, ergriff er das Mittel, ihr den Brief zu schreiben.

Brief.

„Zu dem abscheulichen Zustande, in welchen mich „mein Schicksal versetzet hat, muß ich noch das Un„glück hinzuthun, mich von Ihnen zu entfernen. Ich „spüre, daß es mir unmöglich ist, in einerley Stadt „mit Ihnen zu wohnen, und beständig Sie zu fliehen. „Meine Liebe zieht mich nach Ihnen: wenn ich mir „auch vorstelle, daß Sie einem anderen angehören, so „erinnere ich mich dessen nur, um wider sein Leben „Anschläge zu machen, deren Ausführung Sie mir „verbiethen. Das Glück, welches einen Gefallen an „meiner Unterdrückung findet, hat mir in dem Streite „schlecht beygestanden: ich hatte geglaubet, ich würde „mich auf immer eines verhaßten Nebenbulers entle„digen; es hat ihn aber meinen Streichen entzogen. „Er lebe also so lange, bis ich eine zweyte Gelegenheit „finde, ihm die Wirkungen des Hasses fühlen zu lassen, „den ich ihn ewig nachtragen werde. Er hat mir „das kostbareste Gut meines Lebens geraubet: er muß „mir entweder das Leben nehmen, oder mir über kurz „oder lang dieses Gut wiedergeben. Gewiß, schöne

„Isabella, die alleinige Hoffnung, Sie vereinst zu be-
„sitzen, verbindet mich, unglückliche Lebenstage zu er-
„halten, die ich ohne derselben bereits seit dem Augen-
„blicke, der uns trennete, abgekürzet haben würde. Ich
„nehme daher die Hoffnung mit, dereinst Ihr Gemahl
„zu werden. Erinnern Sie sich, daß dieses Glück
„mir von Ihrem Vater versprochen wurde, und Sie
„selbst mir diese Versicherung gaben. Der Unhold,
„der unser gemeinschaftliches Unglück verursachet, muß
„nur als Ihr Räuber angesehen werden, und die Ge-
„fälligkeiten, die Sie ihm erzeigen, sind so viel Ver-
„gehungen wider die Liebe, die Sie mir zugeschworen
„haben, und mir ohne Meyneid weder entziehen noch
„vermindern konnten. Ich schmeichele mir, schönste
„Isabella, meine Abwesenheit werde mich nicht aus
„Ihrem Herzen verbannen: seyn Sie eingedenk, daß
„Sie seit Ihrer zartesten Kindheit in dem meinigen
„eingedrücket sind, und Sie mir den Besitz Ihres Her-
„zens zu der Zeit versprachen, da Sie darüber gebie-
„then konnten. Mein Leben hängt von Ihrer Be-
„ständigkeit ab. Sie haben für deren Erhaltung zu
„viel gethan, als daß ich gegenwärtig besorgen dürfte,
„Sie würden sie mir entziehen. Leben Sie wohl; in
„zwey Stunden reise ich ab. Meine Augen laufen
„von Thränen an, und meine Betrübniß findet keine
„Ausdrücke mehr.“

Don Ramiro trug die Abgabe dieses Briefes einer Handelsfrau auf, die oft zur Isabella gieng; und er geboth ihr, sie möchte ihr denselben, wenn sie allein wäre, übergeben. Diese Frau kam dem Befehle genau nach. Isabella erhielt das Schreiben, sie las

dasselbe zu wiederholten Malen, und nicht ohne Thränen. Don Ramiro Entfernung gieng ihr sehr nahe: sie hatte dieselbe zwar gewünschet, sie aber nicht so nahe geglaubet. Die übereilte Abreise eines Geliebten, den sie anbethete, die Furcht für Zufällen, welche ihm begegnen konnten, erneuerten ihre Schmerzen: und sie entließ die Kauffrau, um sich ihrem Verdrusse mit mehrerer Freyheit zu überlassen.

Noch eine Sache gieng der Isabella besonders nahe: sie fürchtete, so viele Merkmaale sie auch von Don Ramiro Zärtlichkeit hatte, er möchte unbeständig werden; und ob sie schon entschlossen war, seiner Liebe nie Gehör zu geben, so würde sie doch in Verzweifelung gerathen seyn, wenn dieselbe die geringste Abänderung erlitten hätte. Sie liebete Don Ramiro mehr, als sich selbst, sie wollte ihn aus ihrer Gegenwart verbannen, sie verlangete, daß er sie lieben sollte, sie aber nicht sähe. Dieser Streit verschiedener Affecten, so zuwider laufend dieselben unter sich scheinen, äußert sich in allen verliebten und tugendhaften Herzen, die gezwungen sind, ihrer Leidenschaft zu widerstehen. Liebe und Tugend streiten gegen einander, ohne daß die eine siege und die andere überwinde. Die Liebe hat zu ihrem Beystande die Beständigkeit, das Vergnügen des Andenkens und den Trost der Seufzer und Klagen; die Tugend, die Abwesenheit, die Ansichhaltung und den festen Entschluß, den Gesetzen der Pflicht nachzuleben.

Dieß war Isabellens Zustand. So nothwendig ihr die Abreise ihres Geliebten schien, so machete sie dieselbe dennoch niedergeschlagen. Sie war geraume Zeit in diesen traurigen Betrachtungen vertieft gewesen,

sen, als man ihr meldete, daß ihr Vater käme. Sie verließ das Zimmer, um demselben entgegen zu gehen, und steckete des Don Ramiro Brief in ein auf ihrem Nachttische stehendes Kästchen. Es sey nun, daß sie nicht Zeit hatte, dieses Kästchen zuzuschließen, oder daß sie es vergaß, so kam ihrem Manne, der, während sie mit ihrem Vater in einem anderen Zimmer war, in das ihrige herein gieng, die eifersüchtige Neugierde an, das Kästchen, in welchem, wie er wußte, die Isabella einige Papiere verwahrete, durchzusuchen. Er fand also des Don Ramiro Schreiben, las dasselbe unter Wuth und Grimme, legete dasselbe hernach wieder an seinen Ort, und fassete von dem Augenblicke an den Entschluß, Don Ramiro umbringen zu lassen, und seine Frau auf Lebenszeit in ein enges Gefängniß einzusperren, seine Rache aber bis zu deren Ausübung zu verbergen.

Böse Menschen sind mehr Meister über ihre Bewegungen, als rechtschaffene Leute: die Empfindungen des Herzens legen sich auf den Gesichtern der letzteren zu Tage; sie suchen sich vergeblich zu verstellen, ihre Miene, ihre Reden, alles würde sie verrathen. Die ächte Tugend leidet keine Larve, sie sey beschaffen, wie sie wolle; die Verstellung aber ist die Kunst der Bösen: je häßlicher die Verbrechen sind, mit denen sie schwanger gehen; je geschickter wissen sie solche zu verbergen: ihr durch den Abscheu der gemachten Entwürfe unabgeschrecktes Herz giebt nicht das geringste äußerliche Zeichen der Unruhe zu erkennen, und der zum Dienste der Missethaten des Herzens gewöhnete Verstand wendet allen Fleiß an, sie vor den Augen derjenigen zu verbergen, die sie wahrnehmen könnten.

Der Graf von St. Estevan fand in seiner häßlichen Gemüthsart eine sichere Hülfe zur Ausführung der überlegten Rache, ohne daß man dieselbe zu hindern vermochte. Er that seiner Frau den Vorschlag, sich auf eines seiner Landgüter zu begeben: Isabella, die nichts weiter verlangete, als von der Welt entfernet zu seyn, und der des Don Ramiro Reise noch eine größere Lust zur Einsamkeit erwecket hatte, willigte mit Vergnügen in das Begehren ihres Mannes; ja, sie lag ihm selber an, je eher je lieber dahin abzugehen.

Der Marquis von Mendoza dachte keinesweges wie seine Tochter: er war sehr misvergnügt, sie auf das Land reisen zu sehen; denn er hatte sie bloß aus der Absicht mit dem Grafen von St. Estevan vermählet, daß sie durch den Rang, den sie bey Hofe bekleiden würde, seinem Ehrgeize zu Statten kommen möchte; auf die Art aber sahe er sich seiner Tochter beraubet, er zog nicht den geringsten Vortheil daraus, daß er sie unglücklich gemachet hatte, und alle seine Hoffnungen wurden zu Wasser. Er gab sich bey dem Grafen von St. Estevan alle mögliche Mühe, ihn an der Verlassung von Madrit zu verhindern: er konnte aber nichts bey ihm ausrichten; ja, er bemerkete gar, daß in des Grafen seinen Reden einige Bitterkeit herrschete: und er fieng an einzusehen, aber zu spät, daß er nicht wohl gethan hatte, dem Don Ramiro sein gegebenes Wort nicht zu halten. Er bedauerte, aber vergeblich, daß er seine Tochter seinem Ehrgeize aufgeopfert hatte, und er sahe einen Theil des Unglückes vorher, von dem sie bedrohet wurde. Das Landgut, auf welchem deren Mann sie einsperren

wollte, versprach dem Marquis nichts Gutes; er befürchtete mit Grunde alles von dem Jähzorne und der Eifersucht des Grafens, wenn er entfernet vom Hofe ohne Zwang handeln könnte, wie er wollte. Diese kummervollen Gedanken, die mehr als zu gegründet waren, bewogen den Marquis von Mendoza, seiner Tochter eine Kammerfrau zuzugeben, auf die er sich verlassen könnte, und die ihm zusagete, ihm von dem Zustande der Isabella, und dem Betragen ihres Gemahles gegen dieselbe, Nachricht zu ertheilen.

Der Graf, der sich beständig verstellete, und nichts spühren ließ, was der Isabella den geringsten Argwohn über die schrecklichen Anschläge, mit denen er umgieng, und die er bereits ausführen ließ, hätte erregen können, reisete nach seinen Gütern ab. Dieser Unmensch hatte auf dem Wege des Don Ramiro Meuchelmörder angestellet, die, wenn sie ihn ermordet hätten, demselben sein Herz einhändigen sollten. Das Glück behütete den Don Ramiro für den Schlingen, die man ihm legete. Sein Kammerdiener hatte sich Schaden gethan, indem er zwey Meilen von dem Walde, in welchem sich die Räuber aufhielten, vom Pferde fiel. Don Ramiro wollte sich nicht aufhalten, er ließ also diesen Bedienten in seine Kalesche setzen, und befahl, man möchte denselben sanfte nach der ersten Stadt fahren: er selbst stieg nachgehends zu Pferde, nahm nur einen Bedienten mit sich, und einen zweyten ließ er bey dem Kammerdiener. Da die Meuchelmörder zwey Männer im Galopp vorbey reiten sahen, glaubeten sie, es wären die Bedienten des Don Ramiro, welche voran giengen, um auf der ersteren Post die Pferde zu bestellen: sie freueten

sich,

sich, daß der, dem sie zu Leibe wollten, sich der Hülfe entschlüge, die er von ihnen hätte erwarten können, und blieben in ihrem Schlupfwinkel stecken. Eine Stunde hernach langete des Don Ramiro Kalesche an: sie erkannten sie sogleich für diejenige, die sie anhalten sollten: sie schossen nach dem Postknechte ein Pistol ab, und tödteten ihn. Als der Bediente, welcher zu Pferde war, ihn fallen sahe, flohe er den Weg zurück. Die Mörder, die nunmehro Herren über den waren, der in der Kalesche saß, ließen demselben keine Zeit zum Sprechen, sondern zerschällerten ihm durch zwey Pistolschüsse den Kopf: sie zogen hernach diesen blutigen und entstelleten Körper aus der Kalesche, schnitten ihm den Bauch auf, rissen das Herz heraus, und steckten dasselbe in eine Büchse; sie vergruben den Körper, so wie man ihnen befohlen hatte, mitten in dem Walde und weit von dem Wege ab, damit man nicht erkennen möchte, was man damit gemachet hätte, indem die Besonderheit des Herzausreißens den Verdacht hätte erwecken können, daß andere Leute, als Räuber, diesen Mord begangen.

Nachdem Don Ramiro einen Tag gewartet hatte, ohne daß er seinen Kammerdiener ankommen sehen, so schickete er Leute auf Kundschaft nach ihm aus: diese giengen bis an den Ort, wohin der Bediente geflohen war: sie führeten ihn zu dem Don Ramiro, und durch ihn erfuhr er die Ermordung des Postknechtes und seines Kammerdieners. Er stund in der Meynung, daß Räuber diesen Mord begangen hätten: und nachdem er den Richtern eine Anzeige von dem, was ihm begegnet war, gethan, glaubete er, er dürfe sich nicht länger aufhalten, da seine Gegen-

wart zur Verfolgung dieser Mordthat nicht weiter nöthig war. Die Zeit wurde ihm lang, ehe er aus Spanien kommen konnte; er hielt sich mit Widerwillen in einem Lande auf, in welchem sein Nebenbuler seine geliebte Isabella besaß, und in welchem es ihm schien, daß alles, was er darinnen sähe, ihm ein schmerzhaftes Bild seines Unglückes darböthe.

Während Don Ramiro den Weg nach Paris verfolgete, nahmen die Mörder seines Kammerdieners den Weg nach des Grafen von St. Estevan Landgute: sie brachten ihm das Herz, welches er mit äußerster Ungeduld erwartete, und worauf er seine völlige Rache gründete. Das abscheuliche Vorhaben war durch den Tod seines Nebenbulers nur angefangen; seine eifersüchtige Raserey hatte ihn zu einem Anschlage bewogen, dessen wilde Grausamkeit der wildesten Ungeheuer ihre übertraf. Keine Leidenschaft ist so gefährlich, als die Eifersucht in einem zum Laster gewöhneten Herzen, sie treibt dasselbe zu denen größesten Ausschweifungen an: der Haß, der Neid, der Verdruß, der Zorn, die Rache, die Eigenliebe, kurz alle diese höchstgefährlichen Leidenschaften vereinigen sich in einem eifersüchtigen Herzen, und machen, daß dasselbe die Schranken der Ehre und Redlichkeit übertritt. Zu welchem Verbrechen muß sich dasselbe nicht hinreißen lassen, wenn es gegen die Lehren und Eindrücke der Ehre und Redlichkeit taub und unempfindlich ist?

Die Freude des Grafen war unendlich groß, wie er glaubete, seines Nebenbulers los zu seyn: indessen verdroß es ihn, daß die Mörder dem Don Ramiro

vor

vor dessen Ermordung nicht Nachricht gegeben, daß sie ihn auf seinen Befehl umbrächten; er glaubete, seine Rache wäre noch nicht vollständig, weil sein Feind dieselbe nicht gewußt hätte: und gab darüber den Meuchelmördern verschiedene Verweise, indem er sie beschuldigte, sie hätten nur einen Theil seines Auftrages verrichtet. Da die Ausführung der noch vorhabenden Verbrechen unter seinen Augen geschehen sollte, so beschloß er, die richtigsten Maaßregeln zu nehmen, damit nichts dessen Häßlichkeit vermindern möchte. Er ließ seinen Koch zu sich in sein Zimmer rufen, und sagete zu ihm: „Höre, ich werde dir eine Heimlichkeit „anvertrauen, von welcher entweder dein Glück, oder „dein Tod, abhängt. Wenn du mir nicht blindlings „gehorchest, und wenn du von dem, was ich dir sagen „werde, im geringsten sprichst, werde ich dich knall „und fall niederstoßen lassen. Denke nicht, daß du „meinem Zorne entgehen könnest, und betrachte diesen „Tag als den letzten deines Lebens: wenn du gegen„theils mir in dem, was ich von dir fordere, treu die„nest, so kannst du alle mögliche Belohnungen von mir „erwarten.“ Die wilde wüthende Mine, welche der Graf an sich hatte, jagete diesem armen Koche ein Zittern ein; er wußte nicht, was man von ihm verlangete. Während sein Herr sprach, hatte er sich vorgestellet, man wolle vielleicht die Isabella mit Gift vergeben. Das übele Betragen des Grafens gegen seine Frau war so laut worden, daß die Bedienten dasselbe wahrgenommen hatten: ohngeachtet seines Zwanges und seiner Verstellung entwischeten ihm bisweilen beleidigende Worte, welche Isabella mit Verachtung ertrug. Der Schrecken und Argwohn des Koches ver-

doppelten sich, als er hörete, er solle der Isabella das Herz eines Mannes in einem Ragout zubereiten: er zweifelte keinesweges, daß dieses Herz nicht vergiftet wäre, und aller Furcht ohngeachtet fiel er seinem Herrn zu Fuße, und unter der Versicherung, er wolle nie von dem, was er gehöret hätte, sprechen, bath er ihn, er möchte sich seiner nicht bedienen, eine solche verehrungswürdige Dame, wie die Isabella, mit Gift hinzurichten. Der Graf erwiederte trotzig: „Wer „hat dir vom Vergiften gesaget? Es sollte mir sehr „leid thun, wenn sie stürbe; ich würde nicht lange „genug des Vergnügens an ihrer Verzweifelung ge„nießen. Ich will dieser Ungetreuen alle Leiden und „Verdruß erwiedern, die sie mir verursachet hat.“

Der Koch hatte Zeit gehabt, sich zu erholen, und war durch die Reden des Grafen überzeuget worden, daß das Herz nicht vergiftet wäre: dem ohngeachtet entschloß er sich sogleich, die Isabella mit dem für sie bestimmten Gerichte zu verschonen; er stellete sich aber, als wenn er in dasjenige, was der Graf von ihm forderte, willigte, und sagete zu ihm: „Gnädiger „Herr, ich muß Ihnen, weil Sie so befehlen, gehor„chen. Sie können von mir eines ewigen Stillschwei„gens versichert seyn. Sobald Sie mir sagen, daß „die Rede von keinem Gifte sey, so brauche ich Ihre „Anschläge nicht zu wissen.“ „Ich bin,“ antwortete der Graf, „mit dir zufrieden, und ich werde dich da„für gehörig belohnen.“ Es war um zehen Uhr des Morgens, als der Graf bedacht war, durch die schrecklichste Handlung alle Verbrechen, zu deren Begehung seine Eifersucht ihn verleitet hatte, zu beschließen. Sobald der Koch sich aus dem Zimmer seines Herrn ent-

entfernet hatte, war seine erste Sorge diese, daß er das traurige Gerichte, dessen Zubereitung man ihm aufgetragen hatte, in eine Gosse warf, und an der Stelle des Herzens Fleisch einhackete. Sobald die Stunde der Mittagesmahlzeit heran gerücket war, meldete er dem Haushofmeister, daß eine Schüssel, die er ihm bezeichnete, diejenige wäre, welche der Graf ihm zuzubereiten befohlen hätte. Der Haushofmeister sagete dieses dem Grafen wieder, der dann nicht unterließ, der Isabella davon vorzulegen. Er sahe sie mit einer unmenschlichen Freude davon essen, und both ihr zum zweyten Male etwas an, sagend: „Wenn „alles dasjenige, was in diesem Ragout enthalten ist, „Ihnen bekannt wäre, so würden Sie es noch weit „schmackhafter finden.“

Als die Mahlzeit geendiget war, begleitete der Graf die Isabella in ihr Zimmer; und so bald, als er mit ihr allein war, redete er sie folgendergestalt an: „Es „ist Zeit, Madame, daß ich eine Erläuterung mit Ih„nen habe, die ich aus wesentlichen Gründen bis auf „den heutigen Tag ausgesetzet. Ihre Treulosigkeit ist „mir seit langer Zeit bekannt, und ich habe davon „sichere Beweise. Sie haben sich gegen mich nur „darum einer verstellten Einfalt bedienet, um mich „besser zu betrügen: und die Aufrichtigkeit, die Sie „gegen mich blicken ließen, war ein listiger Fallstrick, „den Sie so wohl meiner Ehre, als meiner Leichtglau„bigkeit, legeten.“

Isabella wollte ihrem Gemahle antworten; er fuhr aber fort, ohne ihr Zeit zum Reden zu lassen: „Alles, was Sie mir zu Ihrer Rechtfertigung anfüh„ren könnten, würde unnützlich seyn. Treulose, ich

„habe

„habe den letzteren Brief gelesen, den Ihr Liebhaber „Ihnen am Tage seiner Abreise geschrieben hat. Er „versichert Sie darinnen, er wolle Sie von mir frey „machen, und schmeichelt Ihnen mit meinem Tode.“

„Je,“ schrie Isabella, „glauben Sie doch, daß „ich nicht den geringsten Antheil an den Reden habe, „welche die Verzweifelung über meinen Verlust dem „Don Ramiro in die Feder geflößet hat. Mein „Ruhm erlaubet mir nicht, zu leiden, daß man mich „wegen eines dergleichen Verbrechens in Verdacht ziehe. „Ich kann mich leicht darüber rechtfertigen. Ich „fürchte weder Ihre Beschimpfungen, noch Ihre Ver„läumdungen; aber ein Verdacht, der gegründet zu „seyn scheint, machet mir bange. An Statt, daß ich „der Leidenschaft des Don Ramiro geschmeichelt „hätte, habe ich seine Abreise gewünschet, und mit „Vergnügen gesehen, daß er sich von mir entfernete.“

„Ich habe dafür gesorget,“ erwiederte der Graf mit Heftigkeit, „euren Wünschen zu Hülfe zu kommen, „und sein Tod, den er durch meine Vorkehrung bekom„men, wird Sie auf immer der Verlegenheit überhe„ben, ihn von sich zu entfernen.“

„Was?“ sagete Isabella mit einer schwachen und bebenden Stimme, „Sie haben Don Ramiro um„bringen lassen?“

„Ja, Treulose,“ versetzete der Graf; „ich habe „meinen Schimpf gerächet, und einen unwürdigen „Nebenbuler gestrafet, welcher, nicht zufrieden, daß „er mich auf das äußerste beleidigte, mir ohne Zwei„fel das Schicksal zubereitete, das ich ihn selbst habe „leiden lassen. Ich sehe Ihre Verzweifelung, und

„fühle

„fühle die ganze Größe Ihres Schmerzens. Das „habe ich gewünschet, und das war der Himmel mei„ner Rache schuldig.“

„Unmensch,“ schrie Isabella, „was warteſt Du „länger, Deine Verbrechen voll zu machen? Komm, „vereinige mich mit Don Ramiro; tödte mich. „Warum stehst Du mitten in Deinem Laufe stille? „Fürchtet etwa Dein zu den Meuchelmördern gewöhne„tes Gemüth, sich mit meinem Blute zu besudeln? „Fürchte, daß ich, durch Dein Beyspiel zu großen „Missethaten kühner geworden, den Tod des Don „Ramiro räche. Die Scheußlichkeit Deiner Hand„lungen hat alle Bande zerrissen, welche uns binden „konnten: ich bin nicht mehr Deine Gemahlinn. Was „sage ich? ich bin es nie gewesen. Ich gehöre Dir „nicht anders, als durch Betrug und List, zu. Du „raubeteſt mich meinen Aeltern, Du raubeteſt mich „Don Ramiro, Du raubeteſt mich mir selbst. Ach! „mein Gemahl ist todt, . . . ich wurde von je„her dem Don Ramiro bestimmet. Die Gewalt „und die List haben die Eide nicht brechen können, die „mich mit ihm verbanden: der Eid, den ich Dir vor „dem Altare schwor, indem ich Dir meine Hand gab, „war nichts, als ein Meyneid. Wenn Dir noch ein „wenig Menschheit übrig ist, so trenne mich nicht von „dem Don Ramiro, vereinige mich mit ihm, befreye „mich von Deiner Gegenwart, die ich nicht ausstehen „kann; und gieb mir das Gut wieder, welches Du „mir entzogen hast.“

„Ja, ja,“ sagete der Graf, „ich will Ihnen das „Gut wiedergeben, welches Sie mit so vieler Begierde „verlangen, und ich bin Ihren Wünschen schon zuvor„gekom-

„gekommen. Ich habe Sie mit Ihrem Liebhaber so „sehr vereinigen wollen, als es mir möglich war. Ich „habe geglaubet, es würde nicht übel seyn, wenn Sie „selbst seiner Asche zum Grabmaale dieneten. Erin„nern Sie sich des Gerichtes, welches ich Ihnen über „Tische vorgeleget habe; das war sein Herz, welches ich „Ihnen hatte zubereiten lassen.“

Es giebt Stellungen, in welchen es scheinen sollte, das Gemüth müsse ganz vom Schmerze niedergedrücket seyn; dasselbe war indessen in einer heftigen Bewegung: der Abscheu und die Verzweifelung unterhielten dasselbe, und gaben ihm eine Kraft, welche es nicht von sich selbst gehabt haben würde. Das schreckliche Geheimniß, welches der Graf der Isabella offenbarete, ermunterte ihren Zorn mehr, als es ihr hätte Schrecken verursachen sollen. Die in ihr beleidigte Natur gab sich durch nichts, als wuthvolle Bewegungen, zu erkennen. „Unmensch,“ sagete sie, Du glau„best, mich durch die Nachricht einer neuen Schand„that in Erstaunen zu setzen; ich erblicke aber nichts „darinnen, was Deiner nicht würdig wäre. Du hast „mir einen Dienst gethan, indem Du mir schaden „wolltest, und alle meine Wünsche erfüllest. Werthe„ster Geliebter! Liebster Gemahl! Verehrungswür„diger Ramiro! dessen Herz ich gegenwärtig in mir „selbst bewahre, welches mich so zärtlich liebete, höre „die Wünsche, die ich Dir zueigene. Möchtest Du sie „hören, und das Vergnügen schmecken, meine Liebe „in ihrer ganzen Stärke zu sehen! Tröstet mich et„was, so ist es die Wiedervereinigung mit Dir. Ich „sehe,“ fuhr Isabella fort, indem sie sich zu dem Grafen wendete, „daß Du bestürzt bist: Du wolltest an

„mei-

„meiner Verzweifelung Dein Vergnügen haben, und an „deren Statt siege ich über Deinen Schmerz. Du „schweigest, niederträchtiger Meuchelmörder; die „Schande ist auf Deinem Gesichte gemalet, du stirbst „für Verdruß, daß Du die vornehmste Frucht Deiner „Rache verloren hast.“

„Nein,“ sagete der Graf, indem er seinen Degen zog, „sie ist nicht verloren, und da ich Dir das Leben „nehmen kann, so ist mir noch ein Mittel übrig, wo„durch ich Dich strafen kann.“

„Stoß zu,“ erwiederte die Isabella, „stich; Du „hast in der Meuchelmörderey Deine Lehre schon ge„endiget.“

Diese Verspottung brachte den Grafen zur Verzweifelung: er versetzete der Isabella einen Stoß, der ihr durch den Arm gieng: er wollte diesen Stoß wiederholen, als die Frau, welche der Marquis von Mendoza seiner Tochter zugegeben hatte, in ihr Zimmer trat. Sie warf sich auf den Grafen, und rufete unter gräßlichem Geschrey nach Hülfe: es kamen verschiedene Bedienten zugelaufen, und da sie die Isabella in ihrem Blute schwimmend und in einem Lehnstuhle, in welchen sie sich geworfen hatte, ohnmächtig erblicketen, trugen sie dieselbe in ein anderes Zimmer, und ließen den Grafen in einem Zustande, in welchem es schien, als hätte die Wuth ihm gänzlich den Gebrauch der Vernunft benommen. Sobald er wieder zu sich kam, fand er sich an der Thüre des Zimmers ein, in welchem sich Isabella befand; allein eben dieselbe Frau, welche dieser unglücklichen Schöne das Leben erhalten hatte, versagete ihm unter dem Beystande zweyer Bedienten, welche die Handlung ihres

res Herrn ganz wider ihn aufgebracht hatte, den Eingang.

Die bey Isabellen angewandte Sorgfalt brachte dieselbe endlich völlig zu ihr selbst; sie hatte ihre Gemüthskräfte kaum wieder, so machete der Abscheu für allem dem, was mit ihr vorgefallen war, einen dergestaltigen starken Eindruck bey ihr, daß sie beynahe in eine neue Ohnmacht gesunken wäre, die vielleicht länger, als die erste, gedauert haben, und für sie von üblern Folgen gewesen seyn dürfte. Tod und Verwirrung waren auf ihrem Gesichte zu sehen. „Großer Gott!“ sagete sie unter einem tiefen Seufzen, „was habe ich „verschuldet, daß ich die Unglücksfälle erfahren muß, „die du mir zuschickest?“ Hierauf wandte sie sich zu ihrer Kammerfrau, die weinend neben ihr stand, und fragete dieselbe: „Durch welchen Zufall befinde ich mich „in diesem Zimmer? Warum hat man mich der Wuth „meines unmenschlichen Gemahles entzogen? Man „hat mich leider! in der Meynung, mein Leben zu er„halten, zu den grausamsten Martern verdammet. „Liebet ihr mich, so lasset mich sterben. Möchtet ihr „alles Unglück, was ich bereits ertragen habe, kennen, „und wüßtet ihr, wie viel ich noch werde ertragen „müssen.“

„Fassen Sie sich, gnädige Frau,“ gab die Kammerfrau zur Antwort, „Sie haben von Ihrem Gemahle „nichts weiter zu besorgen. Alle seine Bedienten sind „zu Ihrer Vertheidigung wider ihn bereit: ich habe „auch den Geistlichen im Dorfe Nachricht von dem „Ihnen zugestoßenen Unglücke geben lassen; diese wer„den so lange für Ihre Sicherheit wachen, bis von „Dero Herrn Vater Nachrichten eingehen. Glau-

„ben Sie gewiß, er wird die Ehescheidung für Sie „auswirken, und erhalten.“

„Ach!“ erwiederte Isabella, „wird mir mein Va„ter auch das wiedergeben, was mir der Graf ent„rissen hat? Wird er den Don Ramiro wieder le„bendig machen können?“

„Was!“ sagete die erstaunte Kammerfrau, „Don „Ramiro ist todt?“

„Ja, todt ist er,“ schrie Isabella mit einer ausgehenden Stimme, „und Du wirst für Schrecken zittern, „wenn Du die Mishandlungen hören wirst, womit mein „Mann dessen Tod begleitet hat.“ Hier erzählete ihr Isabella, (unter wiederholten Anfällen von Kraftlosigkeit, auf welche eine solche gewaltige Aufwallung erfolgete, die ihrer Wunde nachtheilig werden konnte,) alle Frevelthaten des Grafens. Die Kammerfrau bat dieselbe, als sie einen neuen Zufall an derselben besorgete, sie möchte sich durch das Sprechen nicht so stark angreifen, und fügete hinzu: „Dero Gemahl „muß für den an Ihrem Liebhaber begangenen Meu„chelmord mit seinem Leben büßen: man muß den Ge„richten die Verbrechen, die der Natur ein Schaudern „verursachen, entdecken; überlassen Sie mir nur die „Sorge, Ihnen Genugthuung zu verschaffen.“

„Vor etlichen Stunden,“ erwiederte Isabella, „hätte „ich eben so, wie Du, denken mögen; allein, so groß „der Abscheu auch ist, von dem ich ganz durchdrungen „bin, und so gewaltig auch mein Haß gegen den Gra„fen seyn mag, so würde ich meinem Ruhme dennoch „einen ewigen Schandfleck anbringen, wenn ich ihn auf „die Todesbühne führen ließe: man würde sagen, ich „opferte meinen Mann meinem Liebhaber auf, ich

„entehrete mein und sein Haus um meiner Liebe wil-
„len; und so gerecht meine Rache auch wäre, so
„würde sie in den Augen des Publici dennoch straf-
„bar scheinen. Mein Vater würde es selbst für ein
„Verbrechen halten, wenn ich meinen Gemahl dem
„Henker überantwortet hätte, und der Schimpf des
„Streiches, der ihm den Kopf vor die Füße legete,
„würde auf mich zurückfallen. Wir wollen lieber
„Schandthaten mit einem ewigen Stillschweigen über-
„gehen, die der Name einer Gemahlinn verschwiegen
„haben will. Ich werde mich nach einem Kloster be-
„geben, wo es mir frey steht, den Tod des Don Ra-
„miro zu beweinen, und sein Andenken in Liebe zu er-
„halten. Ich verbiethe Dir, jemanden, es sey auch
„wer es wolle, das geringste von meinen Drangsalen
„zu sagen, weil deren Bekanntmachung von keinen an-
„deren Folgen seyn würde, als daß man sie mir erneu-
„erte.“ Die Kammerfrau versprach ihrer Gebiethe-
rinn, sie zufrieden zu stellen, alles, was dieselbe ver-
langete.

Mittlerweile kamen die Priester, welche sie hatte holen lassen, auf dem Schlosse an: sie verlangeten, im Namen ihres heiligen Amtes, die Erlaubniß, bey der Isabella in ihrem gegenwärtigen Zustande zum Besten ihrer Seele zu wachen. Ohngeachtet die Kammerfrau der Isabella versprochen hatte, reinen Mund zu halten, so meldete sie doch dem Marquis von Mendoza unter der Hand die Verwundung seiner Tochter, den am Don Ramiro begangenen Meuchelmord und das grausame Gericht. Wie der Marquis diese Nachricht empfieng, betrübete er sich empfindlichst darüber: indessen gab die Politik, welche in allen seinen

Handlungen vorwaltete, auch bey dieser Gelegenheit seine Führerinn ab. Er sahe wohl ein, daß er sich selbst beschimpfen würde, wenn er die sträflichen Thaten des St. Estevans, die außer ihm und Isabellens Kammerfrau niemand wußte, kund machete: der schimpfliche Tod seines Schwiegersohnes fiel auf ihn und alle seine Freunde; daher beschloß er, nur sich über dasjenige, was allgemein bekannt war, zu beklagen, und hinterbrachte dem Könige mithin nur die Verwundung seiner Tochter und den heftigen Zorn ihres Mannes: er erhob bey dieser Gelegenheit auch als ein geschickter Hofmann den Gehorsam, den er gegen die Befehle seines Herrn bezeiget, und suchete durch die Unglücksfälle, welche die grausamsten zu seyn schienen, für seine Erhöhung Vortheil zu ziehen. Der König, dem Isabellens Unglück zu Herzen gieng, erlaubete ihrem Vater, daß er sie nach Madrit zurückkommen lassen dürfte, und ließ einen Befehl ausfertigen, damit sie von zwanzig Dragonern, die sie von ihrem Landgute abholen sollten, begleitet würde.

Während dieses in Madrit vorfiel, hatte der Graf von St. Esteban bereits den Weg nach Lissabon genommen; denn er hatte sogleich eingesehen, daß, so wie man in dem Dorfe von dem Stiche, den er seiner Gemahlinn beygebracht, unterrichtet war, für ihn kein besseres Mittel zu ergreifen stünde, als die Flucht aus Spanien zu nehmen: er glaubete auch nicht, daß Isabella so großmüthig seyn würde, den am Don Ramiro begangenen Mord zu verschweigen, sondern vermeynete, sie würde den beyden bey ihr seyenden Priestern solchen vielmehr vertraulich eröffnet haben. Er befahl dreyen von seinen Leuten, worunter der

Koch mit begriffen war, sich gegen Einbruch der Nacht bereit zu halten. Er fand sich vor der Isabella Zimmer nochmals ein; der Pfarrer sagete ihm aber dreuste, er würde ihn nicht hinein lassen, bis seine Gemahlinn, welche nur noch schwache Kennzeichen ihres Bewußtseyns von sich gäbe, ihren völligen Verstand hätte, und ihn zu sehen begehrete. „Sie können," fügete er hinzu, „Gewalt brauchen, und mich, wenn es Ih„nen beliebet, übel behandeln; in dem Falle aber er„kläre ich Sie für einen Gefangenen des heiligen „Officii, der einen Priester geschlagen hat." In Spanien ist die Furcht für der Inquisition so groß, daß die unerschrockensten und kühnesten Leute bey deren Nennung zittern. Da der Graf sahe, daß er Isabellen unmöglich sehen, und dieselbe mit neuen Schmachreden überhäufen konnte, reisete er kurz darauf weg, und verließ sie in einer Schwachheit, bey der man um ihr Leben besorget war; was ihr aber zu einer jeden anderen Zeit nachtheilig gewesen seyn würde, rettete gegenwärtig ihr Leben. Sie würde ohnstreitig ein Schlachtopfer der durch das Entsetzen über die Mishandlungen ihres Gemahles verursacheten Aufwallung geworden seyn, wenn die beträchtliche Verminderung ihres Blutes dessen Entzündung nicht verhindert hätte.

Isabella blieb drey bis vier Tage in der Entkräftung, welche verhinderte, daß sie nicht alles Uebel empfand. Nach Maaßgabe ihrer Erholung, und einer mehreren Hoffnung zu deren Leben, wurden ihre Schmerzen auch lebhafter. Ihre Einbildung stellete sich den Don Ramiro mit mehrerm Nachdruck vor. Sie beschuldigte bisweilen die Personen, die sich die Erhaltung ihres Lebens angelegen seyn ließen, der Grausamkeit. Der Pfarrer,

der sie nicht verließ, ein Mann, der seiner Frömmigkeit und Einsichten wegen verehrungswürdig war, verwies ihr mit Sanftmuth die Ausdrücke, welche den Himmel beleidigten, und bemühete sich, ihr Herz unvermerkt Gott zuzulenken: er stellete gar fein die Trostgründe der Religion den Verdrüßlichkeiten der Welt entgegen, und gewann nach und nach ungemein viel in dem Gemüthe dieser unglücklichen Schöne. Das menschliche Herz ist nie geneigter, den Beystand der Religion anzunehmen, als wenn dasselbe, so zu reden, ganz unter der Last des Verdrusses darnieder liegt: aus einem demselben eigenem Gefühle wendet es sich zu Gott, wenn es bey den Menschen gar keine Hülfe findet; und alsdann nur erkennet dasselbe, daß es in dessen alleiniger Gnade dasjenige suchen müsse, was dasselbe anderwärts nicht erlangen mag.

Isabella überließ sich gänzlich den weisen Vorstellungen des Pfarrers: sie entschloß sich, ihrer Betrübniß wenigstens Widerstand zu thun, da sie solche nicht überwinden konnte; und als die Bedeckung ankam, welche sie begleiten sollte, war sie bereits im Stande, die Reise anzutreten. Sie wünschete sich nicht nach Madrit, weil ihr bey Erblickung dieser Stadt alle Gegenstände das Andenken an Don Ramiro erneueren möchten: sie schrieb hierüber an ihren Vater, und bedienete sich der Dragoner, dieselbe nach einer in dem Königreiche Valenzia, an den catalonischen Gränzen, gelegenen, und mithin von der Hauptstadt weit entferneten, Abtey zu bringen, wo sie ihre übrige Lebenszeit zuzubringen gedachte. Bey ihrer Ankunft meldete sie ihrem Vater ihren Vorsatz, und ersuchete ihn, er

möchte sich demselben nicht widersetzen, weil sie fest entschlossen wäre, die Welt auf immer zu verlassen.

Während Isabella alle Klosterschwestern durch ihr Betragen erbauete, erfuhr Don Ramiro zu Paris seiner Geliebten Trennung von ihrem Gemahle, und deren zum Kloster genommene Zuflucht. Der Graf von St. Estevan hatte seiner Seits sich erkundiget, was man zu Madrit von dem Don Ramiro spräche, und entdecket, daß er keineswegs todt sey. Der Marquis von Mendoza wurde auch aus seiner Ungewißheit dadurch gerissen, daß, da verschiedene Personen vom Don Ramiro Briefe aus Paris erhalten, in welchen er ihnen den an seinem Kammerdiener begangenen Mord meldete, er hinter die Wahrheit dieser traurigen Begebenheit kam: er nahm sich daher vor, derselben in Person eine Nachricht zu bringen, die, wie er wußte, ihr sehr angenehm seyn, und sie von ihrem irrigen Glauben abbringen mußte. So wie der Marquis sich zu seiner Reise anschickete, nahmen zwey andere Personen eben den Weg: Don Ramiro war nach einer dreytägigen Anwesenheit zu Paris sogleich wieder abgereiset, weil er nach vernommener Entfernung der Isabella sich verpflichtet glaubete, dieselbe wider die Anfälle ihres Tyrannen zu schützen; der Graf verließ seiner Seits auch Lissabon, da er die gerichtlichen Verfolgungen wegen der Ermordung des Don Ramiro nicht mehr befürchten durfte, und nahm seinen Weg nach der Abtey, in welcher sich laut Briefen seine Gemahlinn befinden sollte. Sein Vorsatz war, sie entweder mit Gifte oder durch den Dolch aus der Welt zu schicken: seine Eifersucht und Wuth

hatte

hatte sich, seitdem er Isabellen außer seiner Gewalt sahe, vermehret.

Don Ramiro langete zuerst an dem Orte an, wo sich Isabella hinbegeben hatte. Indem er aus seiner Kalesche trat, lief er nach der Abtey, und ließ sich als einen Mann anmelden, welcher der Gräfinn von St. Estevan Sachen von der äußersten Wichtigkeit zu hinterbringen hätte. Die Klosterjungfern ließen Don Ramiro in einen außer dem Kloster gelegenen Saal treten, welcher den Fremden, die ihre Freundinnen, Kostgängerinnen in der Abtey, zum Sprachzimmer dienete. Einige Augenblicke hernach kam auch Isabella dahin; sobald sie ihn erblickete, schrie sie hoch auf, und wurde für Schrecken ohnmächtig. Don Ramiro, der die Ursache der Ohnmacht nicht wußte, und solche lediglich der Liebe zuschrieb, ergriff Isabellens Hand, und sagete mit einer von Seufzern und Thränen unterbrochenen Stimme zu ihr: „Madame, wenn ich geglaubet hätte, daß meine unvermuthete Gegenwart in Ihnen das traurige Andenken an Ihr Unglück mit so großer Lebhaftigkeit erneuern dürfte, so würde ich, indem ich mich Ihnen gezeiget hätte, mich einer mehreren Vorsichtigkeit bedienet haben. Erholen Sie sich von einem Zustande, der mir die Glückseligkeit versalzet, die ich empfinde, wenn ich Sie sehe. Wie grausam ist mein Schicksal! Ich muß sogar in den Minuten, die die bequemsten scheinen, mich zum allerglücklichsten unter den Menschen zu machen, unglücklich seyn.“ Isabella gab keine Antwort, sie heftete bloß ihre Augen auf Don Ramiro, und ohngeachtet ihrer Furcht und vorgefaßten Meynung, als sähe und hörete sie einen

Schatten sprechen, zog das Bild ihres Liebhabers an sich; sie getrauete sich nicht zu antworten, sie hörete aber und sahe. Die Lebhaftigkeit der Liebe verminderte die Furcht.

Der über Isabellens Erstaunen in Verwunderung gesetzte Don Ramiro sagete, indem er über dieses in ihren Blicken etwas von der Furcht bemerkete, von der sie eingenommen war, mit einem zärtlichen Anblicke zu ihr: „Wie! schönste Isabella, hat die Zeit „Ihr Herz verändert? Bin ich Ihnen verhaßt oder „gleichgültig worden? Wo ist die Liebe geblieben, die „sogar nach dem Tode fortdauern sollte? Ach! wie „verschieden ist mein Herz von dem Ihrigen. Nichts „hat meine Gesinnungen verändern können: sie sind „noch eben dieselben; sie haben ihre ganze Lebhaftig„keit und Zärtlichkeit erhalten.“

Die Furcht ist den anderen Leidenschaften gleich: die zweyten Eindrücke sind minder stark, als die ersten, und der kürzeste Zeitpunct schwächet deren Bewegungen. Isabella hatte Herz genug gehabt, das Bild ihres Liebhabers gleich anfangs zu betrachten, sie hatte demselben ferner zugehöret, und war endlich so dreuste worden, daß sie ihm antworten wollte. Es kostete ihr dennoch Mühe, sich ihrer Sprache zu bedienen: bey der ersten Anstrengung der Sprachwerkzeuge versagete ihr die Stimme zwey bis dreymal; endlich brachte sie deutliche Töne vor, und sagete: „O Don „Ramiro! ist es erlaubet, daß Sie mich so sehr lieben, „um aus der anderen Welt zurückzukommen, und mir „davon Merkmaale zu geben? Weil denn den Todten „der Zustand der Lebendigen bekannt ist, so müssen „Ihnen die Thränen bewußt seyn, die Ihr Untergang

„mir

„mir gekostet, und das zärtliche Andenken, womit ich „Dero Gedächtniß beehret. Ungeachtet der Furcht, „die Sie mir verursachet haben, schätze ich den Augen„blick, in welchem ich Sie habe wiedersehen können, „für den allerglücklichsten meines Lebens.“

Des Don Ramiro Erstaunen ist nicht zu beschreiben: er wußte nicht, was er von Isabellens Reden denken sollte; bald stellete er sich vor, ihr ausgestandenes Unglück hätte ihre Vernunft in Unordnung gebracht. „Schöne Isabella, ich bin nicht todt,“ ertheilete er ihr zur Antwort; „ich lebe, und lebe nur, „um Sie anzubethen. Kehren Sie wieder von einem „Irrthume, dessen Grund ich nicht einzusehen vermag.“ Isabella wunderte sich nicht allein über das, was Don Ramiro ihr sagete, sondern noch mehr darüber, daß sie das, was sie für einen Schatten gehalten hatte, fühlete; und sie errieth nunmehr einen Theil des Geheimnisses, welches sie so stark in Erstaunen gesetzet hatte. „Sie leben also,“ schrie sie, indem sie den Don Ramiro zärtlich ansah, „und mein grausamer „Gemahl hat die häßliche That, die er mir mit so vie„ler Zuversicht als Grausamkeit erzählet, nicht voll„führet? O! lieber Ramiro, welche Menge Thränen „haben Sie mir gekostet, und wie angenehm ist es „mir, daß ich Sie wiedersehe! Sie würden von mei„ner Freude urtheilen können, wenn Ihnen meine Be„trübniß genau genug bekannt wäre. Die Gewalt, „die ich mir anthat, indem ich dem Grafen meine Hand „gab, Ihnen das Leben zu erhalten, muß Ihnen zu „erkennen geben, wie groß die Verzweifelung gewesen „seyn könne, als ich glaubete, eben der Graf habe „Ihnen das Leben genommen, für dessen Erhaltung

„ich vergeblich meine Glückseligkeit und Ruhe aufge-
„opfert hatte. Erlauben Sie mir das Vergnügen,
„daß ich, ehe ich Ihnen die Grausamkeiten meines
„Mannes melde, Sie sattsam ansehen, Sie betrach-
„ten, und aus Ihren Augen diejenige Zärtlichkeit lesen
„möge, welche die meinige verdienet. Ich darf mich
„nicht schämen, daß ich Ihnen meine Zufriedenheit be-
„zeige: in dem gegenwärtigen Zustande beleidiget das
„Vergnügen, welches ich empfinde, auch die strengeste
„Tugend nicht. Die Gesetze der Pflicht heben nie die
„Rechte der Erkenntlichkeit und des Mitleidens auf.“
Hiernächst erzählete Isabella dem Don Ramiro die Unmenschlichkeit ihres Gemahles: das, was er ihr selbst von dessen Tode beygebracht; desgleichen von dem gräßlichen Gerichte, welches er derselben hätte auftragen lassen. Hier sahe Don Ramiro ohne Schwierigkeit ein, daß er sein Leben bloß dem Versehen der Mörder, die seinen Kammerdiener umgebracht, zu verdanken hätte; und der Unwille, den er gegen den Grafen von St. Estevan fassete, war dergestalt auf das äußerste gestiegen, daß er sich entschloß, nach Lissabon zu reisen, um sich mit ihm zu schlagen: ja, er war so wenig Herr über seine Wuth, daß er seine Gesinnungen nicht einmal der Isabella bergen konnte, sondern mit Heftigkeit zu ihr sagete: „Es ist Zeit, daß
„ich die Welt von einem Ungeheuer reinige, welches
„die Natur nur allzusehr beleidiget hat. Sie sollen
„in kurzem gerächet werden, Madame; die Sache,
„deren Vertheidigung ich über mich nehme, ist zu ge-
„recht, als daß der Himmel sich nicht für mich erklä-
„ren sollte. Ich schwöre bey allem, was heilig ist,
„ich schwöre bey Ihnen selbst, daß ich nicht nachlassen

„werde,

„werde, ein Ungeheuer, welches ich verfluche, zu ver-
„folgen, so lange ich nur noch einen Tropfen Blut zu
„vergießen habe.“

„O! nein,“ erwiederte Isabella: „wenn Sie mich
„lieben, so verbiethe ich Ihnen, sich mit meinem
„Manne zu schlagen. Bin ich Ihnen lieb, wie ich
„nicht daran zweifeln kann, so setzen Sie mich nicht
„in den Fall, daß ich mich über Sie zu beklagen habe.
„Beflecken Sie meinen Ruhm nicht durch ein Gefecht,
„an welchem ich Theil gehabt zu haben, man glauben
„dürfte. Man wird bald wissen, daß Sie hierher
„gekommen sind, und daß ich mit Ihnen gesprochen
„habe; daraus wird man folgern, ich habe an dem
„Vorsatze, den Sie auszuführen gedenken, Antheil ge-
„nommen. Schonen Sie meinen guten Ruf, und
„opfern Sie Ihre Rache meiner Ehre auf: überlassen
„Sie dem Himmel die Bestrafung der Lasterthaten des
„Grafen, und vermehren Sie meine Leiden nicht, in-
„dem Sie ihnen ein Ende zu machen gedenken. Denn
„ich muß Ihnen, lieber Don Ramiro, mein Herz
„ganz entdecken: für Sie muß dasselbe nichts Gehei-
„mes haben. Nicht die Hitze, sich zu rächen, bringt
„Sie allein wider Ihren Feind auf, sondern die Hoff-
„nung, mich nach dessen Tode zu heurathen. Ich
„will Ihnen aber nicht verhehlen, sollte ich Ihr Ge-
„müth auch noch so sehr beleidigen, daß Sie sich mit
„einer eiteln Hoffnung schmeicheln. Der Wohlstand,
„dessen Märtyrerinn ich bin, und die Pflicht, der ich
„allezeit unterworfen gewesen, werden mir nie erlau-
„ben, einen Menschen zu ehelichen, der meines Ge-
„mahles Mörder gewesen ist. Ich weis gar wohl,
„daß ich meinen Mann als meinen Tyrannen und

„Hen-

„Henker ansehen muß; ich weis aber auch, daß ich „seine Gemahlinn hieß, und was ich dem Publico „schuldig bin.“

„Ey! Madame,“ erwiederte Don Ramiro, Sie „verlangen, ich soll leben, und doch soll ich auf im„mer der Hoffnung Ihres Besitzes entsagen! Ihre „übertriebene Zärtlichkeit allein würde mich antreiben, „den Tod zu suchen, indem ich denselben meinem Re„benbuhler verschaffete. Weil ich Sie dann auf im„mer verliere, so werde ich bedacht seyn, mit meiner „Rache meine eigene Ruhe zu verknüpfen; und durch „eben den Degen, mit welchem ich meinem unwürdi„gen Feinde das Leben genommen haben werde, will „ich dem Leben, dessen Dauer ich nicht mehr ertragen „kann, das Ziel stecken.“

„Wohlan! Grausamer,“ versetzete Isabella, weil „Sie denn so große Lust haben, ein Leben zu endigen, „das mir so theuer zu stehen kommen ist, so nehmen „Sie mir erst mein Leben. Undankbarer, hat meine „Zärtlichkeit nicht so viel verdienet, daß Sie für die„selbe nur die geringste Achtung hätten? Sie wollen „in einem Gefechte von ungewissem Ausfalle ein Leben „wagen, von welchem das meinige abhängt: erwarten „Sie doch viel lieber dasjenige von der Zeit, was Ih„nen Ihre Rache nicht verschaffen kann. Wissen Sie, „was geschehen mag? Ich an meinem Theile verliere „die Hoffnung noch nicht, die Ihrige zu werden: der „Himmel hat mich in meinen Betrübnissen nicht unter„stützet, und in den ausgestandenen Gefährlichkeiten „erhalten, um mich in dem unglückseligen Zustande zu „lassen, in welchem ich mich befinde.“

Die Thränen, welche Isabella vergoß, indem sie dem Don Ramiro zuredete, erweicheten ihn. Die heftigen Bewegungen des Zornes macheten den Bewegungen einer lebhaften Zärtlichkeit in seinem Gemüthe Platz. Als er sich selbst gelassen war, unterstund er sich nicht, seiner zärtlich Geliebten Schmerz zu vermehren; er stellete sich daher, als gienge er alles, was sie von ihm forderte, ein. Es giebt Fälle von der Art, wie des Don Ramiro seiner, in welchen die Verstellung einem Liebhaber zur Nothwendigkeit wird: und ob dieselbe gleich einer wahren Liebe entgegen zu laufen scheint, so ist sie doch alsdann eine unumgängliche Folge derselben. Die durch die betrüglichen Versicherungen des Don Ramiro hintergangene und beruhigte Isabella sagete weiter zu ihm: „Ueber diese „mir bereits zugestandene Gefälligkeit müssen Sie mir „noch eine andere bewilligen; es ist diese: ich kann „Sie künftig nicht eher wiedersehen, bis das Glück „unser Schicksal geändert hat. So bald Sie die Abrey verlassen, reisen Sie je eher, je lieber, weiter: „halten Sie sich nicht vergeblich in einem Lande auf, „in welchem Ihre Gegenwart nur meinem Ansehen „schädlich seyn kann. Leben Sie wohl, lieber Ramiro! es ist Zeit, daß ich mich mit Gewalt von Ihnen trenne. Mein Schicksal ist unendlich sanfter, „seit dem ich weis, daß Sie leben. Wir wollen vergnügt seyn; wir wollen hoffen, und von einander „scheiden.“ Bey diesen Worten verließ Isabella das Sprachzimmer mit thränenden Augen. Don Ramiro war nicht vermögend, zu antworten; er begleitete sie bis an die Thüre, ergriff ihre Hand, und, indem er solche küssete, benetzete er sie mit seinen Thränen:

nen: als er allein war, blieb er noch einige Augenblicke in einer schmerzlichen Tiefsinnigkeit stehen, ohne sich des Vorsatzes zu erinnern, mit dem er schwanger gieng; allein die Begierde, den Grafen von St. Este-van zu züchtigen, stellete sich gar bald, und mit mehrerem Ungestüme, als zuvor, wieder ein: und kaum war er in das Wirthshaus zurück gekommen, so befahl er seinen Leuten, sie möchten die Pferde anspannen, und fuhr nach Lissabon zu.

Er hatte bereits sechs Poststationen zurück geleget, als er nach dem Eingange eines Busches zu, von dem er nicht weit entfernet war, und durch welchen die Heerstraße gieng, einige Pistolschüsse hörete: er glaubete ferner, ein solches Geschrey zu vernehmen, wie das Schreyen von Leuten, welche überfallen worden; er eilete also, um an den Ort zu kommen, von welchem der Lärmen herkam, und erblickete gar bald drey Personen, die sich muthig gegen sechs andere vertheidigten, welche sie eingeschlossen hielten, und auf allen Seiten auf jene andrungen. Don Ramiro hielt es für seine Schuldigkeit, Leuten beyzustehen, die man mit solcher ungleichen Stärke angriff: er stieg aus seiner Kalesche heraus; und seine beyden Bedienten unterstützeten ihn sehr wohl. Er stach sogleich einen von den Räubern, durch einen Stoß in den Magen, über den Haufen; ein anderer fiel bald hernach, auch wegen seiner empfangenen Wunden, todt zur Erden: die andern viere nahmen, wie sie das Schicksal ihrer Gefährten sahen, Reißaus.

Don Ramiro hatte in der Hitze des Gefechtes die Gesichter der Leute, denen er beystand, nicht in Obacht genommen: allein, wie groß war nicht seine Verwunderung,

derung, als er sich dem näherte, welcher der andern Herr zu seyn schien, und so gefährlich verwundet war, daß er, weil er sich nicht mehr halten konnte, sich an einen Baum gelehnet hatte, und ihn für den Grafen von St. Estevan erkannte! Sein Erstaunen war so groß, daß er ihn, ohne ein Wort zu sprechen, ansahe: und der Zustand, in welchem er ihn sahe, unterdrückete seine Verbitterung. Der Graf erkannte seiner Seits auch, daß Don Ramiro sein Vertheidiger war, und schien darüber eben so erstaunt, wie jener, nur mit mehrerer Bestürzung. Ob er nun schon spürete, daß sein Tod sich ihm näherte, so ermannete sich seine Eifersucht doch noch: und an Statt, daß er an die Verbindlichkeit hätte denken sollen, die er Don Ramiro schuldig war, beschäfftigte er sich allein mit dem Gedanken, sein Nebenbuler käme eben von einem Besuche zurück, den er bey Isabellen abgeleget habe; und Isabella hätte sich bloß nach der Abtey begeben, um mit ihm in mehrerer Freyheit zu sprechen. Wuth und Raserey nahmen seine ganze Seele ein, und bewegeten ihn zu dem Entschlusse, das Maaß seiner Verbrechen voll zu machen. Er verstellete sich, und verbarg seinen Zorn, damit dessen Wirkungen desto betrübter seyn möchten. „Ich sehe," sagete er zu dem Don Ramiro, „daß der Himmel es gewollt hat, mich vor „meinem Ende mit Ihnen auszusöhnen, und daß ich „selbst Ihnen habe ein Gut zustellen sollen, welches „ich Ihnen unrechtmäßiger Weist entzogen habe. Die „Verbindlichkeit, die ich Ihnen, ob solche gleich fruchtlos ist, schuldig bin, muß mich dem ohngeachtet zur „Dankbarkeit verpflichten. Ich habe nur wenige „Augenblicke mehr zu leben, erlauben Sie mir also,

„daß

„daß ich Ihnen meinen letzten Willen, der Isabellen „betrifft, auftragen möge. Ich habe noch Recht, et„was von ihr fordern zu können, und diesem gemäß, „verlange ich, daß sie Ihnen ihre Hand gebe. Meine „Leute werden ihr sowohl, als ihrem Vater, den Dienst „melden, den Sie mir geleistet haben; und sie sollen „Zeugen seyn, daß ich als Ihr Freund sterbe. Ich „ersuche Sie, das Vergangene zu vergessen. Ich „sterbe: verstatten Sie mir, daß ich in Ihren Armen „sterben, und zum wenigsten das Vergnügen der Ueber„zeugung in die andere Welt mit hinüber nehmen „möge, daß Sie mir verziehen haben.“ Don Ramiro, der seinen Feind in den letzten Zügen, und wegen aller der Isabella zugefügeten Leiden gerühret, sahe, war zu großmüthig, als daß er seine persönlichen Beleidigungen nicht hätte vergessen sollen; er sagete daher zu dem Grafen, indem er ihn zugleich in seine Arme schloß: „Ich vergebe Ihnen alles, und mein „Herz ist nicht gemacht = = = = =.“ Hier hörete Don Ramiro auf zu sprechen, und that dagegen einen lauten Schrey. Der treulose Graf, welcher während der Umarmung einen Dolch aus seiner Tasche gezogen hatte, versetzete ihm damit einen Stoß. Don Ramiro, äußerst über die Treulosigkeit seines Feindes aufgebracht, entriß ihm den Dolch; und wie er ihm denselben in die Brust stoßen wollte, machete der Fall des Grafen, der sterbend zur Erde stürzte, daß er an einem vertheidigungslosen Manne nicht zum Mörder werden durfte.

Immittelst trugen sowohl des Don Ramiro, als des Grafen von St. Estevan Bediente, welche letztere

ihres Herrn Gedächtniß verflucheten, und seine Niederträchtigkeit vermaledeyeten, gleichseitige Sorge für den Don Ramiro; sie stilleten das Blut, welches aus seiner Wunde floß, und da die Stadt, in welcher die Abtey lag, die nächste war, so nahmen sie in dem ersten Dorfe eine bedeckte Tragbahre, und brachten ihn auf derselben dahin. So bald Don Ramiro daselbst angekommen war, schickete er einen von Isabellens Mannes Leuten ab, ihr die vorgefallene traurige Begebenheit zu melden. Der Abscheu, den des Grafen Handlung in ihr erweckete, erlaubete ihr nicht, dessen Tod zu bedauern; die Betrübniß aber über die gefährliche Verwundung des Don Ramiro war so stark, daß sie nicht umhin konnte, ihn zu besuchen. Sie wollte eben aus dem Kloster gehen, als man ihr meldete, der Marquis von Mendoza, ihr Vater, wäre angekommen, und erwartete sie in dem Sprachzimmer. Sie lief, ihn zu umarmen; und als sie ihm den Tod ihres Gemahles und die Verwundung des Don Ramiro gemeldet hatte, gefiel es dem Marquis, sie selbst zu einem Manne zu führen, den sie, seinem Befehle nach, von dem Augenblicke an als ihren Gemahl ansehen sollte.

Als Isabella und ihr Vater bey dem Don Ramiro ankamen, hatten die Wundärzte bereits den ersten Verband um dessen Wunde geleget. Dieser angenehme Besuch rührete ihn so stark, daß er alle ausgestandene Leiden darüber vergaß: und die Hoffnung, bald durch den Besitz der Isabella vollkommen glücklich zu seyn, welche der Marquis ihm versprach, trug eben so viel zu seiner völligen Genesung, die kurze Zeit

darauf erfolgete, bey, als die Pflege der Aerzte; und nach dieser Genesung gieng die Verbindung mit seiner schönen Geliebten auch vor sich.

Ende der Geschichte.

Schreiben
der
Demoiselle Cochois.

Ich freue mich, daß Sie an dem Lesen meiner Liebesgeschichte Gefallen gefunden haben; und ich ziehe daraus eine gute Vorbedeutung von dem Beyfalle des Publici. Sie werden ohne Zweifel die Stelle der Geschichte erkannt haben, die mir die Einkleidung zu meinem Werke an die Hand gegeben hat. Dieß ist die unter Philipp August vorgefallene Geschichte des Herrn de Couci und Madame de la Fayel. Da ich die traurigen Folgen der Eifersucht schildern wollte, habe ich geglaubet, ich könnte keine Handlung finden, welche besser darthäte, bis wie weit ein eifersüchtiges und lasterhaftes Herz seine Ausschweifungen treiben könne. Ich habe indessen die Geschichte gemildert, und mich nicht unterstanden, meiner Heldinn Menschenfleisch essen zu lassen. Dieß würde meine Leser vor den Kopf gestoßen, und ihnen einen Abscheu erreget haben, dessen ich sie überhoben. Sie wissen, daß der Herr de la Fayel das wirkliche Herz des Herrn von Couci, Liebhabers seiner Frauen, durch seinen Koch zurichten, und sie dasselbe essen ließ. Man hat

das

das Trauerspiel vom Atreus und Thyestes als zu grausam verworfen, so viele Vorsicht der berühmte Herr von Crebillon auch angewandt hat, das Unmenschliche seines Vorwurfes zu mildern. Was würde man nicht gesaget haben, wenn ich dem Seneca gefolget wäre, welcher den Thyestes das Blut seines Sohnes trinken, und dessen Gliedmaßen essen läßt? Ich glaube, man müsse in einem Romane die Regeln nach der Strenge beobachten, welche verbieten, im Trauerspiele zu schreckliche Anblicke vorzustellen. Heutiges Tages werden Romane geschrieben, um in denselben die verborgensten Empfindungen des Herzens zu entwickeln: und sie erhalten nur in so fern Beyfall, als sie mit so ziemlicher Kunst zum Unterrichte und Vergnügen gereichen mögen; über dieses muß darinnen der genaueste Wohlstand beobachtet werden. Hätte Despreaux einige von des jüngeren von Crebillon und des Prevost d'Exiles gesehen, so würde er nicht gesaget haben:

In einem eitelen Romane entschuldiget man ohne Mühe
alles,
Man fordert von ihm nichts weiter, als daß im fließenden Styl das Mährchen ergötze.
Eine größere Strenge würde alsdann ungereimt seyn;
Der Schauplatz aber fordert mehr Gründliches und Vernünftiges.

Ich habe mit einem ungemeinen Vergnügen wahrgenommen, daß Sie den Hauptendzweck meiner beyden Erzählungen begriffen haben. Ich habe allerdings, wie Sie sehr wohl anmerken, in meiner africanischen Geschichte alle Bewegungen der lebhaf-

testen Zärtlichkeit, und in der spanischen dargegen alle Verwirrungen der Eifersucht, ausdrücken wollen. In einer französischen Neuigkeit werde die Unordnungen der Verbultheit schildern; und so soll mir jede Nation, einen richtigen Begriff von den Empfindungen des Herzens und Verstandes zu geben, dienen, je nachdem solche mehr oder weniger zu einer Leidenschaft geneigt ist. Ich werde mich, so viel mir möglich seyn wird, bemühen, dadurch dem Titel des Werkes nachzukommen, zu dessen Mitarbeiterinn Sie mich zu machen, für gut befunden haben.

Ich bin u. s. w.

Vermischte und kritische Betrachtungen über das glückselige Leben, von dem Herrn Marquis d'Argens.

Erster Abschnitt.

Was die Alten von dem glückseligen Leben geschrieben haben?

Die alten Weltweisen, welche über die Dinge geschrieben haben, welche das Leben glückselig machen könnten, überließen sich überhaupt zu sehr metaphysischen Gedanken. Sie haben die einfältige Natur nicht zu Rathe gezogen, sondern sich ihre Einbildungskraft hinreißen lassen, und die wahre Glückseligkeit auf ein eingebildetes Ding gegründet, dessen Daseyn nur in ihrem Gehirne zu finden war. Sie haben die Menschen der Gottheit gleich machen wollen, und vermeynet, deren Glückseligkeit bestehe einzig und allein in der Liebe der Tugend; dergestalt, daß, wer nur tugendhaft war, auch jederzeit der Glückseligkeit genoß, von welcherley Leiden und Unglücke er auch geplaget seyn mochte. Dergleichen Meynungen wer-

werden alle Tage durch die Erfahrung widerleget, und die tugendhaftesten Leute empfinden und geben zu, daß sie oft höchst unglücklich sind, und herben Verdruß haben. Wahr ist es, die Tugend dienet ihnen bey diesen verdrüßlichen Widerwärtigkeiten zum Troste, und giebt ihnen Kräfte, dieselben zu ertragen; immittelst empfinden sie dieselben doch immer: und ob sie solche gleich als Streiche des Glückes aufnehmen, denen sie weder zuvorkommen, noch ausweichen können, so sind sie dem ohngeachtet höchst misvergnügt, daß sie solche erfahren müssen, und schätzen sich, wider alle Versicherungen, die ihnen die Philosophen über ihre wahrhafte Glückseligkeit ertheilen mögen, dennoch nicht für glückselig. Es ist höchst sonderbar, um nicht närrisch zu sagen, daß ein Mensch den andern bereden will, er leide nicht, wenn er die durchdringendsten Schmerzen fühlet; er sey reich, während daß er sich in abscheulichster Dürftigkeit befindet; er sey vergnügt, immittelst, daß ihn der Verdruß naget: kurz, er sey eben zu der Zeit, da er wahrhaftig unglückselig ist, vollkommen glücklich.

Das, was die Stoiker über die vollkommene Glückseligkeit ihres Weisen gesaget haben, war nicht allein der Wahrheit zuwider, sondern es lief wider die gesunde Vernunft; und ich begreife nicht, wie dergleichen ungegründete Gedanken, als dieser Philosophen ihre über die Glückseligkeit waren, sie nicht bey allen vernünftigen Leuten um Ehre und Ansehen gebracht haben. Welcher Mensch, der der Richtigkeit oder Unzuverläßigkeit einer Rede nachdenken will, wird nicht klärlich ersehen, daß nichts der Wahrheit ungemäßer sey, als alles Wortgepränge, welches Cicero in sei-

nem zweyten ungewöhnlichen Satze (Paradoxo) zum Erweise, daß derjenige, welcher Tugend besitze, auch alles habe, was er, um glückselig zu seyn, brauche, beybringt. Er saget: So, wie es für diejenigen keinen glückseligen Zustand giebt, die von Weisheit und Tugend entblößet sind, eben also kann es für die, welche Tugend, Weisheit und Stärke besitzen, keinen schlimmen oder unglücklichen Zustand geben. Kann man wohl eine Meynung vorgeben, von deren Falschheit wir in uns selbst eine stärkere und deutlichere Ueberzeugung haben? Wer kann leugnen, daß man bey aller möglichen Weisheit und Tugend leide? Hebt die Weisheit die Steinschmerzen wohl auf? Machet die Tugend den Podagristen heil von seinen schmerzhaften Empfindungen? Die Weisheit und Tugend helfen denen, welche mit diesen Krankheiten behaftet sind, in so fern, daß sie solche mit wenigerem Verdrusse ertragen, als andere Menschen; sie sind aber doch jederzeit schmerzhaft, und machen diejenigen, welche davon angegriffen werden, nicht allein unglücklich, sondern höchst unglücklich.

Der Vernunftschluß, durch den Cicero darthun will, es könne für die, welche Tugend besitzen, keinen, weder einen unglücklichen noch übelen, Zustand geben, ist ein bloßer Fehlschluß; und ich wundere mich, daß ein solcher großer Mann, wie er, sich nicht geschämet habe, denselben anzubringen. Derjenige, saget er, welcher seiner Sitten und Tugend wegen lobenswürdig und achtungswürdig ist, befindet sich in einem schätzbaren Zustande: nun ist ein schätzbarer Zustand weder zu fürchten, noch zu meiden; wäre er elend, so würde er dennoch zu fürchten seyn: folglich

ist ein jeder schätzbarer Zustand an Statt daß er elend seyn sollte, glücklich und blühend, mithin wünschenswerth. Cicero vermenget Sachen, die von einander getrennet werden sollten. Obgleich der Zustand tugendhafter Leute in Betrachtung der Tugend, welche man in ihm findet, lobenswürdig und schätzbar ist, so folget daraus nicht, daß er wünschenswürdig sey, zumal wenn er elend ist, wie es sich gar wohl treffen kann. Die Uebel, womit die tugendhaftesten Leute beladen sind, sind eben so wahre Uebel, als die, welche Bösartige erdulden. Sie fühlen die Schmerzen des Fiebers, die Ungemächlichkeiten der Kälte und Wärme, die Nothwendigkeit des Trinkens, Essens und Schlafens; kurz, sie sind allen Schmerzen und Bedürfnissen ausgesetzet, denen die Natur andere Menschen unterworfen hat. Ihre Tugend verhindert es also nicht, daß ihr Zustand nicht bisweilen höchst elend sey, und man ihn, an Statt ihn zu wünschen, nicht zu fürchten habe. Alle Vernünfteleyen der Stoiker würden die Natur der Uebel nicht ändern, sie sind jederzeit an und durch sich selbst Uebel; mithin sind ihre Reden nichts, als Blendungen, die nur diejenigen verführen konnten, welche, da sie glücklich und vergnügt waren, nie den Schmerz und Verdruß gekannt, oder sie wenigstens nur so schwach und dergestalt gefühlet hatten, daß sie kaum einen Eindruck auf sie gemachet hatten. Man darf sich nicht wundern, daß diese Leute sich haben durch die betrüglichen Reden der Stoiker hintergehen lassen, und sie durch deren prächtige Einwürfe verführet worden sind, welche von der Tugend den erhabensten Begriff zu geben scheinen, ob dieser Begriff schon im Grunde höchst

schädlich ist; weil er dieselbe, je mehr er sie erhebt, so hoch hinauf stellet, daß sie ganz und gar nicht von den Menschen erreichet werden kann.

Die Gemüthsart der Stoiker trug zu ihrer Meynung sehr viel bey: sie behaupteten oder verwarfen einen Gedanken, nachdem er ihrer Eigenliebe schmeichelte. Da sie viel Eitelkeit besaßen, wollten sie für Leute angesehen werden, die mit den übrigen gemeinen Menschen nichts Uebereinstimmendes hätten. Sie beflissen sich, daß man sie als Halbgötter betrachtete, die dem menschlichen Elende nicht unterworfen waren, und der Name der Tugend, den sie in alles, was sie vorbrachten, mengeten, dienete, allen ihren Meynungen ein rechthabendes Ansehen zu geben. Sie waren den Pharisäern gleich, sie bedeckten ihren Hochmuth, Stolz und ihre Absichten mit dem Schleyer einer heftigen Liebe zur Frömmigkeit, und ihre Weisheit war nichts, als ein listiger Betrug. Ueberhaupt, die Philosophen haben den Menschen mehr geschadet, als sie ihnen Nutzen gebracht, und diejenigen, welche ihnen es heutiges Tages nachthun wollen, und ihre Kenntnisse zur Vertheidigung so irriger als sonderbarer Meynungen anwenden, setzen die Erlernung der Weltweisheit in den Gemüthern rechtschaffener Leute in Miscredit, weil man Leuten, welche leere Einbildungen als wesentliche Stücke der Sittenlehre festsetzen wollen, den Titel Philosophen zugesteht.

Seneca hat eine Abhandlung über das glückselige Leben geschrieben: es stecket in dieser Schrift viel Verstand, weil deren Verfasser unendlich viel davon besaß; allein sie ist dem ohngeachtet, wegen der falschen Meynungen, welche Seneca darinnen behauptet,

ungemein mangelhaft. Man weis, daß man durch Hülfe des Verstandes eine sehr schlimme Sache vertheidigen kann, und zum Unglücke geschieht dieses von gelehrten Leuten nur zu oft: da der größte Theil mehr beschäfftiget ist, durch glänzende als gründliche Vernunftschlüsse zu gefallen. Ein Mensch, welcher in des Seneca Werke das Mittel, sich glückselig zu machen, suchen wollte, würde in demselben nichts weiter, als fast unanzuwendende Lehren und Trostgründe, finden, die eben so bitter, als der Schmerz selbst, seyn würden. Einer unserer besten Dichter hat wohl mit Rechte gesaget:

Homer macht durch seine lachende Bilder
Meine Sitten sanfter;
Seneca mein Gemüth
Durch seine wilden Vorschriften erbittert:
Und Epictet prediget seinem Leser vergeblich
In rednerischem Ton die höchste Glückseligkeit;
Ich finde in ihm einen Lehrer,
Der betrübter ist, als ich.

Zweyter Abschnitt.

Worinnen die wahre Glückseligkeit bestehe?

Die von den Stoikern gegebene Beschreibung der wahren Glückseligkeit verstößt vornehmlich darinnen, daß sie die Glückseligkeit einzig und allein in einer einzigen Sache bestehen läßt; an deren Statt verschiedene andere erfordert werden, ohne welchen der Mensch unmöglich glückselig seyn kann. Cicero saget:

get: Es giebt kein anderes Gut, außer Ehrbarkeit und Tugend, und außer dem Leben, welches dem einen so wohl, als dem andern, gleich ist, kein gutes und glückseliges. Dieser Philosoph hat Recht, wenn er behauptet, ein Leben ohne Tugend könne nicht glückselig seyn; er giebt aber zugleich etwas an, wovon wir täglich den Ungrund nicht allein sehen, sondern so gar empfinden, wenn er will, die Tugend, an sich betrachtet, sey das einzige Gut, und sie allein könne das Leben beglücken. Wir haben gesehen, daß man tugendhaft und unglücklich seyn könne, mithin wollen wir uns bey dem weitläuftigeren Erweise einer Sache, von welcher alle tugendhafte Leute überzeuget sind, nicht aufhalten. Ey wie! der Mann, welcher sein Vermögen verliert, und an den Bettelstab gebracht wird, der seine Kinder schimpflicher Weise unter der Hand des Henkers sterben sieht, seinen einzigen Freund durch Schiffbruch einbüßet, durch die Ausschweifungen seiner Frau entehret wird, und dessen Tochter durch einen Betrüger entführet wird; dieser Mann ist glücklich, und ihm ist die Tugend genug, einer vollständigen Glückseligkeit zu genießen! Ein Satz von der Art sieht einem Wahnwitzigen ähnlicher, als einem Philosophen. Wollte dieser Mensch glückselig seyn, so müßte er ein schlechter Vater, schlimmer Freund, und ein Mann ohne Ehre seyn. Der Stoiker Weise, den die Tugend allein beglückt machet, ist eine sehr verehrungswürdige Person.

Die wahre Glückseligkeit besteht in dreyen Sachen: 1) daß man sich nichts Strafbares vorzuwerfen habe; 2) daß man in dem Stande, in welchen uns der Himmel versetzet hat, und in welchem wir zu bleiben verbunden

bunden sind, seine Glückseligkeit zu finden wisse; und 3) daß man einer vollkommenen Gesundheit genieße. Fehlet uns eine von diesen dreyen Sachen, so können wir nicht wahrhaftig glücklich seyn. Die Tugend dienet uns alsdann zum Troste; sie mag uns aber von dem Leiden nicht frey machen, von welchem wir überfallen werden. Es ist ein großer Unterschied zu machen zwischen einem Menschen, den man tröstet, und zwischen dem, den man heilet; dem erstern hilft man, seine Unglücksfälle ertragen, und den Schmerz und die Traurigkeit des letztern verwandelt man in Freude und Vergnügen.

Es ist sicher, daß ein Mensch, der sich dem Laster ergiebt, so groß sein Vermögen sey, dessen er sich zu erfreuen hat, welche Würde er bekleide, und in welchem Ehrenamte er auch sitze, nicht glückselig seyn kann. Bösewichter sind ihre eigenen Richter, die Scheußlichkeit ihrer Missethaten begleitet sie allenthalben, und selbst zu der Zeit, wenn man ihr Verbrechen nicht weis, sind sie doch nicht ruhiger. Juvenal saget: Die erste Strafe, wodurch ein bösartiger Mensch gezüchtiget wird, ist, daß er selbst sich nicht unschuldig sprechen kann, wenn man ihn auch von der Schuld frey gesprochen haben sollte: der Richter mag sich immerhin bestechen, und ihm Gnade wiederfahren lassen, so ist er dennoch gezwungen, sie sich keinesweges selbst zu erzeigen. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubet, die Bösen könnten ihre Gewissensbisse ganz ersticken: sie stellen sich bisweilen vor, als hätten sie sich über die Vorwürfe ihres Gewissens hinweg gesetzet, und kurze Zeit hernach verdammen sie sich selbst; heimliches Schrek-

ken nimmt sie ein, sie verfolgen sich, und werden ihre eigenen Henker: die Martern, welche sie erdulden, sind unbeschreiblich; giebt es wohl in der Hölle eine grausamere Pein, als es diejenige ist, wenn man Tag und Nacht einen heimlichen Zeugen seines Verbrechens in seinem Gemüthe mit sich führet? Vergnügungen, Freudenfeste, Schauspiele, selbst die Reize der Liebe können ein Herz nicht beruhigen, welches von dem Bewußtseyn eines Verbrechens genaget wird. Das Gewissen spricht bey den prächtigsten Gastmalen, und, gleich einer unversöhnlichen Furie, deren Zorn nichts aufhalten mag, vergiftet es die schmackhaftesten Speisen, und verwandelt die lebhafteste Freude in Unruhe.

Die in Begehung des Lasters am kühnesten scheinen, sind, wenn sie es begangen haben, die furchtsamsten: sie fürchten beydes, den Zorn der Menschen und des Himmels, und erblassen bey dem geringsten Blitze. Donnert es, so sind sie halb todt: sie halten den Donner für keine Wirkung der Natur; sondern sie bilden sich ein, der über ihre Bosheit erzürnete Himmel wolle den Donner auf ihren verbrecherischen Scheitel schleudern. Sie sind nach Verstreichung des Gewitters nicht ruhiger; sondern sie glauben, die befürchtete Strafe sey nur aufgeschoben. Die schwächeste Krankheit scheint ihnen, den Tod zu drohen; und sie betrachten solche als eine Strafe, die ihnen das gegenwärtige Leben kosten, und sie in ein neues versetzen werde, das voller Uebel sey. Ich zweifele nicht, daß, wenn die Bösen allen Verdruß vorausfähen, welchen ihnen ihre Lasterthaten verursachen, sie von deren Begehung abstehen würden; so aber sehen und fühlen sie

deren

deren Gräuel nicht eher, als nachdem sie solche begangen haben. Inmittelst schreiten dieselben zu neuen, weil sie, von ihrer bösen Naturneigung hingerissen, das Böse, welches sie verdammen, thun müssen. Sie hoffen, die letztern Mishandlungen werden ihnen weniger Unruhe erwecken, als die erstern; und sie schmeicheln sich, je mehr sie Uebelthaten ausüben, desto eher würden sie deren gewohnt werden. Elende Sterbliche, die ihre Genesung durch das, was ihre Uebel verdoppelt, zu erhalten suchen, und sich ohne Unterlaß neue Qualen zubereiten!

Der gemeine Mann, welcher nur nach dem äußerlichen Scheine urtheilet, hält oft diejenigen für glücklich, welche der Verdruß abmergelt: er kann sich nicht bereden, daß ein unumschränkter Herr, dem alles gehorchet, unglücklich seyn könne; daß einen großen Herrn, welcher gute Tafel hält, Beyschläferinnen, Bedienten, Kutschen und Pferde, Paläste und Landgüter besitzt, tausend Unruhen martern: vernünftige Leute aber wissen, daß der Monarch, welcher sein Regiment nicht den Gesetzen der Billigkeit gemäß führet, empfindet, daß er von seinem Volke gehasset, von fremden Völkern verachtet, und sein Gedächtniß, als das Gedächtniß eines bösen Fürsten, der Nachwelt überliefert werden werde. So schlimm ein Mensch auch sey, so verdrießt es ihn doch, wenn er sich gehasset und verachtet sieht: die Bösen besitzen eben so wohl Eigenliebe, und sobald man deren hat, so bald schmerzen Haß und Verachtung. Man lese die Geschichte der grausamsten und wildesten Tyrannen, so wird man finden, daß sie viele Male den Schmerz darüber geäußert, daß sie wußten, wie sie ein Abscheu des menschlichen

lichen Geschlechtes waren. Die Aergerniß und der Verdruß darüber vermehrete annoch ihre Unbändigkeit und Grausamkeit; hätten sie geglaubet, daß sie weniger gehasset würden, so würden sie auch minder blutdürstig und mehr zu lenken gewesen seyn: so aber begiengen sie verschiedene häßliche Handlungen, um sich wegen des Abscheues zu rächen, den man für ihnen hatte, und ihre Rache vermehrete ihre Unruhe und den öffentlichen Haß.

Man kann also, in welchem Stande man lebe, nicht wahrhaft glückselig seyn, wenn man nicht tugendhaft ist. Fürst und Bauer sind in diesem Puncte gleich; den einen bezüchtigen seine Gewissensstiche auf dem Throne, und den andern, indem er pflüget. Derjenige, welcher ein glückseliges Leben zu führen suchet, muß das Laster ärger, als den Tod, fliehen, weil der Tod bloß unsere Lebenstage abkürzet, und jenes sie unglücklich machet. Der tugendhafte Mann findet nach dem Tode größere Güter, als die sind, welche er verliert; statt dessen wird der lebende Lasterhafte hier von Leiden und der Furcht für denjenigen Uebeln gemartert, womit ihn jenes Leben bedrohet: und sollte er auch die Unsterblichkeit der Seelen nicht glauben, so würde er dem ohngeachtet nicht minder unglücklich seyn, weil er keine Hoffnung vor sich sieht, daß die Uebel, die ihn gegenwärtig quälen, nach seinem Tode in Gutes verwandelt werden dürften.

Die zweyte zu einem glückseligen Leben unumgänglich nöthige Sache ist, sich in den Stand zu schicken wissen, in welchen uns der Himmel gesetzet hat, und bey welchem wir bleiben müssen. Wenn ein Mann mittelmäßig reich ist, wenn er alles besitzt, was ihn

wider

wider die Dürftigkeit schützet, warum sollte er neidisch über größeres Vermögen seyn, das ihn vielleicht nur unglücklich machen würde? Nicht die Reichthümer machen den Menschen glücklich, saget Horaz weislich; dieser schöne Name schicket sich nur für denjenigen, der seiner Klugheit sich bedienet, um alles das, was ihm die Götter zuschicken, gut aufzunehmen. So bald man sich dem Ehrgeize ergiebt, und man seinen Begierden keinen Zügel anleget, so wird man ein Sklave der Leidenschaften: sie erlangen das Recht, zu gebiethen, und der Mensch ist allezeit unglücklich, über den sie eine unumschränkte Gewalt haben.

Die klügeste und wichtigste Handlung des Lebens ist, welche uns in den Stand setzet, mit dem, was uns der Himmel zu Theile hat werden lassen, zufrieden zu seyn. Derjenige, welcher seine Einkünfte durch unerlaubete Mittel vermehren will, wird von den Vorwürfen seines Gewissens geplaget: und der, welcher sich durch erlaubete, aber mühsame, Wege einen Zuwachs verschaffen will, beladet sich mit Sorgen und Unruhen. Will man ein glückliches Leben führen, so muß man diese beyden Fehler vermeiden: und warum wollen wir auch ohne Unterlaß an die Bedürfnisse denken, die wir in einigen Jahren haben dürften? Man muß es auf die zufälligen Begebenheiten ankommen lassen, und uns dieselben auf das bestmöglichste zu Nutze zu machen suchen. Zudem, wissen wir, ob es uns zuträglich sey, daß der Himmel unsere Wünsche erhöre? Vielleicht würde der Augenblick ihrer Erfüllung der Anfang des Unglückes seyn, welches uns niederbeugen, und sich nur mit unserm Leben endigen

dürfte

dürfte; wenigstens würden sie gewiß in uns den Durst nach Reichthümern vermehren, und unsere Habbegierde noch stärker machen. Von der Minute an, in welcher sich ein Herz der Lust, große Güter zu erwerben, ergiebt, würden die Schätze aller Könige und Fürsten nicht zureichen, dieselbe zu befriedigen: je mehr dessen Reichthümer zunehmen, je größer wird der Geiz. Diese Leidenschaft ist unersättlich; je mehr man dieselbe zu befriedigen suchet, desto mehr nimmt sie an Stärke zu, und desto öfter läßt sie ihre Gewalt spüren. Sie ist ein unleidsamer Tyrann, den nichts besänftigen kann: noch mehr, sie ist ein Teufel in uns, der unsere Handlungen nach seinem Gefallen lenket, und uns nicht die geringste Freyheit läßt. Persius saget: „Wenn eure Gebiether aus eurem Herzen entspringen, und ihre Tyranney darinnen ausüben, seyd „ihr alsdann weniger Sklav, als der Bediente, welcher Schläge besorgen muß, wenn er dasjenige nicht „thut, was man ihn heißt? Schlafet ihr nach Gemächlichkeit den ganzen Morgen, so spricht der Geiz: „Fort, steht auf. Wie! ihr rühret euch noch nicht? „Steht auf, sage ich euch. Ach! ich kann nicht. „Das schadet nicht, auf! auf! Ich befinde mich in „meinem Bette so wohl, warum soll ich dasselbe „verlassen? Wie und warum? Setzet euch auf jenes Schiff, durchkreuzet die Meere, und bringt euer „Fahrzeug mit Castorhäuten, Fischen, und Ebenholze „befrachtet zurück: vertauschet dieselben, vermesset „euch dabey, und laßt euch nichts abschrecken. Aber „Gott = = = Possen, was Gott! Bist du nicht ein „Thor! Willst du nur allein Gott gefallen, so wirst „du nie etwas anderes, als ein Bettler, ein elender

„Kerl, seyn.“ Das ist ein so redendes als wahres Gemälde der kläglichen Wirkung der Begierde, Reichthümer aufzuhäufen. Man brauchet eben keiner Philosophie, einzusehen, daß ein anständiges mäßiges Vermögen unermeßlichen Gütern unendlich vorzuziehen sey; man darf nur die Vernunft hören, und ihrem Rathe folgen.

Ehrenzeichen und hohe Würden tragen zur Glückseligkeit des Lebens eben so wenig bey, als die Reichthümer. Will ein Bauer glücklich seyn, so brauchet er dazu nicht des Richteramtes in seinem Dorfe: ein Bürger hat nicht nöthig, einen Schultheißen wegen dessen Platz zu beneiden; und ein Parlamentsrath den Canzler. Man kann in allen Aemtern ruhig seyn, wenn man diejenigen Geschäffte, die damit verknüpfet sind, ehrlich und vernünftig verrichtet. Weit gefehlet, daß die Aemter einen Menschen glücklicher machen sollten, vermindern sie gewöhnlicher Weise dessen Glückseligkeit dadurch, daß sie ihn mehreren Pflichten unterziehen, die nicht abgewiesen und verabsäumet werden können, ohne dem Abbruch zu thun, was er dem allgemeinen Besten, und mithin auch seiner eigenen Glückseligkeit, schuldig ist; weil durch den angenommenen Grundsatz erwiesen worden ist, daß derjenige, welcher wider die Redlichkeit sich vergehe, nicht glücklich seyn könne.

Kluge Leute haben die Schwierigkeit empfunden, bey hohen Ehrenstellen einer vollkommenen Ruhe zu genießen, und daher, so viel es in ihrer Gewalt war, die hohen Würden gemieden, welche ihnen, indem sie dieselben weit über andere Menschen erhoben, zugleich neue Verbindlichkeiten auferlegeten: sie haben das

Schick-

Schicksal eines Privatmannes für ihre Glückseligkeit bequemer gehalten, als dasjenige, welches man ihnen verschaffen wollte; und sie haben nur alsdann Aemter übernommen, wenn sie dazu sich verpflichtet hielten, und sie dieselben ohne Nachtheile der Ordnung und der Gesellschaftspflichten nicht ausschlagen konnten: sie haben in der Folge aber dieselben nidergeleget, so bald sie eine günstige Gelegenheit dazu fanden. So handelte Locke: als er sein Leben in London nicht zubringen konnte, so legete er unter dem Vorwande, seine Gesundheit erlaube ihm nicht länger, zu London zu bleiben, sein Amt zu den Füßen des Königes nieder. Dieser Grund aber verhinderte den König nicht, daß er bey Locken anhielt, seinen Posten zu behalten, und daß er mit dem Ausdrucke zu ihm sagete: Ob er gleich nicht länger, als etliche Wochen, noch in London bleiben könnte, so würden dessen Dienste in dem Amte ihm dennoch auf so lange nützlich seyn; endlich gab er dem Ansuchen des Herrn Locke nach, der sich nicht entschließen konnte, eine so wichtige Bedienung, wie die seinige war, zu behalten, ohne deren Geschäffte mit mehrerer Ordnung zu verwalten.

Man kann von den Aemtern, der Geburt, den Blutsfreunden und Reichthümern sagen, daß ihr Verhältniß sich nach dem Verstande ihrer Besitzer richtet. Denen, die sich ihrer zu bedienen wissen, sind sie wirkliche Güter; für die aber, die den Gebrauch davon nicht machen, den sie davon machen sollten, werden sie große Uebel; und da man einer großen Klugheit nöthig hat, sich in der Glückseligkeit gehörig zu betragen, sind die Reichthümer und Hoheit, die uns über andere Menschen erheben, gewöhnlich mehr schädlich,

als nützlich: aus wahren Gütern verwandeln sie sich in Uebel, und widersetzen sich der Glückseligkeit des Lebens; darum aber, daß Ehren und Würden nach Maaßgabe ihrer Anwendung schädlich werden können, muß man nicht mit dem Seneca daraus folgern, daß keine Republik einen Weisen dulden, und wiederum, daß kein Weiser in einer Republik Diensten leben könne. Dieser Schluß ist falsch. Eine obrigkeitliche Person kann, sie sey so weise, wie sie will, sehr beglückt leben, wenn sie ihren Dienst mit Ehre verwaltet; ja, ihre Glückseligkeit wird größer seyn, je weiser sie ist: mithin ist es lächerlich, wenn man behaupten will, es sey durchaus unmöglich, daß ein mit Staatsangelegenheiten beschäfftigter Mann glückselig seyn könne. Die Gründe, welche Seneca zur Unterstützung seiner Meynung anführet, sind leere redneriſche Ausrufungen. Ich frage dich, saget derselbe, in welche Republik du dich begeben wolltest? Nach Athen, wo Sokrates verurtheilet worden, und Aristoteles geflüchtet ist, aus Furcht, daß man ihm da, wo der Neid tugendhafte Leute hinrichtete, ein Todesurtheil fällen möchte? Oder nach Carthago, wo unaufhörliche Unruhen herrschen, die Freyheit den tugendhaftesten Bürgern nachtheilig, die Gerechtigkeit und Billigkeit verachtet, und die Feindseligkeit so gar an eigenen Bürgern ausgeübet wird? Der Weise würde ganz sicher auch aus diesem Staate entfliehen: und wenn ich alle Regierungen nach der Reihe hernennen wollte, so würde ich auch nicht eine finden, welche einen weisen Mann, oder die ein Weiser dulden könnte. Wer ist derjenige, der auch bey

dem geringsten Scharfsinne nicht das Irrige des Schlusses wahrnehmen sollte, den Seneca gemachet hat? Sollte seine Meynung gelten, so folgete platterdings, alle Republiken müßten entweder durch unredliche, oder doch wenigstens durch Leute ohne Klugheit regieret werden; dieß würde das Verderben aller Gesellschaften verursachen. An Statt, daß ein weiser und tugendhafter Mann, den seine Macht und Stand zu öffentlichen wichtigen Bedienungen rufen, dieselben aus der Ursache zu übernehmen ausschlagen wollte, daß einige derselben von bösartigen Leuten besetzet wären, muß gegentheils die Tugend denselben zu deren Annahme bewegen, um durch seine Gerechtigkeit der Ungerechtigkeit übeler Richter die Wage zu halten, und, so viel an ihm ist, den Nachtheil gut zu machen, der rechtschaffenen Leuten wiederfährt. Die Ungerechtigkeiten, welche wider seinen Willen in der Republik ausgeübet werden, müssen ihn zu der Zeit, wenn er Richter ist, und keinen Antheil daran hat, nicht mehr betrüben, als wenn er eine bloße Privatperson wäre. Es ist nicht nothwendig, ein Staatsrath, oder Mitglied eines Parlamentes, zu seyn, um ein unbilliges Urtheil zu misbilligen und darüber betrübt zu seyn. Ein jeder tugendhafter Bürger zu Athen litte bey dem Todesurtheile des Sokrates: einer seiner Richter, der ihn freygesprochen, und, ohngeachtet seiner Stimme, ihn zum Tode führen gesehen hätte, würde darüber nicht betrübter, als dieser Bürger, gewesen seyn; sondern gegentheils für dem Bürger den Trost voraus gehabt haben, daß er alles dasjenige, was bey ihm stand, zur Rettung des Lebens dieses vernünftigen Weltweisen angewendet hätte.

So wie eine obrigkeitliche Person die Geschäffte seines Amtes als ein artiger Mann verwaltet, so müssen die Thorheiten, welche seine Mitbrüder begehen, ihm nicht empfindlicher fallen, als den anderen Bürgern; und mithin die Glückseligkeit seines Lebens nicht stören. Hätte Seneca sich daran begnügen lassen, zu sagen, es wäre einem Weisen weit leichter, in einer jeden Republik glücklicher als eine bloße Privatperson zu leben, als wenn er in derselben einen erhabenen Posten bekleidete; so hätte er richtig geschlossen: so aber ist es falsch, daß man in den erhabensten Aemtern nicht glückselig seyn könne, wenn man sich seine Pflicht angelegen seyn lassen will. Den Großen kostet eine vollkommene Ruhe mehr Mühe, als Niederen; sie können aber alle beyde darzu gelangen.

Man will vielleicht fragen, warum die Großen, welche glückselig und ruhig seyn wollen, nicht Privatpersonen werden, da die letzteren es weit leichter sind? Die Ursache davon ist ganz natürlich; weil sie, da sie durch das, was sie ihrer Familie, ihrem Vaterlande, ihrem Fürsten und sich selbst schuldig sind, an ihren Stand gefesselt werden, und, ohne ihrer Pflicht Abbruch zu thun, ihn nicht würden verlassen können. Sie würden eine Wahl treffen, von der sie überzeuget sind, daß sie sich nicht für sie schicke; und sie würden in diesem neuen Stande nicht glückselig seyn, weil die dazu am hauptsächlichsten nöthige Sache diese ist, daß man sich nichts vorzuwerfen habe. Es ist daher natürlich, daß kluge und einsehende Leute in den Posten bleiben, in welche sie der Himmel eingesetzet, und für welche er sie bestimmet hat, auch sich bearbeiten, sich darinnen glückselig zu machen, ohne zu einer

Veränderung zu schreiten, welche, statt ihnen zuträglich zu werden, denselben zum Schaden gereichen, und sie für immer von dem Zwecke entfernen dürfte, zu dem sie gelangen wollten.

Dritter Abschnitt.

Von den Fällen, in welchen es erlaubet ist, den Stand zu verändern.

Die festgesetzete Grundlehre, ein jeder müsse sich in seinem Stande glückselig zu machen suchen, leidet inzwischen verschiedene Ausnahmen. Befindet man sich in einem Posten, in welchem man Laster begehen muß; kann man nicht umhin, sich ungerechten Gewohnheiten zu unterziehen, und der Ungerechtigkeit des Fürsten, den versteckten Händeln einer Partey, und der Untreue eines Vorgesetzten zum Werkzeuge zu dienen, so ist es alsdann nicht allein erlaubt, an die Veränderung des Standes zu denken, sondern es ist ein Beweis der Tugend, wenn man denselben abändert: und man mag ergreifen, welchen man wolle, so wird man in demselben jederzeit glücklicher, als bey dem vorigen, seyn, sobald man nicht in demselben wider sein Gewissen zu handeln verbunden ist. Alle Schätze der Welt und die allergrößesten Ehrenzeichen müssen uns nicht bewegen, ein Amt zu lieben, welches uns zu Uebelthätern machet, uns jeden Tag neuen Verdruß zubereitet, und uns dereinst um so grausamern Gewissensbissen aussetzen wird, als die Bereuung der begangenen Fehler unnütze, und es uns unmöglich seyn

wird, das begangene Böse gut zu machen. Die beträchtlichsten Güter hören auf solches zu seyn, sobald sie uns zur Abweichung von der Tugend bringen; sie sind weit schädlicher, als Hunger und Pest.

Man ist nur so lange, in seinem Stande zu bleiben, verbunden, als man darinne der Gesellschaft nothwendig ist; sobald man ihr in demselben gleichgültig wird, kann man solchen verlassen: sobald man aber dieser Gesellschaft schädlich ist, so muß man ihn verlassen. So wenig man Acht auf seine Ruhe hat, indem man seinen Posten behält; eben so wenig muß man, um in demselben zu bleiben, auf die Reichthümer Achtung geben. Das Geld ist entweder unser Tyrann oder unser Sklave: es ist dessen Tyrann, welcher, dasselbe zu erhalten oder zu erlangen, der Redlichkeit vergißt; und desjenigen Sklave, der sich dessen zu rechter Zeit zu bedienen, und, wenn es nöthig wegzuwerfen ist, es auch ohne Bedauern zu verlieren weis. Es ist jedem klugen Menschen bewußt, daß es nützlicher sey, das Geld gehorche uns, als wenn wir demselben gehorchen; und so denkt auch in Ansehung der Ehrenzeichen, Aemter und anderer Sachen, die nur in so fern Güter sind, als wir den rechten Gebrauch davon zu machen wissen.

Noch ist es erlaubt, den Stand zu verändern, und den, den man zu erhalten wünschet, für glücklicher anzusehen, als den, den man bekleidet; wenn diese Veränderung ohne Verletzung seiner Pflicht geschehen kann. Ein Kaufmann, welcher nach erworbenen beträchtlichen Summen sich adeln läßt, und glaubet, er werde im adelichen Stande glückseliger, als im bürgerlichen, seyn, setzet seine Glückseligkeit in eine Sache,

welche

welche verschiedener Personen Glück nicht machen würde; immittelst handelt er aber recht, daß er sich und einen zulässigen Ehrgeiz befriedige, welcher ihm vielleicht einen Theil des Vergnügens entziehen möchte, den ihm sein gemachetes Glück vergönnet. Die obrigkeitliche Person, die ein Privatmann werden will, weil sie des Arbeitens müde ist, und sein Amt an einen Menschen verkaufet, dessen Verdienst und Geschicklichkeit er kennet, kann nicht getadelt werden: denn er entlediget sich der Pflicht, welche er der Gesellschaft schuldig ist, durch die Wahl dessen, den er an seinen Platz stellet; und verschaffet sich das Vergnügen, welches er verlanget. Der Bauer, der sich zum Bürger machet: der Bürger, welcher ein Kaufmann wird: die Frau, welche, nachdem sie ihre Kinder vortheilhaft versorget hat, sich in ein Kloster begiebt: der Hausvater, welcher sich in Aemter begiebt, um seine Kinder darein zu setzen; alle diese Leute haben Recht, ihren Stand zu verändern; denn es ist ausgemacht, daß ihnen in dem Stande, den sie verlassen, etwas mangeln würde, welches ihre Glückseligkeit stören dürfte. Es zeiget einen vernünftigen Mann an, wenn er zuläßige Begierden zu befriedigen suchet.

Wir haben festgesetzet, die Gesundheit sey einer der drey wesentlichen Puncte zur Glückseligkeit des Lebens: und wir sehen ihn annoch als einen solchen an, der uns den Stand abzuändern erlaubet; weil das Leben ohne Gesundheit nichts, als Mattigkeit, und der Tod einer unter Schmerzen zugebrachten Lebenszeit vorzuziehen ist. Nichts ist närrischer, als was die Stoiker von der Gesundheit sagen; ihrer Meynung nach ist dieselbe kein Gut, weil ein wahres Gut nicht ver-

loren werden kann, und für allen äußeren Anfällen sicher ist: und nach eben dem Grundsatze, die Gesundheit sey kein wahres Gut, behaupteten diese Philosophen, der Schmerz sey kein Uebel, weil das Uebel nichts anders, als eine Zuwiderlaufung der Ordnung, wäre; und aus diesen beyden Gründen folgerten sie, daß, wie es für diejenigen, welche von Weisheit und Tugend entblößet wären, keinen glücklichen Zustand gäbe, so könne es auch weder einen schlimmen, noch unglücklichen für die geben, welche Tugend, Weisheit und Stärke besitzen: dergestalt, daß ein tugendhafter Mann, den man lebendig schindete, nach der Meynung der Stoiker, sich in einem recht glücklichen Zustande befände. So närrisch und auslachenswürdig diese Meynung auch ist, so hat doch Cicero alle seine Beredsamkeit angewandt, zu beweisen, daß solche der Vernunft und Natur gemäß sey. Wenn man ihm glauben wollte, so würde er ein Vergnügen daran gefunden haben, die grausamsten Martern zu erdulden; und man sollte fast denken, er würde sich in einem Fasse voller eiserner Stacheln eben so bequem, als in einem köstlichen Bade, befunden haben. Nein, saget er, ich habe den Zustand des Regulus nie weder unglücklich, verdrüßlich, noch mitleidenswürdig gefunden; denn der Carthaginenser Peinigungen vermochten weder auf die Hoheit seiner Seele, auf seine Weisheit, Frömmigkeit, Beständigkeit, noch auf jede andere von seinen Tugenden etwas, und mithin auch nicht auf seinen Verstand. Die Feinde konnten sich seines Körpers bemächtigen, und denselben alles, was sie wollten, erleiden lassen; allein seine von so vielen Tugenden umgebene

und dadurch befestigte Seele war außer allen Angriff gesetzet. Hätte Cicero sich seiner Einbildungskraft weniger überlassen, oder hätte er, indem er diese herrlichen Sachen schrieb, einen heftigen Anfall vom Podagra gehabt, so würde er empfunden haben, die Seele des größten Mannes sey eben so wohl gezwungen, an den Uebeln des Körpers Theil zu nehmen, als die Seele eines Lastträgers. Sie suchet vergeblich, sich über die Leiden hinwegzuschwingen, und sich, so zu sagen, von dem Körper abzusondern; alle hohe Gesinnungen, die sie zu der Zeit zur Hülfe rufet, verhindern nicht, daß sie nicht den allgemeinen Gesetzen der Natur unterliege, und an den Schmerzen des Körpers Theil nehme.

Ein Mensch, der da leidet, er sey so weise, wie er wolle, wünschet sicherlich, daß das Uebel, welches er erduldet, sich endigen möge; man müßte ohne Sinnen, oder ein unverschämter Lügner seyn, wenn man diese Wahrheit leugnen wollte. Wenn dieser Mann nun den Schmerz als kein Uebel ansähe, so würde er sich wenig darum bekümmern, ob er nachließe oder fortdauerte, und er würde denselben für eines von den gleichgültigen Dingen halten, von denen es gleich viel gilt, ob sie da oder nicht da sind, und an denen man nicht den geringsten Antheil nimmt. Ich gestehe, daß die Personen, welche Tugend und Standhaftigkeit besitzen, ihre Uebel geduldiger, als andere, ertragen: allein dadurch, daß man sich Mühe giebt, durch den Schmerz sich nicht niederdrücken zu lassen, und dasjenige, was man nicht vermeiden kann, standhaft zu leiden suchet, machet man sich gegen das Uebel noch lange nicht

fühl-

fühllos. So verhält es sich mit dem körperlichen Leiden, wie mit dem Leiden des Geistes. Es verliert ein Mann seinen Sohn, sein Vermögen, seine Liebste, und seinen Freund, er saget sich selbst alles vor, was ihn trösten mag, und zwingt sich, damit sein Gemüth nicht unter dem Gewichte der Traurigkeit erliegen möge; dem ohngeachtet ist er über den Verlust, den er bedauret, höchst schmerzlich betrübt. Er hat seine Wunde verbunden, darum aber ist sie noch nicht geheilet; sie wird noch lange bluten, und vielleicht nie zuheilen. Ein anderer hat Steinschmerzen und Podagra, und leidet empfindlichst: dieser entschließt sich, alles Mögliche zu deren Verminderung beyzutragen, und denkt an das, was seine Genesung bewirken mag; erwartet er ferner keine Hülfe, so hoffet er, der Tod werde seinen Qualen ein Ende machen: und der Gedanke an seine Genesung oder an den Tod ermuntert denselben zur Geduld.

Haben die Leute, welche man für tugendhaft gehalten hat, die Leiden des Gemüthes und des Körpers für keine wahren Uebel gehalten: war ihre Seele mitten unter den Martern frey: störeten die Siege ihrer Feinde und die erlittenen Beschimpfungen die Ruhe ihres Geistes nicht: konnten sie alle Zufälle des menschlichen Lebens ertragen: verachteten sie die übelen Begegnungen des Glückes; und war ihnen, wie Cicero saget, ihre Tugend eine wider alle Anfälle gesicherte Schanze, hinter deren Bedeckung sie weder überwunden, noch zum Weichen gebracht werden konnten, warum haben die berühmtesten von diesen tugendhaften Leuten sich selbst getödtet, ihrer dermaligen Pein

ein

ein Ende zu machen, und die künftigen zu vermeiden? Die Schande und der Verdruß, in die Hände des Cäsars zu fallen, bewogen den Cato, daß er sich das Leben nahm. Dieser Mann, der so weise war, daß das Alterthum ihn allein allen Göttern entgegen setzete, hat den Gedanken, daß er seinen Ueberwinder sehen sollte, nicht ausstehen können. Was wird aus allen Vernunftschlüssen des Cicero, wenn man sie in Ausübung bringen will und muß? Sie verschwinden, und haben das Schicksal aller ungegründeten Meynungen; sie glänzen nur, und erhalten sich so lange, als sie nur gedacht werden; in der Ausübung aber halten sie eben so wenig Stich, wie die Träume, welche das Erwachen verjaget. Daher muß man gestehen, daß Vernunft und Natur uns jeden Augenblick überzeugen, der Schmerz sey ein Uebel, und die Gesundheit folglich ein großes Gut, weil sie allein alle körperliche Leiden entfernet. Ohne ihr kann man unmöglich in der That glückselig seyn, und die größeste Weisheit ersetzet nur zum Theile die Schmerzen und peinlichen Empfindungen, welche uns deren Verlust verursachet.

Da die Gesundheit zur Ruhe des Lebens unumgänglich nöthig ist, so ist es natürlich, daß es erlaubet sey, einen Stand zu verlassen, welcher machet, daß wir solche verlieren, weil wir ohne ihr in diesem nie wahrhaftig glücklich seyn können, welche Mühe wir uns auch darum geben mögen. Was hilft einem Menschen, dessen Magen verdorben ist, und die leichtesten Speisen mit Mühe verdauet, die herrlichste Tafel? Was helfen dem die Reichthümer, der verbunden ist, sein Leben im Bette mit Brühen und Gersten- oder Haferränken zuzubringen? Welchen Vortheil

zieht

zieht eine Person aus der Ehre, die der Anmuth der Gesellschaft nicht mehr genießen kann, und nur den betrübten Trost hat, daß deren Arzt, Chirurgus, und deren Bediente, die in einer langwierigen Krankheit zu ihrer Pflege bestimmet sind, sie Eure Hoheit nennen? Gereichet einem Generale, einer geschickten Magistratsperson, und einem berühmten Gelehrten ihr erworbener Ruhm zu sonderlicher Erleichterung im Podagra? Kurz, ohne der Gesundheit verlieren alle Güter drey Viertheile ihres Werthes, und werden gar unbrauchbar. Man kann daher in deren Aufrecht- und Wiedererhaltung nicht vorsichtig genug seyn; und nichts, als die Gründe, die uns zwingen, einen Stand beyzubehalten, ob wir schon wissen, daß er uns das Leben kosten werde, mögen uns verpflichten, in demselben auf Gefahr unserer Gesundheit zu bleiben. Wir müssen unser Leben geringer, als Ehre und Tugend, schätzen; und ein jeder rechtschaffener Mann scheuet sich für dem Laster mehr, als für dem Tode. Zudem würde die Gesundheit, die wir auf Kosten unserer Frömmigkeit erlangeten, uns nicht glücklich machen; wir würden vielmehr, indem wir ein zu der Glückseligkeit des Lebens wesentliches Stück gewönnen, ein anderes, das Zeugniß eines guten Gewissens, dagegen einbüßen, mithin das auf Seiten des Gemüthes wieder verlieren, was wir auf Seiten des Körpers erhalten hätten: da doch ohne beyder Ruhe keine wahre Glückseligkeit Statt findet.

Vierter Abschnitt.

Daß es nicht an uns liege, wahrhaft glückselig zu seyn.

Was wir bisher gesaget haben, leitet uns nothwendig zu der Untersuchung: ob es von uns abhänge, wahrhaft glücklich zu seyn? Verschiedene alte Weltweisen haben es versichert, und verschiedene Neuere haben diese Meynung angenommen; allein keine von beyden haben das gesaget, was sie wirklich dachten. Sie haben ein Lehrgebäude aufführen wollen, und dasselbe glanzvoller, als wahr, zu machen gesuchet. Wie hätten sie überzeuget seyn können, daß sie Herren ihres Glückes wären, da es unmöglich war, daß ihnen nicht bisweilen zu der Zeit, als sie glücklich zu seyn wünscheten, ein Unglücksfall begegnete? Hieng es von ihnen ab, das Leben ihrer Freunde und Aeltern zu verlängern? Stand es ihnen frey, sich der zwangsvollen Pflichten zu überheben, die sie erfüllen mußten? Waren sie gesund, wenn sie wollten? Waren sie von Gemüthskummer und körperlichem Leiden frey? Wenn alle diese Dinge nicht in ihrer Gewalt standen, und von ihrer Willkühr abhiengen, so hieng es auch nicht von ihnen ab, glückselig zu seyn, weil der mehreste Theil dieser Dinge entweder das Glück oder Unglück des Lebens ausmachen.

Der Hochmuth muß die Menschen stark verblenden, und sie müssen sehr wenig Betrachtungen über sich selbst anstellen, weil sie in eben der Zeit, da sie durch ihren natürlichen Zustand nicht allein allen Uebeln ausge-

ausgesetzet sind, sondern annoch von ihnen überfallen werden, ohne daß sie solchen ausweichen mögen, sich bereden, und andere bereden wollen, ihre Glückseligkeit hienge von ihnen ab; das ist, sie könnten den Elementen gebiethen, daß weder sie, noch ihre lieben Freunde, von der Strenge des Winters, der Hitze des Sommers, und von irgend einer Krankheit etwas zu befürchten hätten. Sollte der Menschen Glückseligkeit eine Folge ihres Willens seyn, so müßte dieser Wille auch alles das entscheiden können, was deren Glückseligkeit wirken muß.

Ein vernünftiger Mensch ist überzeuget, daß er selbst zu der Zeit, in welcher er der allerglücklichste zu seyn verhoffte, unglücklich werden kann: er weis, daß er für den Schlägen eines widrigen Glückes nicht gesichert, Krankheiten und dem Tode unterworfen ist, und daß ein Augenblick seine Freude, ohngeachtet seiner Wünsche und Vorsicht, in Betrübniß, und seine Gesundheit in Mattigkeit verwandeln kann. Unser Zustand hängt keinesweges von unserem Wollen, wohl aber von dem Willen des Himmels ab: dieser schicket uns nach seinem Gutbefinden Gutes und Böses zu. Die Unmöglichkeit, uns, trotz dem widerwärtigen Glücke, die gesuchete Glückseligkeit zu verschaffen, ist einer der deutlichsten Beweise der Unsterblichkeit der Seele: von dieser Glückseligkeit haben wir nicht allein einen Begriff, sondern wir wissen, daß sie da sey, und dem ohngeachtet können wir dieselbe, wenn uns das Schicksal nicht günstig ist, nicht erlangen; sie muß also für ein anderes Leben aufgehoben seyn, und die Hoffnung, sie darinnen zu finden, ist der

kräf-

kräftigste Trost in unserm Unglücke, und machet, daß wir im Voraus einen Theil dieser Glückseligkeit schmecken.

Der Weise hält sich nur an den gegenwärtigen Zeitpunct, und martert sich nicht damit, was ihm in der Zukunft begegnen möge: er bedienet sich aller der Vorsicht, deren ein jeder verständiger Mensch sich bedienen muß, weil er sich selbst nicht vorzuwerfen haben will, er sey die Ursache der ihm zuzustoßenden Uebel; und so erwartet er endlich das Schicksal, das ihm bestimmet ist. Er weis, Gott habe aus Wirkung seiner Weisheit das Zukünftige in dichte Finsterniß eingehüllet, und lache der Sterblichen, welche ihre Sorgen über die ihnen vorgeschriebenen Gränzen hinausdehnen. Diese überflüßige Vorsichtigkeiten martern nur die, von welchen sie genommen werden, und entziehen ihnen die Süßigkeit der gegenwärtigen Zeit, ohne sie für den Unglücksfällen zu bewahren, die sie in der Folgezeit befürchteten. Wir sollten viel lieber die Lehre des Horazes unabläßig im Andenken haben, wenn er saget: Derjenige ist glücklich und Herr über sich selbst, der alle Abende sagen kann: Ich habe gelebet, und diesen Tag wohl angewandt. Da der Mensch nur Herr über den Zeitpunct ist, in welchem er lebet, warum verliert er denselben? So bald er verstrichen ist, so ist er unmöglich zurück zu rufen. Die Zeit hat ihn auf ihren Fittichen hinweg getragen, und der darauf folgende Zeitpunct ist vielleicht eben so unglücklich, als der vorbeygestrichene glücklich war, wenn man sich denselben zu Nutze zu machen gewußt hätte. Das Glück, welches an den härtesten Umkehrungen einen Gefallen hat, und der Entwürfe der Men-

schen spottet, läßt unaufhörlich Würden, Reichthümer, Armuth, Freude, Verdruß, Gesundheit und Krankheit von dem einen zu dem andern gehen, und was dasselbe heute dem einen gegeben hat, das entzieht es ihm morgen, und trägt es einem andern zu.

Fünfter Abschnitt.

Welche Gattung des Lebens uns am leichtesten glückselig machen könne?

Mir scheint es, das Leben, welches weder zu einsam, noch zu zerstreuet ist, sey das bequemste, uns glückselig zu machen. Man muß zwischen der Einsamkeit und dem häufigen Umgange ein sicheres Mittel zu treffen suchen; beyde, die zu strenge Einsamkeit und das tumultuarische Leben, haben ihre Unvollkommenheiten. Wir wollen alle beyde Arten untersuchen.

Aemter, Würden und große Reichthümer tragen nichts zur wahren Glückseligkeit bey; oft sind sie derselben hinderlich, indem sie fast immer mehr Verwirrung, als Nutzen, bringen. Für denjenigen, welcher glücklich zu leben suchet, ist eine ziemliche Mittelmäßigkeit, in der man alles Nöthige genießt, den Schätzen tausendmal vorzuziehen, welche verschiedene Personen um so begieriger aufhäufen, als sie darinnen das zu finden glauben, was sie nie darinnen finden.

Diese Mittelmäßigkeit ist unter den Gütern, welche der Himmel seinen Günstlingen bescheret, das größeste: sie verhindert auf der einen Seite, daß man

nicht ein Sklave der Leidenschaften ist, von welchen die Großen beherrschet werden, und auf der andern sichert sie uns für den Uebeln, von welchen Dürftige geplaget sind; denn die Armuth, verschiedene Philosophen mögen sagen, was sie wollen, ist ein Uebel, und ein um so viel mehr unangenehmes Uebel, als es die Ursache zu vielen andern ist. Wahr ist es, die Armuth muß uns nicht schimpflich fallen, noch unsern Muth vermindern; weil dieselbe von unserer Art zu denken unabhänglich, und es unser Fehler nicht ist, wenn wir arm geboren worden sind. Will man glücklich seyn, so muß man sich bemühen, dieses Unglück zu ersetzen, und sich es angelegen seyn lassen, ein gewisses Vermögen, welches uns der Unbequemlichkeiten der Dürftigkeit überhebe, durch erlaubete und ehrliche Wege zu erwerben.

Es ist lächerlich, wenn die Stoiker und gewisse neuere Weltweise behaupten, die Reichthümer wären nicht gut. Seneka mag sagen, wie er will, daß, wenn sie gut wären, so würden sie die Menschen auch gut machen, und das, was man in den Händen der Gottlosen sähe, könne kein Gut genennet werden; so sehen diese prächtigen Reden den Seifenkugeln ähnlich, welche die Kinder aufblasen, und inwendig hohl sind. Wären die Reichthümer darum nicht gut, weil sie die Menschen nicht besser machen, so würde daraus auch folgen, daß die Gesundheit, welche nach der Tugend das größeste Gut ist, kein Gut wäre, weil sie die Menschen nicht gut machet, und ein Böswicht nach seiner Krankheit und Besserung seine Gemüthsart nicht ändert. Der zweete Grund des Seneca ist nicht besser, als der erste;

denn wären die Reichthümer darum kein Gut, weil sie der Böse mit dem Guten gemein hat, so würden das Gesicht, das Gehör und der Geschmack ebenfalls keine Güter seyn, da sie alle Menschen besitzen. Ich sage noch weiter, die Erkenntniß Gottes ist das kostbareste unter allen Gütern; sollte man leugnen, daß sie eines wäre, weil Bösen und Frommen diese Erkenntniß beywohnet? Sie wird die einen straffällig machen, weil sie keinen Gebrauch davon gemachet, und die andern, weil sie sich ihrer besser bedienet haben, beglückseligen: so ist es auch mit den Reichthümern beschaffen; sie sind große Güter für die, welche davon Gebrauch zu machen wissen, und Uebel für andere, welche sie übel anwenden.

Seneca ist, seiner philosophischen Scheingründe ohngeachtet, gezwungen, zu bekennen, Reichthümer zu besitzen, sey nothwendig. Ich will nicht, saget er, daß man sie als gut ansehe, und solche Güter nenne; ich räume aber ein, daß man deren haben müsse, daß sie dienlich sind, und dem menschlichen Leben große Bequemlichkeiten verschaffen. Ey! ey! eine Sache ist dienlich, sie verschaffet dem Leben große Gemächlichkeiten, und doch ist solche kein Gut? Lehret die Philosophie so schließen, so wollen wir uns hüten, Philosophen zu werden: doch nein! sie ist zu vernünftig, als daß sie uns so irrig sprechen lehren sollte; nur deren übele Anwendung stürzet uns in den Irrthum. Wir bilden uns ein, ihr zu folgen, und wir entfernen uns mehr von ihr; wir denken, sie führe uns, und sie hat uns verlassen. Eine vorgefaßte Meynung für unsere Gedanken beredet uns, sie seyen der wahren Philosophie gemäß. Die Eigenliebe für

unsere Meynungen hat verschiedene Male die größesten Männer verführet, und Cicero, als er deren Irrthümer erwog, konnte nicht umhin, zu sagen: Es wäre nichts so abgeschmackt und unvernünftig, das nicht von einigen Philosophen behauptet worden seyn sollte.

Will Seneca beweisen, die Reichthümer wären, ohngeachtet ihres Nutzens, keine Güter, so bringt er diese Betrachtung bey: Man setze mich in ein mit reichem Geräthe, goldenen und silbernen Gefäßen ausgefülletes Haus, ich werde mich darum nicht für schätzbarer halten. Führet mich auf die hölzerne Brücke, und jaget mich unter die Armen, die ihr Brod betteln, und ich werde nicht denken, daß ich mehr zu verachten wäre. Diese Worte des Seneca sind ein falscher Schluß, in welchem er die Verachtung mit dem Unglücke vermenget. Es kann ein Mensch eben so verehrenswürdig, als unglücklich, seyn. Als Belisarius auf den Straßen zu Constantinopel Almosen sammlete, war er darum nicht zu verachten; er war unglücklich, und höchst unglücklich. Ich gebe zu, ein Mensch müsse sich darum nicht minder weise, tugendhaft, und der Belohnung würdig halten, weil er sich in der Dürftigkeit befindet; er solle sich aber für weniger glückselig schätzen, als wenn er sich in einem Zustande befände, wo er alle seine Bedürfnisse hätte. Ein Mensch, der ein böses Fieber hat, hält sich darum nicht für verachtenswürdiger, als ein anderer, der einer vollkommenen Glückseligkeit genießt; immittelst ist er minder glücklich.

Sechster Abschnitt.

Mängel des Lebens in der großen Welt.

Man findet ungemein schwer die wahre Glückseligkeit in dem zerstreuungsvollen Leben der großen Welt. Will man glücklich seyn, so muß der Geist ruhig und zufrieden seyn; dieß ist fast unmöglich, wenn man in der Unordnung und im Gewühle lebet.

Leute, welche große Aemter besitzen, sind mit den Geschäfften anderer so überhäufet, daß ihnen kaum so viele Zeit übrig ist, an die ihrigen zu denken; sie leben also mehr für das Publicum, als für sich. Der Hof- oder Kammergerichtsrath arbeitet den ganzen Tag, sich von den verschiedenen Processen zu unterrichten, die er in Vortrag bringen soll: der Staatsrath erliegt unter der Last der Sachen, die den Staat betreffen: jener Officier verwendet seine ganze Lebenszeit auf die zum Kriege erforderlichen Dinge, deren Sorge ihm anvertrauet ist; kurz, alles, was die Menschen über andere erhebt, und sie, für das gemeine Beste zu arbeiten, verpflichtet, vermindert die Sorgfalt, die sie für ihr eigenes Beste anwenden könnten. Das, was sie andern zu geben gezwungen sind, ist so gut, als würde es ihnen entzogen; und je mehr man seine Pflichten vermehret, je mehr wachsen die Bemühungen und oft auch der Verdruß an.

Die bloß mit ihren eigenen Sachen beschäfftigten Personen haben, sich glücklich zu machen, für denen, welche für das Publicum arbeiten, eben so viel Vortheil vor-

aus, als ein Mensch, der mit einer Last von zweyen Pfunden leichter zum Ziele gelanget, für dem hat, welcher mit dreyhundert Pfunden auf dem Nacken eben dahin gelangen will: indessen ist es nicht unmöglich, daß der mit dreyhundert Pfunden beladene Mensch den vorgenommenen Lauf vollende; wie weit leichter würde dieses ihm aber ohne der übermäßigen Last nicht werden? Eben also mag ein mit den Sachen des Publici oder des Krieges beschäfftigter Mann, ungeachtet seiner Verlegenheit, die Zeit finden, für seine Geschäffte zu sorgen, und an seiner Glückseligkeit zu arbeiten; er hat aber zweyhundert und acht und neunzig Schwierigkeiten zu übersteigen, die jener unbeläſtigte nicht zu tragen hat.

Es giebt Leute, und diese Leute machen drey Viertheile von denen aus, welche man Leute von gutem Stande nennet, und die ohne alle Aemter mit sich selbst eben so wenig beschäfftiget sind, als wenn sie verbunden wären, für den Staat zu sorgen. Bey ihnen sind die Leidenschaften das, was bey anderen die Ueberhäufung ist; sie bringen ihr Leben in einer immerwährenden Verwirrung zu: an Statt über sich nachzudenken, kennen sie sich nicht; und handeln jederzeit ohne Ueberlegung. Der Geiz, die Eifersucht, die Liebe, der Haß und die Rache sind die Triebfedern ihrer Handlungen; und ihre Seele überläßt sich den Eindrücken der gefährlichsten Leidenschaften. Viele ergeben sich der Unmäßigkeit, und glauben, in einer herrlichen Tafel die gesuchte Glückseligkeit, die sie flieht, zu finden: stehen sie von den großen Tafeln auf, an welchen sie Mühe hatten, unter der Menge der verschiedenen Gerichte zu wählen, so sind sie mehrentheils

niedergeschlagen, blaß, und entstaltet; ihr durch die Unmäßigkeit überladener Körper theilet der Seele seine Schwere mit, und machet dadurch den geistigen Hauch, der allein durch seine Ruhe, deren er genießt, glücklich machen kann, irdisch und materialisch.

Viele Leute in der großen Welt bringen ihr Leben mit Reizung von Begierden, die sie nie befriedigen können, und mit Beneidung des Schicksales anderer zu; ja, sie treiben ihren Neid so weit, daß sie dessen Gegenstände hassen, ohne dazu einen anderen Grund, als die Eifersucht darüber, daß sie sie für beglückter als sich halten, ob sie gleich oft es nicht einmal sind, zu haben. Diese Leute sind Reisenden ähnlich, welche gerade den Weg einschlagen, der sie immer mehr von dem Orte, nach welchem sie sich begeben wollen, entfernet. Nichts hindert den Menschen mehr an seiner Glückseligkeit, als der Neid; je mehr man über das Glück eines anderen eifersüchtig ist, je unglücklicher ist man. Siciliens Tyrannen haben keine grausamere Marter, als den Neid, erfunden. Ein jeder verständiger Mensch, der glücklich seyn will, muß nicht allein über anderer Wohlstand nicht eifersüchtig seyn, sondern annoch, wenn er wahrnimmt, daß er sich mehr gewünschet hat, als er vernünftiger Weise nicht erlangen kann, sogleich davon ablassen. Die Vernunft will, daß ein jeder sich an das halte, was ihm zukömmt: und diese Vernunft läßt sich in der Zerstreuung und Verwirrung, in welcher sogenannte artige Leute leben, nicht hören; man muß sie um Rath fragen, wenn man will, daß sie sprechen soll: wenn aber die Leidenschaften herrschen, und eine solche unumgeschränkete Gewalt ausüben, wie in den Herzen der

mehresten gesellschaftlichen Leute, so läßt man es sich selten einfallen, seine Zuflucht zu ihr zu nehmen.

Wenn man nicht oft über sich selbst nachdenkt, so hält es schwer, diese zur Glückseligkeit des Lebens erforderliche Weisheit zu erlangen. Es giebt wenig Leute, deren Seele stark genug und natürlich einsichtsvoll wäre, dasjenige, was eine lange und beschwerliche Untersuchung erfodert, nach einem kurzen und leichten Nachdenken zu thun. Indessen hat man einige Personen, die, vom Himmel begünstiget, das, was anderen große Mühe kostet, mit Leichtigkeit ausführen können; allein, die Anzahl dieser Personen ist nicht beträchtlich: und überhaupt haben die Menschen, wenn sie sich tugendhaft machen wollen, nöthig, lange auf sich Acht zu haben, und sich bey guter Zeit die Eigenschaften zu erwerben, welche ihnen für ihr ganzes Leben nützlich seyn sollen. Das Herz muß man mit Empfindungen, und den Verstand mit Kenntnissen anfüllen, wenn die Leidenschaften ihr Gift in keinem von beyden ausgegossen haben; denn ein Gefäß behält lange Zeit den Gebrauch dessen, was zuerst darein gefüllet worden ist. Die Anfänge des Lebens der Leute von gutem Stande sind mehrentheils eine Ursache ihrer Vergehungen, in welchen sie bis in ihr Alter verharren. Für diejenigen, welche sich in der großen Welt glücklich zu machen suchen, ist der erste Schritt der gefährlichste; ist derselbe schlimm, so sind ihm fast allezeit die übrigen gleich. Man kann von diesem ersten Eintritte in die Welt dasjenige sagen, was Despreaux vom Laster gesaget hat:

Hat man einmal im Laster den Anfang gemacht,
So folget jederzeit ein Fall auf den anderen.

Die Ehre ist gleich einer steilen Insul ohne Ufer,
Ist man einmal von ihr abgesegelt, so kann man da
nicht wieder landen.

Siebenter Abschnitt.

Mängel des einsamen Lebens.

Es ist sicher, daß die Einsamkeit zu unserer Glückseligkeit bequemer, als der große Umgang, sey. Das Herz in der Einsamkeit wird weniger von den Leidenschaften beunruhiget, als in dem Lärmen der Gesellschaft, ja es sind deren welche ganz und gar davon frey; denn der Haß, der Neid und Ehrgeiz haben auf einen Einsiedler keine Wirkung. Ueber wen sollte er eifersüchtig seyn, er sieht ja niemanden? Er begehret nach nichts, als nach dem, was er hat; wen sollte er beneiden? Er hasset die Welt und deren Hoheiten; wie sollte ihm der Ehrgeiz anwandeln können? Charron saget: Die Menge und der Ueberfluß sind weit abscheulicher, als die Einsamkeit und der Mangel. Bey der Enthaltung hat man nur einerley, bey der Erhaltung und dem Gebrauche vieler und verschiedener Dinge aber verschiedene Erwägungen zu machen, und Pflichten zu beobachten. Man kann der Güter, Ehren, Würden und Aemter weit leichter entbehren, als man sich darinnen wohl aufführen und deren Pflichten nachkommen kann. So kann man weit eher einer Frau entbehren, als mit ihr, den Kindern und allem, was damit verwandt ist, wohl, und in allen Stücken der Schuldigkeit gemäß sich zu betragen;

gen; mithin ist der ledige Stand weit leichter als der Ehestand.

Ein jeder muß die Wahrheit von dem, was Charron saget, einsehen. Man wird aber den Nachdruck seiner Worte noch besser innen werden, wenn man Acht geben will, daß man nach Maaßgabe der Vermehrung seiner Bedürfnisse unglücklich werde, und daß man nach dem Verhältnisse der Verbindungen, die man mit einer großen Anzahl Personen, welche uns dadurch lieber werden, eingeht, auch seinen Kummer und seine Sorgen vervielfältiget; denn ihr Verdruß wird auch der unserige, ihre Unruhe machet uns betrübt, ihre Pein quälet uns, und ihre Schmerzen fallen uns empfindlich. Wir sind daher in der Welt verbunden, nicht allein unser eigenes Unglück, sondern annoch das Unglück der Personen, die uns lieb sind, zu tragen: wenn uns auch nicht die Freundschaft, sondern der Eigennutz allein mit ihnen verbände, so sind wir doch allezeit verbunden, Antheil an dem, was sie angeht, zu nehmen; die Unglücke, die sie treffen, fallen zum Theile auf uns zurück. Fällt dieser Große, der uns beschützet, und dem wir, nicht aus Zärtlichkeit, sondern vermöge der Staatskunst, zugethan sind, in Ungnade, so leiden wir durch dieselbe so viel, als wenn er uns lieb wäre; weil sein Fall den unserigen nach sich zieht. Kurz, so wie wir nur in der Welt, und auf einige Weise mit jemanden verbunden sind, so hängt unsere Ruhe zum Theile von der ihrigen ab; und ob es gleich sonderbar scheint, so ist es doch wenigstens gewiß, daß wir uns in der Welt oft über das Unglück einiger Personen betrüben, welche wir nicht allein nicht lieben, sondern in unserem Herzen sogar hassen.

Der

Der Himmel giebt uns, so wie wir uns von dem Ueberflusse loszumachen wissen. Ein Einsiedler hat viel verlassen, und folglich auch viel erworben. Er hat seinen Ehrgeiz befriediget, den Durst nach Reichthümern gesättiget, die Beleidigungen seiner Feinde vergessen; kurz, er ist zu dem Zwecke, durch die Absonderung von anderen Menschen, gelanget, den er, wenn er bey ihnen geblieben wäre, nicht erreichet haben würde.

Ob die Einsamkeit für der Welt gleich einige Vorzüge in Erlangung der Glückseligkeit des Lebens hat, so hat sie doch auch ihre Gefahren und Mängel: besonders ist sie jungen Leuten schädlich. Als Crates einen Jungen an einem abgelegenen Orte allein spatzieren sahe, sagete er zu ihm, er möchte sich in Acht nehmen, damit er nicht sich mit einem bösen Menschen unterrede und dessen Rathschläge anhöre. In der Einsamkeit entwerfen schwache Seelen übele Anschläge, reizen ihre Leidenschaften und entzünden ihre regellosen Begierden. Man muß starke und sichere Naturgaben haben, wenn man ohne Gefahr sich selbst überlassen seyn will.

Sollen wir allem, was uns besser machen kann, nachstreben, so müssen wir aus eben dem Grunde die Einsamkeit vermeiden, weil wir in derselben uns für uns selbst zu fürchten haben, und aller der Vortheile beraubet sind, welche wir in der bürgerlichen Gesellschaft antreffen können. Der beste Kopf, und der sich selbst genug ist, wird es bisweilen überdrüßig, daß er alles Umganges beraubet ist; er verändert sich unvermerkt und verliert die Ruhe, deren er fern vom Umgange mit Menschen genoß: alsdenn läuft er Gefahr, in

einen Menschenhaß zu versinken, welcher seinen Gift über alles ausgießt, was ihm sonst schmeichelte, und der ihm nicht allein alles, was außer ihm ist, hassenswürdig, sondern ihn selbst sogar sich unerträglich machet.

Die weisesten und berühmtesten Weltweisen haben die Einsamkeit als einen Zustand betrachtet, welcher den Menschen allen Geschmack entzöge, und ihnen alle Vergnügen, deren sie hätten genießen können, ungeschmackt mache; ja, sie haben sogar geglaubet, wie wir es auf der 185. Seite, wo wir von der Nothwendigkeit des gesellschaftlichen Umganges gesprochen, angezeiget haben, daß ein nach dem Himmel gestiegener Mensch, von welchem herab er gemächlich das bewundernswürdige Schauspiel der Welt betrachten könnte, wenig Vergnügen an dieser Kenntniß finden würde, wenn er beständig allein wäre, und niemanden anträfe, mit dem er sich darüber besprechen möchte. Es ist gewiß, nichts ist der Natur des Menschen mehr zuwider, als die Entziehung aller Gesellschaft, und man muß taub gegen die Stimme der Natur seyn, die uns unabläßig die Nothwendigkeit der Unterstützung weiser und tugendhafter Leute, durch ihren Umgang, lehret, wenn man behaupten will, man könne in einer tiefen Einöde leicht und wirklich glückselig seyn.

Die Gefährlichkeiten einer zu strengen Eingezogenheit können durch die Irrthümer erwiesen werden, in welche viele von den Einsiedlern gerathen sind, die tugendhaft in ihre Einöde gegangen waren, und als Lasterhafte herauskamen. Sie waren weise, ehe sie sich von allen Menschen entferneten; nachdem sie dieselben verlassen haben, sind sie Narren geworden. Sie

würden weder ihre Tugend noch ihre Vernunft verloren haben, wenn sie der Hülfe hätten theilhaft werden können, die ihnen die Gespräche redlicher Männer, deren sie sich entzogen, verschaffet haben würden. Die größesten Philosophen haben ihre Tugenden und Kenntnisse den Lehren und Unterweisungen von dergleichen Männern zu danken gehabt. Wäre Plato in der Einsamkeit gewesen, so würde er keinen solchen Lehrmeister, als den Socrates, gehabt haben; und wer weis, ob er nicht eben so schlimm würde geworden seyn, als er gut ward, wenn er allein sich selbst überlassen gewesen wäre.

Die Ursache, welche viele Leute in die Einsamkeit zu gehen beweget, ist oft schlecht genug und übel überlegt. Bisweilen machet eine Schwäche des Verstandes, die man als eine Feigherzigkeit ansehen muß, daß wir befürchten, wir möchten unsere Pflicht nicht erfüllen; oft führet uns Aergerniß, Liebe, oder eine andere Leidenschaft, die uns nicht Zeit zum Nachdenken läßt, dahin, ohne, daß wir den Ort wissen, wohin und warum. Wir fliehen und verbergen uns in der Ueberredung, daß der Ekel und Verdruß, von dem wir beklemmet sind, in der Einsamkeit Erleichterung finden werden: am Ende verdoppeln sich dieselben, und wir erkennen zu spät, daß wir von der Wahl, die wir, ohne solche mit der Vernunft zu überlegen, die doch in allen unsern Handlungen unsere Führerinn seyn soll, getroffen, nichts hoffen dürfen.

Man muß daher als einen gewissen Grundsatz festsetzen, dasjenige Leben, welches weder zu zerstreuet, noch zu einsam ist, und die Verwirrungen nicht mit sich führet, als das Leben der Leute, die ihre Zeit in

dem

dem Schwarme großer Gesellschaften, in der zwar ehrenvollen, aber beschwerlichen Verwaltung der Aemter zubringen, und welches weder die Gefährlichkeiten noch Mängel eines zu sehr einsamen bey sich führet, sey das bequemste, die Menschen wahrhaft glückselig zu machen. Ein Privatmann, der eines mittelmäßigen Einkommens genießt, welches für seine Nothdurft zureichend ist, welcher mit einigen tugendhaften Freunden, deren Gemüthsart ihm gefällt, Umgang pfleget, und der Süßigkeit der Gesellschaft in einer gewissen Art der Einsamkeit und Entfernung von der Welt genießt; der befindet sich in dem bequemsten Zustande, der ihn glückselig machen kann. Hier würde der Ort seyn, etwas von den Vortheilen der Gesellschaft zu sagen, und zu zeigen, was dieselbe nützlicher und angenehmer machen könne; wir weisen aber die Leser auf dasjenige zurück, was wir in der ziemlich weitläuftigen Abhandlung über diese Materie, s. Seite 160, hierüber gesaget haben.

Achter Abschnitt.

Bey den Großen glücklich zu leben, hält schwer.

Die Freyheit trägt viel zu dem Glücke des Lebens bey, und das leichteste Mittel, dieselbe zu erlangen, ist, wenn man das Glück verachtet, und sich frühzeitig gewöhnet, nur den wahren Werth der Sachen zu schätzen, auch das Schicksal der Großen weder als glücklicher, noch weniger als dem Schicksale der Privat-

Privatleute vorzüglicher zu achten. Wenn man seine Begierden hat einschränken lernen, und betrachtet die Menschen nach ihren mehreren oder wenigern Tugenden, so wird man nicht mehr von dem Stande der Großen verblendet; man betrachtet sie aus dem Gesichtspuncte, aus welchem man sie betrachten muß, und man entdecket von dem, was der gemeine Mann an ihnen zu erblicken glaubet, nichts. Ein wahrer Weltweise schätzet an den Großen nur einen einzigen Vortheil, dessen sie sich nicht zu Nutze zu machen wissen, und den sie verachten: er beneidet ihnen weder ihre Reichthümer, Ehren, Aemter, Paläste, noch ihre Gastgebothe; er wünschete sich aber, in der Verfassung zu seyn, wie sie es sind, um Leute von Verdienste belohnen zu können; er würde, wenn er an ihrer Stelle wäre, das einzige thun, was sie nicht thun, und alles andere, was sie thun, ungethan lassen.

Wer die Großen kennet, weis, daß sie überhaupt alle Fehler besitzen, die sich dem Glücke derer, die sich zu ihnen halten, oder verbunden sind, von ihnen abzuhängen, widersetzen. Je höher ein Mensch empor gestiegen ist, je mehr glaubet er mehrentheils berechtiget zu seyn, die andern Menschen zu hintergehen: er unterhält sie, wenn er ihrer nöthig hat, durch schöne Versprechungen, welche zu Nichts werden, sobald man sie zur Wirklichkeit bringen soll.

Die Großen sind so undankbar, als sie nicht aufrichtig sind: sie haben tausend Mittel und Wege, sich einen Menschen vom Halse zu schaffen, der ihnen gute Dienste geleistet hat, ihnen aber unnütze worden ist: sie geben ihm Gelegenheit zu Ekel, sie verachten ihn, und lassen ihn die bittersten Verdrüßlichkeiten verschlucken,

schlucken, kurz, sie wissen alles so wohl abzupassen, daß dieser Mensch sich noch glücklich schätzet, daß er wegkommen kann. Seine Stelle wird durch einen andern besetzet, der auch nur so lange darinnen sitzen bleiben wird, als man dessen nöthig hat. Welche Dienste er auch leiste, mit welcher Pünctlichkeit er seiner Pflicht nachkomme, so wird ein Tag anbrechen, an welchem er, wie sein Vorfahre, verabschiedet werden wird. Die Zeit, welche sein Glück beständiger machen sollte, beschleuniget dessen Fall durch jeden Augenblick, und die Minute, in welcher man glauben wird, er habe alles aufs beste gemachet, wird die Minute seiner Ungnade seyn.

Die Großen wählen selten Personen von einem gewissen Verdienste zu ihren Freunden, es geschehe nun aus einem Mangel der Unterscheidung, oder daß tugendhafter Leute Umgang ihnen zu gezwungen scheine, und sie ihren Rath scheuen, weil derselbe eine Art von Verweisen ihrer übelen Aufführung ist. Sie widmen denen ihr Vertrauen, die, ihrer Art nach, desselben am wenigsten werth sind, nächst dem halten sie sich für einsehender, als alle andere Menschen, und sie suchen in den Personen, welchen sie ihre Freundschaft schenken, mehr Schmeichler, als Freunde.

So groß die Verstellung der Großen sey, und so gewohnt sie sind, just dasjenige zu scheinen, was sie nicht sind; so machet die Eitelkeit, die sie verführet und sie beredet, daß sie die seltensten Eigenschaften des Verstandes besitzen, daß sie die Bosheit ihres Herzens verrathen. Das Vergnügen, ihren Vorzug für den Personen, die zu ihnen kommen, zu zeigen, beweget sie zum Verleumden; und nichts ist für ihrer Zunge

gesichert. „Sie können ihre Bosheit, ihre außeror-
„dentliche Neigung, auf Unkosten anderer zu lachen,
„und dasjenige, welches oft nichts zu verlachendes an
„sich hat, lächerlich zu machen, nicht bergen," saget
der kluge la Bruyere. „Man wird im ersten Blicke
„diese schönen Eigenschaften an ihnen gewahr, die un-
„streitig geschickt sind, einen Thoren zu verbergen, und
„den zum Narren zu machen, der es bereits ist; allein
„noch geschickter, ihnen alles Vergnügen zu entziehen,
„welches ihnen ein witziger Mensch machen könnte, der
„sich in tausend angenehme und lustige Falten zu legen
„wüßte, wenn der gefährliche Charakter der Hofleute
„ihn nicht zur Zurückhaltung zwänge. Er setzet die-
„sem einen ernsthaften Charakter, bey dem er bleibt,
„entgegen, und erhält ihn so wohl, daß Spötter von
„so übelen Absichten nicht Gelegenheit haben, sich über
„ihn lustig zu machen." Eine der größten Unannehm-
lichkeiten für diejenigen, welche bey den Großen leben
müssen, und Empfindungen haben, ist, daß sie deren
Spöttereyen ertragen müssen, die um so beißender sind,
als die hohe Mine und bisweilen die Verachtung im
Ausdrucke ihnen mehr Bitterkeit geben, als wenn sie
von Privatpersonen gesagt würden. Es giebt Leute
von niederträchtigem kriechendem Gemüthe, welche
die Großen in dem Fehler, die verehrenswürdigsten
Personen durch die schmerzlichsten Worte und grau-
samsten Spottreden zu beleidigen, unterhalten. Sie
geben dem, was sie verwerfen sollten, Beyfall, und
ihre niederträchtige Schmeicheley verewiget einen Feh-
ler, dem man vielleicht durch tugendhaften Rath ab-
helfen könnte. Wüßten die Großen, welchen Nach-
theil ihnen das in dem Gemüthe anderer Menschen
bringt,

bringt, daß sie andere Leute lächerlich machen wollen, und wüßten sie, wie sehr verhaßt sie sich dadurch machten, vielleicht nähmen sie, aus Achtung für sich selbst, sich in Acht, sich den allgemeinen Haß durch das Vergnügen, einen oft übel angebrachten Scherz, und der jederzeit ihrem Charakter und dem zu beobachtenden Wohlstande zuwiderläuft, zu sagen, zuzuziehen.

Lebet man um Große, und will man ihnen gefallen, so ist das noch nicht genug, daß man ihnen nichts Misfallendes saget, sondern man soll sie über dieses noch beständig loben; und ob man schon an ihnen nichts Lobenswürdiges findet, so muß man sie doch beständig loben, und ihnen die Tugenden beylegen, die sie am wenigsten haben. Man darf nicht besorgen, daß sie den Ungrund der ihnen beygelegeten Lobeserhebungen merken sollten; denn Juvenal hat bereits weislich angemerket, man nehme willig alles Lob an, und glaube, dessen würdig zu seyn, sobald man eine Gewalt besitze, welche der Gewalt der Götter gleich käme. Welches betrübte Amt für einen vernünftigen und tugendhaften Mann, wenn er das billigen muß, was getadelt zu werden verdienete!

Vernunft und Weisheit gereichen denen zur Last, die ihr Glück unter dem Schutze der Großen zu machen gedenken: sie zeigen ihnen bey jedem Schritte das Lächerliche und Lasterhafte ihres Betragens; immittelst giebt es nur zween Wege; sie müssen entweder ihrer Hoffnung entsagen, oder eben so handeln. Sie würden glücklicher seyn, wenn sie weniger Beurtheilungskraft besäßen, denn alsdenn würden sie nicht so sehr einsehen, wie verwerflich ihre Handlungen sind.

Die Unterthänigkeit derer, die um die Großen sind, übertrifft alle Einbildung: die Seele der Hofleute handelt und denkt nur den Eindrücken gemäß, die sie von dem Regenten, seinen Räthen oder Günstlingen erhält.

Die Gefälligkeit, welche man bey Hofe haben muß, hebt beynahe die Wirkungen des Verstandes auf, und machet, daß die Hofleute Sachen begehen, die bald närrisch und bald gleichgültig, bisweilen grausam und mitleidig, oft lächerlich und selten vernünftig sind. Unter der Regierung Heinrichs des Dritten verbanden alle Hofleute die Wollust mit der Andacht; des Morgens stürzeten sie sich in die abscheulichsten Ausschweifungen, und des Abends stelleten sie als Bußfertige angekleidet andächtige Umgänge an. Es haben zu allen Zeiten fast alle Menschen, die sich zu den Großen hielten, dafür gehalten, sie müßten, sich gefällig zu machen, alles daran wenden; sie haben ihrem Ehrgeize daher nicht allein ihre Ruhe, sondern auch ihre Ehre aufgeopfert: ja, es hat welche gegeben, die, um die Gunst, deren sie genossen, zu erhalten, eines von ihren Gliedern des Leibes daran gewaget haben. Als Combalus, der Favorit des Seleukus, welcher von dessen Gemahlinn, der Königinn Stratonika, heftig geliebet wurde, an ganz Syrien hatte bekannt machen lassen, daß er, die Tugend der Königinn außer allen Verdacht zu setzen, sich hätte verschneiden lassen, so ließen verschiedene Höflinge, dem Combalus zu gefallen, und dessen Fürsprache bey dem Könige zu haben, an sich eben den Schnitt verrichten, und freywillig die Mannheit fahren, um nur nicht ihre Hoffnung zu verlieren, und dagegen ihre Gunst zu vermehren.

Man

Man hat mehrmals gesehen, daß Personen die Stimme der Natur ganz und gar erstickt, und äußerste Sorge getragen haben, alles, was ein Monarch that, gut zu finden, daß sie barbarischen Handlungen, die ihnen ihre Kinder raubeten, mit einem kalten Blute, welches nur Hofleuten begreiflich ist, Beyfall gaben. Herodotus meldet uns, daß, als Astyages den Harpagus gefraget, ob er das Fleisch seines Sohnes, welches er ihm zu essen gegeben hatte, gut gefunden hätte, er ihm antwortete: auf der Tafel des Königes wäre nichts schlechtes, und er fände über dieses alles, was sein allergnädigster Herr beföhle, gut. Eben derselbe Herodotus erzählet, daß, als Cambyses das Herz eines jungen Menschen zum Ziele genommen, welches er in Gegenwart dessen Vaters mit einem Pfeile durchschoß, und er ihn hernach fragete, was er von diesem Schusse dächte, habe ihm dieser Vater als ein Hofmann geantwortet: er glaube nicht, daß Apollo selbst besser treffen könne. Seneca findet, als er von der Grausamkeit dieses Tyrannen spricht, mit Rechte die Antwort des Vaters noch weit grausamer.

Nachdem wir gezeiget haben, daß Hofleute sogar die mindesten Spuren einer väterlichen Liebe vertilgen können, so wird man nicht erstaunen, wenn man sieht, daß sie den Wohlstand vergessen. Als Dionysius der Jüngere durch das starke Weintrinken fast das Gesicht verloren hatte, stelleten sich seine Hofleute alle blind; sie liefen wider einander an, und oft fielen sie gar. Die geschicktesten stießen sich von Zeit zu Zeit Beulen an die Stirne, und wenn sie aßen, stelleten sie sich, als könnten sie die Schüsseln auf der Tafel nicht finden. Einige stelleten sich ferner, als sähen sie den

König nicht, und setzeten sich dahin, wo er auf sie spuckete. Alexander der Große war Schuld, daß alle seine Hofleute den Kopf hiengen, weil er denselben so trug. Unter Francisco dem Ersten schnitten sich alle Franzosen die Haare sehr kurz, weil dieser König die seinigen, wegen einer am Kopfe erhaltenen Wunde, so tragen mußte. Unter eben desselben und Ludewig des Vierzehenten Regierung wollten alle Hofleute für gelehrt gehalten seyn, weil sie wußten, daß diese Prinzen die Wissenschaften liebeten und schützeten.

Die Hofluft ist so ansteckend, sie machet so schwach, und gewöhnet zu einer so uneingeschränkten Unterthänigkeit, daß die Philosophen, welche bey Hofe ab- und zugiengen, und lange dabey lebeten, oft ihre Tugend eingebüßet haben. Nur wenige haben es der Weisheit des Solons und der Standhaftigkeit des Calisthenes gleich gethan: sondern gegentheils ihren Ruhm vermindert, und durch die gegen die Regenten verschwendeten Schmeicheleyen sich dessen ganz unwürdig gemachet. Als Anaxander sich bey Alexander dem Großen befand, und einen schrecklichen Donnerschlag hörete, ersuchete derselbe den Prinzen, er möchte ihm doch sagen, ob er, als Jupiters Sohn, so heftig donnerte. Der jüngere Plinius wünschet in der Lobrede auf den Trajan der Stadt Rom, daß die Götter dem Kaiser nachahmen, und sich ihn zum Muster nehmen möchten. Wenn man dem Eusebio Glauben beymessen darf, hatte ein gewisser Christenprediger die Unverschämtheit, dem Constantino zu sagen, er verdiene, nicht allein in diesem Leben, sondern auch in jenem, mit dem Sohne Gottes zu regieren. Der große Rechtsgelehrte und kluge Gesetzgeber Tribonian

bonian sagete oft zu dem Justinian, er fürchte ohne Unterlaß, ihn, wenn er es am wenigsten dächte, nach dem Himmel geholet zu sehen. Diese Reden beweisen, wie weit Leute, die für die Weisesten gehalten werden, ich sage nicht die Schmeicheley, sondern die Niederträchtigkeit und Lügen treiben können, wenn das Hofleben ihnen ihre Tugend benommen hat. Welcher Schatz kann den Verlust dieser Tugend, ohne welcher die erlangeten Güter nie glückselig machen können, ersetzen?

Würde es einem Philosophen nicht tausendmal zuträglicher seyn, wie Diogenes, in einem Fasse zu leben, und in demselben seine Redlichkeit zu erhalten, als in stolzen Palästen zu wohnen, wo er jeden Augenblick das verlieren kann, was er durch ein mühsames Nachdenken sich erworben hat? Diogenes dachte sehr vernünftig, als er den Aristippum wegen seiner Begierde, die Höfe zu besuchen, bestrafete, und Aristippus entschuldigte sich sehr schlecht, da seine Rechtfertigung einen neuen Fehler in sich hielt. Diogenes sagete: Wäre Aristippus mit Zugemüse zufrieden, so würde er den Königen seine Aufwartung nicht machen. Aristippus antwortete: Wüßte Diogenes, wie er dem Könige seine Aufwartung machen könnte, so würde er bald der Hülsenfrüchte überdrüßig werden. Ich finde des Aristippus Antwort einem Philosophen ganz und gar unanständig; denn sie giebt deutlich zu verstehen, daß, wenn Diogenes auf Kosten seiner Freyheit und des Verlustes seiner Tugend lecker zu leben gelernet hätte, würde er des Gemüses überdrüßig worden seyn. Auf der dem Unanständigen, welches man in des Aristip-

pus Rede findet; verstößt selbige annoch wider die Richtigkeit zu schließen: denn es ist gewiß, daß ein Mann Königen seine Aufwartung machen, und sich immittelst doch glücklicher schätzen könne, Hülsenfrüchte zu essen, als ein Hofmann zu werden. Derjenige, welcher sich von dem Ehrgeize losgemachet hat, und die Uebel kennet, welche diese Leidenschaft verursachet, wird allezeit so denken. Gegen einen glücklichen Menschen bey Hofe giebt es fünfhundert unglückliche; und Lucrez hat wohl Recht, wenn er alle Martern der Hölle in das Herz der Ehrgeizigen bringt. Seiner Meynung nach ist der der Sisyphus der Höllen, welcher den Pöbel knechtisch um die obrigkeitliche Würde ersuchet, und sich neuen Abweisungen aussetzet, um voll Hoffnung und Verwirrung ein Regiment zu verlangen, welches nur in einem eitelen Namen besteht. Ohne Erfolg nach dem Ansehen eines Befehlshabers streben, und zu dessen Erhaltung alles Niederträchtige und Grausame erdulden, das ist das beschwerliche Werk des Unglückseligen, welcher einen Felsen nach dem höchsten Gipfel eines Berges zuwälzet, welchen er aber, da er herabrollet, wieder herauf zu wälzen verbunden ist.

Neunter Abschnitt.

Es giebt eine Wollust, welche sich mit der Tugend verträgt, und ihr sogar einen neuen Glanz giebt.

Es wird gut seyn, wenn ich gleich anfangs bemerke, daß hier unter der Wollust die Ruhe des Geistes

und

und die Gesundheit des Körpers verstanden werde: in diesen beyden Dingen besteht sie, und durch sie machet sie unsere ganze Glückseligkeit. Die Stoiker und einige andere Philosophen haben wider den Epikur geeifert, daß er die Glückseligkeit des Lebens in die Wollust setzete. Sie haben hierüber sehr lange und prächtige Abhandlungen geschrieben, in welchen wenig Wahrheit und vielleicht nicht viel mehr gesunde Vernunft anzutreffen war. Denn die Wollust, von welcher Epikur sprach, besteht in der Ruhe des Geistes, d. i. in der Weisheit, Klugheit, Tugend und Redlichkeit, weil ohne diese Eigenschaften ein Mensch unmöglich ruhig und frey von Gewissensbissen seyn kann; und da die Gesundheit, der zweyte Bestandtheil der Wollust, nichts anderes als ein Freyseyn vom Schmerze ist, so streitet es wider die Vernunft, wenn man behauptet, die Wollust, nach dem Sinne des Epikurs genommen, sey nicht die Hauptsache unserer Glückseligkeit. Gassendi, der Ausleger der Philosophie dieses großen Mannes, merket überaus vernünftig an, daß aus der Gemüthsruhe und Gesundheit des Leibes unausbleiblich die größten Güter erzeuget werden, welche das Leben glücklich machen helfen. Wenn der Körper, saget er, frey von allem Schmerze ist, welche Gemächlichkeit kann man demselben mehr verschaffen? Ist das Gemüth stille, daß der Geist einer vollkommenen Ruhe genießt, ist dessen Glückseligkeit so groß, daß er nichts weiter verlanget, und mit dem, was er besitzt, zufrieden ist; kann man ihm wohl ein größeres Vergnügen, als das, was er bereits empfindet, geben? So wenig die Klarheit des Himmels vermehret werden mag,

wenn sie bis zu einem gewissen Puncte gelanget ist; eben so wenig kann das Glück eines Menschen, welcher Gesundheit und Gemüthsruhe besitzt, den geringsten Zuwachs erhalten. Die Güter, die ihm zufallen, unterhalten seine Gesundheit, und schützen sie für dem widrigen Glücke, sie vermehren sie aber nicht.

Cicero hat seine Beredsamkeit zur Widerlegung der Meynung des Epikurs angewendet, und sich in allen seinen Werken, wo er von der Wollust geschrieben hat, auch wider dieselbe aufgemacht. Er vermeynet, die Natur habe keinen schädlichern und tödtlicheren Trieb, als die Wollust, in die Menschen gesenket: sie empöre in jungen Leuten die Leidenschaften: sie verheere Staaten und Republiken: sie sey die Quelle aller Uebel: eine Feindinn der Tugend: ein Gift der Vernunft; sie mache endlich die Menschen zu Thieren. Cicero würde sich haben der Mühe überheben können, diese Schmachreden wider die Wollust in seinen Büchern einzustreuen, wenn er über die Grundsätze des Epikurs, und über die Natur seiner denselben gemäßen Wollust, hätte nachdenken wollen. Dieser Weise war weit davon entfernet, unter der Wollust diejenige gewaltsame Leidenschaft zu verstehen, welche uns, ohne Rücksicht auf die Vernunft, zur Befriedigung unserer unordentlichen Begierden antreibt. Diese Leidenschaft verdienet eher den Namen einer Wuth, als einer Wollust; so verstand es wenigstens Epikur, und das hat unter verschiedenen anderen Anhängern dieses alten Philosophen, welche dessen Meynungen erkläret haben, Gassendi in der Abhandlung der Leidenschaften, welche er dem Werke, Syntagma philoso-

phiae

phiae Epicuri betitelt, angehangen hat, sehr wohl erläutert. Ich meines Theiles sollte lieber glauben, Cicero habe sich mehr gestellet, als wüßte er nicht, was Epikur unter der Wollust verstünde, um nur Gelegenheit zur Auskramung seiner Beredsamkeit zu haben. Es war ihm bisweilen sehr angenehm, Stoff zur Aufführung seiner großen Gesinnungen zu finden, besonders wenn er glaubete, den Epikurern, die er nicht liebete, eins versetzen zu können. Sollte ein so einsehender Philosoph, wie er, nicht das Unrecht erkannt haben, welches man dem Epikur anthat? Seneca, ein eiferiger und strenger Stoiker, gesteht, die Wollust des Epikurs wäre mäßig und enthaltsam; und der heil. Augustinus liebete diesen Philosophen so sehr, daß er in seinen Bekenntnissen saget, er würde den Epikur allen andern vorgezogen haben, wenn er die Unsterblichkeit der Seele geglaubet hätte. Seneca und Augustinus waren gewiß so strenge, als Cicero, und hätten sie nur muthmaßen können, daß Epikurs Wollust von der Art wäre, wie Cicero ihm Schuld gab, daß er sie der Glückseligkeit zum Grunde geleget hätte, so würden sie denselben im geringsten nicht geschonet haben.

Eben so verhält es sich mit dem, was verschiedene Schriftsteller wider den Epikur vorgebracht haben. Sie haben diesem großen Manne eine Meynung aufgebürdet, die er nie gehabt hatte, und ihm die Lüderlichkeiten einiger seiner Schüler zugeschrieben, die seine Lehre zur Entschuldigung ihrer Leichtfertigkeiten misbraucheten. Man kann als einen sichern Grund voraussetzen, daß alles dasjenige, was des Epikurs Gegner wider seine Meynung über die Wollust gesaget

haben,

haben, seiner Meynung, die durch die Vernunft und Erfahrung erwiesen, und durch die Beystimmung aller derer, die sie wohl begriffen, bestätiget wird, nicht den geringsten Abbruch gethan hat; denn es haben diese Schriftsteller keinesweges die Meynung des Epikurs, sondern ein Hirngespinnst, das nur in ihrer Einbildungskraft zu finden war, und welches sie für des Epikurs Meynung ausgaben, angefochten.

Die Wollust dieses Philosophen ist nicht allein nicht der Tugend zuwider, sondern sie giebt ihr annoch einen neuen Glanz, und machet dieselbe, so zu sagen, munterer, geselliger und nützlicher. Ein Stoiker ist ein wilder Mensch, dessen Billigkeit etwas Hartes bey sich führet, der mitten unter der Marter sich verpflichtet hält, zu sagen, er sey glückselig, und der folglich es übel nimmt, daß diejenigen, welche leiden, sich beklagen und sprechen, sie wären unglückselig. Der Epikurer ist sanftmüthig, mitleidend, und läßt anderer Kummer sich nahe gehen; er beklaget sie: kurz, seine Tugend ist die Tugend eines artigen Mannes, und des Stoikers seine gleichet der Tugend eines Menschenhassers, dessen sämmtliche Handlungen von seinem übel aufgeräumten Gemüthe zeugen, und dadurch deren Werth verlieren.

Zehenter Abschnitt.

Die Mäßigung machet wahre Vergnügen noch reiner.

Derjenige, welcher seine Begierden zu mäßigen weis, hat es in der Laufbahne, die zur wahren

Glückseligkeit führet, schon weit gebracht. Fast alle Menschen bringen ihr Leben damit zu, daß sie sich das wünschen, was sie nicht erhalten können, oder wenn sie es ja erhalten, so erdenken sie sich gleich neue Wünsche. Es steigen aus dem unruhigen Meere nicht so viele Wellen auf, als Begierden in ihrem Herzen: einige sind verworren, andere schädlich, und einige wiederum schrecklich und abscheulich; einige darunter sind lächerlich und närrisch, andere gegentheils der Vernunft und Tugend gemäß; kurz, alles ist nach und nach der Gegenstand menschlicher Wünsche, es sey erlaubet, lasterhaft und strafbar.

Wollte man fordern, der Mensch solle ganz und gar keine Begierden hegen, so würde man zugleich verlangen, er solle aufhören, Mensch zu seyn; weil seinem Wesen nach verschiedene Begierden ihm natürlich eigen sind: und diese hindern ihn an seiner Glückseligkeit nicht, sie tragen gegentheils zu seiner Erhaltung bey, und erinnern denselben an das, was ihm nöthig ist. Nach dem Essen, Trinken, Schlafen und Gehen verlangen, wenn die Natur uns den Hunger, Durst, Schlaf und Unruhe über das lange Sitzen oder Liegen spüren läßt, das ist der Natur gemäß. Unsern Aeltern, Freunden und rechtschaffenen Leuten Ersprießliches wünschen, das heißt vernünftig handeln; so nützlich und lobenswürdig diese Begierden sind, so schädlich und verdammlich sind andere, und dem ohngeachtet sind die letzteren so gewaltsam, daß der Mensch alles zu deren Befriedigung versuchet. Er durchkreuzet Meere und Länder: im Kriege waget er sein Leben: er vergißt Freundschaft, älterliche Liebe und kindliche Zärtlichkeit: er verräth sein Vaterland, verläßt seine

Reli-

Religion und seinen Gott; und nach so vielen abscheulichen Verbrechen ereignet es sich aus gerechter Strafe oft, daß er nicht allein das, wornach er verlanget hat, nicht erhält, sondern noch das verliert, was er besitzt. Indem er überflüßiges Vermögen suchet, beraubet er sich des Nöthigen, und das Glück entzieht ihm, statt daß er von demselben neue Wohlthaten erwartete, diejenigen, welche ihm die Natur verliehen hatte: er hat sich gequälet, Reichthümer zu erhalten; er bleibt arm, und verliert seine Gesundheit: seinem übermäßigen Ehrgeize Genüge zu thun, hat er sein Leben gewaget; er hat einen Arm weniger, und es nicht hoch gebracht: seinem Fürsten zu gefallen, hat er seinen Freund verrathen; der Fürst hat aus dessen Verrätherey den Vortheil gezogen, und den Verräther verabscheuet; er hat die Religion in der Meynung verändert, er werde dadurch Gelegenheit finden, sich an seinen vormaligen Glaubensverwandten rächen zu können: er wurde aber beydes von denen, die er verließ, und von denen, zu welchen er übergieng, gleich stark verachtet.

Wären die Menschen weniger blind, so würden sie ein Leben, dessen Ziel so kurz ist, nicht in Unruhe, Furcht und Hoffnung zubringen, um ihrem Gelde oder Ehrgeize genug zu thun: sie würden sehen, daß die Glückseligkeit, die sie suchen, in allem dem, was sie begehren, nicht zu finden ist: sie würden erkennen, daß die wahre Glückseligkeit des Menschen in der Gemüthsruhe und Gesundheit des Körpers, außer dem aber unmöglich wo anders zu finden sey; und nächst diesem würden sie annoch empfinden, daß die Natur des Körpers wenig erfordere; sie brauchet, sich für dem

Schmerze in Sicherheit zu setzen, keiner stolzen Paläste und geräumiger mit Bildsäulen von Marmor und gegossenem Erze gezierter Gärten; sie ist auf den natürlichen Teppichen des zarten Grases vergnügt, und empfindet unter der Bedeckung von Bäumen und bey der Kühlung eines springenden Baches alles Wohl der Gesundheit. Warum machet der Mensch so viel Entwürfe zur Erhaltung hoher, und zu seiner Glückseligkeit unnützer, Würden, die ihm weder seine Gesundheit, noch die Ruhe des Geistes, verschaffen können? Montagne, der die Franzosen denken gelehret hat, giebt uns eine sehr wahre und lehrreiche Schilderung des Elendes der Großen. Er saget, indem er von einem Monarchen spricht: „Schonet ihrer das Fie„ber, das Kopfweh und das Podagra, mehr denn „uns? Wenn ihm das Alter die Schultern nieder„drücket; werden ihn die Scharfschützen seiner Wache „davon entledigen? Wenn der Schreck fürm Tode ihn „starr machen wird; wird er durch den Beystand sei„ner Kammerherren beherzter werden? Wenn er eifer„süchtig und eigensinnig seyn sollte; werden unsere „Ehrerbiethungen ihn wieder ruhig machen? Der von „Gold und Perlen starrende Betthimmel hat keine „Colik und Leibschneiden stillende Tugend. Bey dem „geringsten Anfalle der Gicht helfen alle königlichen „Titel nichts; verliert er denselben durch das Anden„ken an seine Paläste und übrigen hohen Vorzüge? „und wenn er zornig ist, verhindert sein Königreich, „daß er nicht erröthe, blaß werde, und wie ein Narr „mit den Zähnen knirsche? Der geringste Ritz einer „Nadel, und die kleineste Leidenschaft der Seele, kann „uns das Vergnügen einer Universalmonarchie ver„salzen.“

So

So leicht die Natur in Absicht des Körpers befriediget werden kann, eben so leicht kann dieselbe auf Seiten des Geistes vergnüget werden. Die Seele zufrieden zu stellen, und derselben die Ruhe zu verschaffen, brauchet man weder große Aemter zu bekleiden, noch große Reichthümer zu besitzen; es ist genug darzu, wenn man die Tugend liebet, und sich an wenigem zu begnügen weis; weil wir nur wenig brauchen. Der Himmel giebt uns nach dem Maaße, nach welchem wir uns das Ueberflüßige abzukürzen verstehen. Je mehr wir erlangen wollen, desto mehr vergrößern wir unsere Armuth, und desto weiter entfernen wir uns von der Glückseligkeit, die wir suchen. Welches Glück kann uns die Hoheit verschaffen, das wir in mittelmäßigem Stande nicht auch hätten? Derjenige ist wirklich reich, welcher sich in ein mäßiges Glück einzuschränken weis. Richtet man seine Bedürfnisse nach dem Erfordern der Natur ein, so wird man nie arm seyn: richtet man dieselben gegentheils nach der Meynung ein, so wird man auch nie reich seyn.

Man brauchet nicht, ein Philosoph zu seyn, um die Hoheiten zu verachten, und einzusehen, wie wenig die Reichthümer zur wahren Glückseligkeit helfen; das Ende und den Zweck dieser Hoheiten und Reichthümer allein muß man wissen: denn so bald man klärlich sieht, daß sie nicht wirklich glücklich machen können, und daß sie oft deren Besitzern schädlich sind; so bald wird man auch überzeuget seyn, daß ein Stand, in welchem man lediglich das Nothwendige hat, dem Stande, in welchem man Ueberfluß besitzt, vorzuziehen sey. Wir wollen den Vortheil untersuchen, den die

Großen

Großen aus ihren Schätzen und ihrer Hoheit ziehen können. Suchen sie ihre Reichthümer entweder zu erhalten, oder dieselben zu vermehren, so verursachen sie ihnen tausend Unruhen; und wollen sie gehörigen Gebrauch davon machen, dieselben klüglich und mit Wahl austheilen, so unterwirft sie dieses wiederum unendlichen Sorgen und beschwerlichen Bemühungen. Ihre Hoheit verursachet ihnen nicht wenigere Belästigung, als deren Reichthümer. Ist ein König tugendhaft, so muß ihn die Regierung seines Staates unabläßig beschäfftigen, er muß für das Glück und die Erhaltung seines Volkes wachen, und sich als einen Hausvater betrachten, der verbunden ist, Einigkeit und Ueberfluß unter seinen Kindern zu erhalten. Ist dieser König nicht tugendhaft, so muß er das, was er nicht aus der seinen Unterthanen schuldigen Liebe thut, aus Staatsklugheit thun. Die Furcht allein, daß seine Nachbaren ihm nicht einen Theil seiner Besitzungen wegnehmen, kann ihm tausend Unruhen erwecken; mithin ist ein jeder Monarch durch seinen Stand tausend Bekümmernissen ausgesetzet, von denen ein Privatmann frey ist. Man ist daher thöricht, wenn man sich dessen Schicksal wünschet, und dafür hält, es könne dasselbe uns glücklicher machen, als das Schicksal eines Menschen, der entfernet vom Tumulte, und ohne Ehrgeize, ruhig und zufrieden von dem lebet, was er hat, und nach der Tugend die Gesundheit als das kostbareste Geschenk des Himmels betrachtet. Anakreon spottet auf eine sehr feine Art der Mühe, die sich die Menschen geben, Ehren und Schätze zu erlangen, die sie nicht glücklich machen, mittlerweile sie dasjenige verabsäumen, was ihr Glück machen könnte.

Könnte man auf Kosten des Goldes
Den Lauf seines Lebens verlängern,
So würde ich mir äußerst angelegen seyn lassen,
Einen großen Schatz zu sammlen;
Damit, wenn der geizige Tod
Seine Hand an mich legen wollte,
Ein reiches Geschenk ihn plötzlich
Weit von mir entfernen möchte:
Wenn man aber durch das Gold
Seinen zerbrechlichen Lebensfaden nicht zusammen knüpfen kann,
Wozu hilft uns diese knechtische Furcht,
Diese Sorgen und Aengstlichkeiten,
Die unsere Lebenszeit abkürzen?
Ich, geliebten Freunde, will mit standhafterm Gemüthe
Mein Schicksal abwarten,
Mit euch trinken, beständig lachen,
Und meinen Wein nicht eher verlassen,
Als wenn ich meiner Geliebten liebkosen will.

Der Schluß der Verse des Anakreons enthält keine Sittenlehre, welche sich mit der Glückseligkeit vertrüge, wie wir solches bald erweisen wollen; denn ohne Mäßigkeit ist keine wahre Glückseligkeit in diesem Leben möglich: deren Anfang aber würde dem weisesten Philosophen anständig seyn.

Das Vermögen, dessen man genießt, mag so groß seyn, als es wolle, so ist man doch dabey unglücklich, sobald man dessen immer noch mehr dazu begehret: die Begierde, diejenigen, die man sich wünschet, zu erhalten, verhindert, daß wir den Werth derer, welche wir besitzen, nicht empfinden; man ist seiner Begierden Sklave. Die überflüßigen Reichthümer werden alsdann nothwendig, und die stets neue Wünsche erzeugende

zeugende Einbildungskraft reißt uns in einen Abgrund, der weder Grund noch Gränzen hat, bey denen man stehen bleiben könnte; ist man aber mit dem, was man besitzt, zufrieden, findet man in sich selbst das, was die Geld- und Ehrgeizigen in dem Glücke, welches sie verfolgen, anzutreffen glauben, so empfindet man den völligen Werth der Güter, welche man hat, und genießt deren in einer sanften Ruhe, welche sie reiner und schmackhafter machet. Der Geizhals, welcher Europa durchrennet, sich zu bereichern, kennet die Süßigkeit des Schlafes nicht, wie jener Bürger, welcher ruhig in seinem Hause lebet. Der erste bedauret die Minuten, welche er der Ruhe zollet, als eine Zeit, die er nicht auf seine Geschäffte verwenden kann; und er steht, ohngeachtet seiner schlafvollen Augen, mit frühestem Morgen auf: der andere schläft ruhig die Zeit durch, die er verschlafen will; bey seinem Erwachen fühlen Geist und Körper den Einfluß der genossenen Ruhe: er ist ruhig, lachet, trinkt, ißt; kurz, er thut alles mit Vergnügen: dahingegen der Geizige matt und müde keinen Geschmack an dem findet, was er ißt, unaufgeräumten Gemüthes ist, über die geringste Kleinigkeit verdrüßlich und unruhig wird, und die Bitterkeit seiner Galle über alle Vergnügen ausschüttet, die demjenigen lauter und rein seyn, welcher, da er wenig verlanget, viel hat.

Eilfter Abschnitt.

Außer der Mäßigung giebt es keine wahre Glückseligkeit.

Wäre die Mäßigung auch keine Tugend, die wegen des Guten, welches dieselbe unserem Verstande erzeiget, geliebet zu werden verdienete, so müßten wir sie wenigstens sorgfältig der Vortheile wegen, die sie unserem Körper verschaffet, ausüben. Sie unterhält dessen Gesundheit, und heilet dessen Krankheiten. Wie können wir glücklich seyn, wenn wir herbe Schmerzen empfinden, wenn uns die Gicht plaget, der Magen seine Dienste nicht mehr thut, unsere geschwollene und schwach gewordene Beine uns nicht mehr tragen wollen, unsere Brust entzündet ist, und uns das Athemholen beschwerlich machet? Alle diese Uebel, und verschiedene andere, sind sichere Folgen der Unmäßigkeit.

Man erkaufet das Vergnügen, einige Gläser Wein zu trinken, sehr theuer, wenn man sie mit den nagendesten Schmerzen erkaufen muß. Wollte man vernünftig schließen, so würde man, je mehr man die Wollust liebete, desto mehr die Mäßigkeit lieben; denn sie allein verschaffet eine dauerhafte Wollust. Sie ist nicht allein keine Feindinn der Vergnügen, sondern sie unterhält dieselben; sie tadelt nur deren übermäßigen Gebrauch, weil sie weis, daß sie dadurch vernichtet werden.

Die Mäßigkeit ist für den Geist eben so nöthig, als dem Körper: wenn der letztere schwerfällig ist, so empfindet der erstere es auch, und liegt unter dessen Schwachheiten gleichsam begraben. Bey einem Manne, welcher Schmerzen leidet, oder an Kräften abnimmt, findet man diese Lustigkeit, Munterkeit und Ruhe nicht, welche den Geist erheben, und zugleich dessen Glückseligkeit ausmachen. Unmäßige Leute sind gewöhnlich von mürrischem und verdrüßlichem Gemüthe: so lange sie essen und trinken, geben ihnen der Wein und die Speisen eine Art von Lustigkeit, welche sich sogleich verliert, als das Feuer der Dünste, welches sie erzeugete, nachläßt. Diese Personen gleichen den ausgehenden Lampen, auf die man einige Tropfen Oel gießt, welche das Feuer so lange lebhafter machen, als die Tropfen Oel wiederhalten, nach deren Aufzehrung die Erleuchtung plötzlich aufhöret.

Die Unmäßigkeit ist fast beständig Ursache an verschiedenen Verdrüßlichkeiten, für welchen die Nüchternheit uns schützet: oft veranlasset dieselbe verschiedene Verbrechen; Reiche nöthiget sie zu einem großen Aufwande, und Arme zu einer stärkern Ausgabe, die ihr Vermögen nicht verstattet. Die erstern müssen fürchten, daß sie nicht immer dasselbe Wohlleben fortsetzen können; sie verzehren ihr Vermögen, und sind darüber in Verzweifelung: sie können sich der guten Tafel nicht enthalten, und sie bedauren das Geld, welches sie ihnen kostet. Was die andern anlanget, so ersetzen sie sich oft das, was ihnen zur Erfüllung ihres Magens, aus welchem sie eine Art Schlundes gema-

chet haben, fehlet, durch Diebstahl, Raub, und sogar durch Mordthaten.

Man erkennet gewöhnlich die Nothwendigkeit der Mäßigung zu spät, und spüret deren völligen Werth nur alsdann erst, wenn man unmöglich den übermäßigen Ausschweifungen abhelfen kann. Ich habe traurige Beyspiele gesehen, welche denen, die davon Zeuge waren, hätten zur Lehre und Warnung dienen sollen; allein nur wenige waren so weise, den Nutzen daraus zu ziehen: die andern, von ihren Leidenschaften hingerissen, bereiteten sich eben die Uebel zu, die sie zuvor in Schrecken gesetzet hatten, die sie aber zu vermeiden hoffeten, indem sie sich auf ihre gute Gesundheit verließen. Die Krankheit fand sich ein, die Gesundheit war verloren, ihre Hoffnung verließ sie, und machete vergeblichen Bedaurungen Platz.

Zwölfter Abschnitt.

Von dem Vergessen der Beleidigungen, und der Verachtung der Narren und boshaften Menschen.

Beschimpfungen vergessen, denen, die uns beleidiget haben, vergeben, ist eine Handlung, die zur Glückseligkeit des Lebens eben so ersprießlich, als sie den Vorschriften der Tugend gemäß ist. Der Haß vergället die schönsten Tage, er vergiftet alle Vergnügungen, und das Herz, in welchem er volle Gewalt hat,

kann

kann keine wahre Glückseligkeit empfinden, wie wir dasselbe in unseren Betrachtungen über die Leidenschaften erwiesen haben.

Man würde nicht hassen, wenn man bedächte, daß man durch die Vergebung sich an seinen Feinden räche, weil man durch dieselbe schätzbarer wird, und man, indem man sich die Achtung rechtschaffener Leute erwirbt, diejenigen ernstlich strafet, die uns nicht lieben. Man benimmt ihnen durch ein solches Betragen alle Mittel, unserer Ehre zu schaden, und versetzet sie in den Fall, entweder die ihrige zu verlieren, oder zu gestehen, daß sie Unrecht haben, indem sie uns nicht wohlwollen.

Ein weiser Mann muß die Beschimpfungen eben so vertragen können, als er Kälte, Hitze, Regen und Wind verträgt: es sind Uebel, deren Vermeidung keinesweges von ihm abhängt, und die seiner Tugend und Ehre nichts schaden können. Die Beleidigungen, welche er unverdienet empfängt, verunehren ihn eben so wenig, als die Heiligen dadurch entehret werden, deren Bildsäulen und Gemälde durch die frevelhaften Hände der Ketzer zerbrochen und verstümmelt worden. Die größten Leute sind gegen die Beleidigungen unempfindlich gewesen: sie sahen diejenigen, welche ihnen Schmach anthaten, als Narren oder Kinder an, und ihre Schmachreden bewegeten sie zum Mitleiden. Als Cato dem Volke zureden wollte, ein Gesetz nicht anzunehmen, riß man ihm sein Kleid von den Schultern herab, und jagete ihn von dem Red-

nerplatze bis zu des Fabius Triumphpforte: die Aufrührer verfolgeten ihn mit Schimpfworten und Speichelwürfen; diese Beleidigungen bewegeten die Größe seiner Seele mehr, als daß sie dieselbe außer Fassung hätten setzen sollen.

Ob man gleich die, welche uns beleidiget haben, nicht strafen soll, so ist deren Bestrafung dennoch bisweilen nothwendig, entweder ihren Fehlern abzuhelfen, oder andere Leute dafür zu sichern. Das Wohl der Gesellschaft fordert alsdann, daß man nach der Strenge verfahre: die Leidenschaft muß aber an unserem Betragen keinen Theil nehmen, und wir müssen allen Geist der Rache von uns entfernen. Züchtigen muß man sie, wie Narren, denen man durch gewisse Mittel zur Vernunft helfen will, oder als Kinder, welche man durch nützliche Bestrafungen beugsamer und aufmerksamer zu machen wünschet.

Wir wollen also das Böse, welches wir von unseren Feinden erlitten haben, vergessen, ohne die Glückseligkeit unseres Lebens durch die Unruhe des Hasses und der Rachsucht zu unterbrechen, und versichert leben, daß andere Personen uns über kurz oder lang rächen werden. Die Bösen finden allezeit den Lohn ihrer Thaten, und bezahlen endlich den Zoll, den sie der Gerechtigkeit schuldig sind. Nachstehende Fabel von dem Narren und dem Weisen ist ausdrücklich für sie gemacht:

Ein gewisser Narr verfolgete einen Weisen mit Steinwerfen,
Der Weise kehrete sich um, und sagete zu ihm: Hier, Freund,
Nimm diesen Thaler von mir an, weil du deine Sache so gut machest.
Eine jede Mühe, saget man, ist ihres Lohnes werth,
Und die deine ist groß genug, daß du mehr verdienet hättest.
Siehe, hier geht ein Mann, der besser bezahlen kann.
Wende dich mit deinen Geschenken an ihn; sie werden wohl belohnet werden.
Gereizet durch den Gewinn, machet unser Narr sich fertig,
Den Bürger auf gleiche Art zu beschimpfen;
Allein dießmal bezahlete man ihn nicht mit Gelde.
Es lief mancher Bedienter herzu; man erwischete unsern Kerl,
Man drosch ihn wacker ab, und schlug ihn zu Boden.

Der Rang, die Geburt und Gewalt der Leute, die uns ohne Ursache beschimpfen, sey so groß, wie sie wolle, so können wir glauben, ihr übeles Verfahren werde nicht unbestrafet bleiben. Der Thron sogar schützet diejenigen nicht für einem Umsturze, welche andere beschimpfet haben. Des Caligula Grausamkeiten waren nicht sowohl Ursache an seinem Tode, als dessen bittere Spöttereyen. Er trieb bey einem Feste mit dem Valerius, dem Asiatiker, seinen Scherz über die Stellung seiner Frau, wenn sie von jemanden geküsset wurde: so oft er dem Chärea die Parole ertheilete, so wählete er, weil er weibisch aussahe, ob er schon sonst sehr tapfer war, Venus oder Priapus zum Worte; diese beyden Männer strafeten den Caligula nicht allein wegen des ihnen angethanen Schim-

pfes, sondern zugleich wegen aller Schmachreden, die er zu allen denen gesaget hatte, die zu ihm kamen. Chärea war unter den Verschworenen der erste, der dem Caligula den ersten Hieb versetzete, durch welchen er ihm den Hals halb durchhieb.

Gewöhneten wir uns frühzeitig, den Beyfall der Thoren zu verachten, und machete das Vergnügen, welches wir durch die Lobeserhebungen, sie kommen auch her, wo sie wollen, empfinden, nicht, daß wir ihren Beyfall als etwas ansähen, welches unseren Verdienst vermehrete, so würden wir auch deren Beschimpfungen verachten; und ihre Beleidigungen würden uns eben so wenig schmerzen, als wenig schmeichelhaft deren Lob ist. Wir suchen aber aus einer Schwachheit, die nicht genug beschrieben und getadelt werden kann, so gar der Narren ihr Lob, und die Folge einer solchen scheltenswürdigen Aufführung ist, daß deren Tadel und Schimpfworte, die uns, wenn wir vernünftig dächten, gefallen sollten, uns verdrießen, weil derjenige, dessen Handlungen ein Thor gutfindet, mit ihm etwas gemein hat; und der, welcher von ihm getadelt wird, demselben nicht ähnlich ist. Denen, welche die Lobeserhebungen lieben, sie mögen auch herrühren, wo sie wollen, würde die Furcht des Perikles wohl zu statten kommen, der, als er sahe, daß das Volk ihm Beyfall gab, besorgete, er möchte einige Thorheiten gesaget haben.

Was kann uns das schaden, daß die Thoren uns tadeln? Sie haben von je her vernünftige Leute getadelt, beschimpfet, und sie lächerlich zu machen gesuchet. Weswegen wollten wir von einem allgemeinen Gesetze ausgenommen seyn? Der Officier, dessen ganzes Verdienst darinnen besteht, daß er ein Stadtthor bewachet, an der Spitze von funfzig Mann, die er wie ein Ochse führt, der vor einer Heerde vorausgeht, die ihm zu folgen gewohnet ist, an einen Angriff geht, der in dunkelen Ehrenstellen einer Legion alt wird und stirbt, verwirft die Wissenschaften, verachtet diejenigen, welche ihnen obliegen, und beleget sie mit schimpflichen Benennungen; warum sollte man sich über die Denkungsart dieser Leute wundern? da solche, seitdem es Soldaten gegeben hat, im Gebrauche ist. Persius hat sich darüber vor siebenzehn Jahrhunderten beklaget, und vor ihm hatten ohnstreitig eine Menge anderer die Wissenschaften verächtlich verworfen. Dieser Dichter saget: „Es „dünket mir, ich höre einen alten Hauptmann, wel„cher nach dem Bocke und Schmuze riecht, sagen: „Ich, ich bin sehr zufrieden, daß ich Weisheit und „gesunde Vernunft besitze. Es liegt mir nichts „daran, daß ich kein Arcesilas, oder kein Solon, „bin, der sein Haupt auf dem untergestellten Ar„me ruhen läßt, die Augen zur Erde niederschlägt, „mit traurigem Gesichte einige Worte hermurmelt, „die nichts bedeuten, Tag und Nacht sich mit Ge„danken beschäfftiget, die eben so ungegründet und „hirnlos sind, als die Träume eines armen Kran-

„ken.

„ken. Nichts wird aus Nichts, und das „Nichts wird wieder zu Nichts: Herrliches Wun„der! Bleichet ihr deswegen über euren Büchern, „und denket ihr darum nicht an das Essen, um diese „wichtige Wahrheit zu ergründen? Das Volk giebt „diesen Reden Beyfall, und unsere jungen Leute „lachen darüber aus vollem Halse.“ Das ist eine treue Schilderung dessen, was wir alle Tage sehen. Ein schlechter und abgeschmackter Scherz beweget eine Anzahl Leute, ohne Verstand und Beurtheilungskraft, zum Lachen. Sollten wir uns darüber zu betrüben anfangen, was so lange schon dauert, als Menschen sind, und so lange fortdauern wird, als deren seyn werden.

Die Zahl der Thoren und Boshaften ist groß, der Weisen und Witzvollen aber klein. Lasset uns den Beyfall der Menge verachten, so sind wir über die Beleidigungen der Narren und Bösartigen hinweg. Unter dem Worte Menge verstehe ich nicht allein den Pöbel, sondern alle Personen, die weder Naturgaben noch Tugend besitzen, welchen Rang sie auch bekleiden: so wie sie nicht vernünftig sind, so ist ihr Urtheil mir so gleichgültig, als das Urtheil der Kinder, welche das vernünftige Alter noch nicht erreichet haben; und diese gleichen ihnen vollkommen. Die Kinder stellen in ihren belustigenden Spielen Magistratspersonen, Generale, Priester und Könige vor; und diese Personen spielen dasselbe auf dem Rathhause, bey der Armee, auf der hohen Schule und in ihren Palläsien. Der alleini-

ge Unterschied zwischen diesen und den Kindern ist, daß die letzteren Nüsse, Karten und Heller sammlen, und die ersteren Gold, Silber und Ländereyen an sich bringen; allein aber mit eben so weniger Ueberlegung. Sie sind beyde gleich unbeständig, geneigt, ihren Willen zu erfüllen, ohne vorher zu untersuchen, ob ihre Begierden der Vernunft und Tugend gemäß sind, gleich bösartig, so bald sie nicht die Strafe fürchten, gleich stark der Kenntnisse beraubt, welche ein gegründetes Urtheil veranlassen, und folglich unvermögend, einen weisen Mann zu beschimpfen.

Dreyzehenter Abschnitt.

Die sorgfältige Bearbeitung unseres Verstandes ist ein wesentliches Stück unserer Glückseligkeit.

Wir können unmöglich der Gemüthsruhe genießen, welche die wahre Glückseligkeit ausmachet, wenn wir nicht Sorge tragen, unsern Verstand zu bearbeiten, und denselben mit allem dem anfüllen, was ihn gut und einsichtsvoll machen kann. Schwerlich kann ein Mensch, der nichts weis, sich selbst genug seyn, und derjenige, welcher sich nicht selbst genug ist, und, um glücklich zu seyn, anderer Hülfe bedarf, der kann auch nicht dafür angesehen werden, daß er eines glückseligen Lebens genieße; denn

denn die Hülfe, von welcher seine Glückseligkeit abhängt, fehlet ihm sehr oft, und von dem Augenblicke an wird er unglücklich. Das heißt seine Zeit verlieren, wenn man sie nicht anwendet, sich durch nützliche Betrachtungen, welche uns Mittel verschaffen, des günstigen Glückes nicht zu misbrauchen, und sich durch ein widriges nicht niederdrücken zu lassen, wider die Zufälle, denen wir ausgesetzet sind, zu befestigen. Man muß also so viel Sorge für den Verstand tragen, als für den Körper, weil von dessen Zustande alle Glückseligkeit unsers Lebens abhängt: und es ist nöthig, ohne Unterlaß zu dessen Unterhaltung etwas herbey zu schaffen; denn er ist einer Lampe gleich, welche verlöschet, so bald man kein Oel mehr aufgießt.

Zwischen dem Geiste und dem Körper giebt es den Unterschied, daß zu viele Uebung und Ermüdung den letztern entkräftet, der erstere aber durch die Uebung erhalten wird. Je mehr man seine Verstandeskräfte bearbeitet, je mehr Stärke erhalten dieselben; selbst das Alter, welches alles über den Körper vermag, hat über den Verstand, wenn man denselben bis zu einer Erhabenheit gebracht hat, die ihn frey von den Anfällen des Alters machet, keine Macht. Cicero merket mit Grunde an, daß man die Fehler, welche man an leichtglaubigen, vergeßlichen und unordentlich denkenden Alten wahrnimmt, nicht dem Alter, wohl aber ihrer Niederträchtigkeit, Faulheit und Nachläßigkeit zuschreiben müsse. Auf gleiche Art äußern sich Wildheit und

Hitze

Hitze nicht bey allen jungen Leuten, ob die Jugend diesen Fehlern gleich mehr unterworfen ist, als das Alter, sondern bloß bey denen, die übele Naturgaben haben; so sieht man auch nicht, daß alle alte Leute sich nicht zu besinnen wüßten, was sie geredet haben, sondern es begegnet dieses nur Leuten von geringem Verstande. Wir müssen daher den Verstand als einen Schatz betrachten, der uns zu allen Zeiten zu statten kömmt, und den wir nie genug vermehren können.

Die erworbenen Kenntnisse sind nicht allein nützlich, sondern annoch angenehm: sie verschaffen dem Gemüthe ein doppeltes Vergnügen, und setzen dasselbe für den Anfällen der Langenweile in Sicherheit; schädlicher Gift für die Ruhe des Geistes, der die kostbaresten Güter verdirbt! Ein Mensch, welcher die Wissenschaften und Künste liebet, ist nie müßig, alle seine Minuten haben ihr Werk; und er sey, wo er wolle, und allenthalben, wo er hingeht, trägt er jederzeit etwas bey sich, womit er sich angenehm belustigen kann. Die Wissenschaften sind für alle Alter gemacht; je älter man aber wird, je nöthiger werden sie. In der Jugend dienen sie zum Zeitvertreibe, im reiferen Alter zum Gesellschafter; und in dem Alter zum Troste.

Das Studiren reichet uns tausend Mittel dar, uns die Verdrüßlichkeiten zu vertreiben, die uns unglücklich machen würden. Ein beschäfftigter Verstand vergißt leichtlich viele Sachen, die, wenn er

müßig

müßig wäre, einen weit stärkeren Eindruck auf ihn machen würden. Die körperlichen Schmerzen werden durch das Studiren auch gestillet; die Wendung der Seele auf gewisse Gegenstände, die ihr schmeicheln, verhindert dieselbe, daß sie das, was dem Körper fehlet, nicht bemerket. Bringt man sein Leben mit Studiren zu, so läßt sogar das Alter seine Unbequemlichkeiten nicht durch unangenehme Aeußerungen, die uns, so zu sagen, in die Kindheit zurücksetzen, spüren; es tritt ein, ohne daß man dasselbe gewahr wird; man nimmt unvermerkt ab, und das hohe Alter machet den Garaus, doch aber sinkt man nicht plötzlich um. So sind Newton, Boerhave, Beaufobre, und der berühmte Fontenelle alt geworden. Die größten Männer, welche das Alterthum gezeuget hat, haben ihren Verstand durch ihre ganze Lebenszeit sorgfältig bearbeitet. Sophokles verfertigte bis in das höheste Alter Trauerspiele; und man behauptet, er sey bey der Verfertigung seines Oedipus hundert Jahre alt gewesen. Da seine Kinder fanden, daß der Fleiß, den er auf seine Stücke verwendete, ihn seine häuslichen Sachen vernachläßigen ließ, sucheten sie ihm deren Verwaltung gerichtlich untersagen zu lassen. Sophokles ließ, an Statt aller Vertheidigung, den Richtern das Trauerspiel Oedipus, das er eben geendiget hatte, vorlesen, und als er sie gefraget hatte, ob sie fänden, daß dieses Stück von einem Manne wäre, der den Verstand verloren hätte, wurden seine Kinder mit ihrem Gesuche abgewiesen.

Vier=

Vierzehenter Abschnitt.

Die Wahl unserer Freunde ist zu unserer Glückseligkeit wesentlich nöthig.

Wir haben in unseren Betrachtungen über die Freundschaft gezeiget, wie unentbehrlich eine Wahl unserer Freunde zu unserer Glückseligkeit sey. Von ihnen müssen wir in guten Umständen Rath, und bey widrigem Glücke Trost empfangen. Sie sind unsere Stützen, in welchem Zustande wir uns auch befinden, und es würde uns weit dienlicher seyn, keine Freunde haben, als schwache und übelgesinnte, weil wir auf sie gerechnet, und sie uns im bedürfenden Falle gefehlet haben würden; da wir gegentheils, wenn wir sie nicht als Leute angesehen hätten, von denen wir wesentliche Dienste erwarten könnten, uns vorgesehen und Maaßregeln genommen haben würden, daß wir ihrer gar entbehren können.

Funfzehenter Abschnitt.

Die Wahl einer Frau, oder einer Liebste, hat auf alle unsere Handlungen, und mithin auch auf unsere Glückseligkeit einen Einfluß.

Wenig Leute haben des Sokrates Geduld, und eine Frau von der Gemüthsart der Xantippe ist das ärgeste Uebel für die Glückseligkeit des Lebens. Ich werde mich hier nicht wider die Weiber erklären; was ich von ihnen sage, das geht auch die Männer an: und wenn es für die letzteren gefährlich ist, eine böse Frau von ungeselligem Gemüthe zu haben, so ist es für jene nicht minder, unter die Gewalt eines eifersüchtigen, wunderlichen, groben und geizigen Mannes zu fallen.

Die Ehe hatte bey den Alten ihre Gefährlichkeiten; bey uns aber sind solche weit größer. Die Uebel, die der Ehestand vor dem verursachte, konnten durch die Scheidung gut gemacht werden: heute zu Tage sind sie immerwährend, weil wir durch unsere Gesetze ein unauflösliches Band daraus gemachet haben, welches der Tod allein trennet. Ist wohl etwas so abscheulich, als beständig bey einer Person zu leben, deren Gemüthsart uns misfällt, die wir verachten, und die, an Statt daß sie durch ihr Betragen unsere Achtung zu erlangen suchen sollte, uns

noch mehr hasset, als wir sie hassen, sich allem unsern Wollen mit Trotze widersetzet, die zu habenden Vergnügen durch den Verdruß, den sie veranlasset, vergället, und sich aus unserm Kummer eine Freude machet?

Das allerwundersamste in unseren Gebräuchen ist, daß, da die Folgen des Ehestandes so gefährlich sind, wir uns fast allezeit verheirathen, ohne das Gemüth der Frau zu kennen, die wir ehelichen. Wir nehmen sie, um uns dem Zwange zu entziehen, in welchem man die Söhne hält, wegen ihres Vermögens, wegen ihrer Verwandtschaften, und der Aemter, zu deren Erhaltung sie beytragen kann; kurz, wegen tausend anderer eigennützigen Gründe, und nie wegen ihrer Gemüthsart und deren persönlichen Verdienstes. Diese zwo letzteren Eigenschaften haben an der Ehe der mehresten Leute so wenig Antheil, daß drey Viertheile derer, die sich verheurathen, besonders unter Standespersonen, nie mit ihrer Frau gesprochen haben, und sie bisweilen so gar nicht eher sehen, als bis alles abgeredet worden, und man den Contract unterzeichnen will. Eine solche thörichte Aufführung verdienet auch die Strafe, welche sie gewöhnlich nach sich zieht. Im Handel und Wandel bedienet man sich der größten Vorsichten, um sich nicht mit Leuten, von denen man nicht ganz sicher ist, in Gesellschaft zu begeben; und ehe man eine schriftliche Verbindung mit ihnen eingeht, will man ihre Redlichkeit kennen, und doch geht man auf der anderen Seite mit einer uns, so zu sagen, unbekannten

Person eine Verbindung ein, die man nicht zurück geben kann, und von welcher die ganze Glückseligkeit des Lebens abhängt. Immittelst ist die Reue überflüßig, und die Hülfsmittel, deren man sich bedienen will, das Uebel, welches von Tage zu Tage zunimmt, wieder gut zu machen, sind ohne Nutzen. Philosophische Gründe helfen bey dieser Gelegenheit nichts. Plato, Cicero, Seneca, und alle vorgebliche Lehrmeister des menschlichen Geschlechtes mögen ihre Beredsamkeit daran wenden, und ihre schönen Regeln auskramen; in den Büchern sind sie schön, allein sie verschwinden, so bald man sie in Ausübung bringen will. Man kann das, was ein Verschmitzter in des Plauti Epidico gesaget hat, auf dieselben anwenden: Ich war verwichenen Tag auf dem Schauplatze, und hörete einen Komödianten schöne Sittenlehren hersagen. Alles Volk gab ihnen seinen Beyfall; als aber ein jeder nach Hause gekommen war, erinnerte sich derselben kein einziger. Wenn ein Mann von seiner Frau verfolget, entehret und zu Grunde gerichtet wird; und wenn sie verdrüßliche Händel erreget, so geben ihm aller Philosophen Rathschläge die Ruhe nicht wieder. Epiktetus hat gut sagen, in dem fünften Capitel seiner Schilderungen: „Bey Erblickung eines verdrüßlichen Ge„genstandes, der euch in Bewegung setzet, gewöhnet „euch, zu euch selbst zu sagen, es sey eine bloße Ein„bildung, und die Sache verhalte sich nicht so, wie „sie euch scheine. Wenn ihr euch nun auf diese „Art fest gemacht habet, so bedienet euch eurer Re„geln, untersuchet besonders, ob der Gegenstand,

„der

„der euch Verdruß erwecket, von der Natur der Din-
„ge sey, die von euch abhängen; denn sollte dieses
„nicht seyn, so sprechet, ohne euch im mindesten zu
„bewegen, es sey dieses eure Sache nicht.“ Man kann leicht schreiben, man müsse einen verdrüßlichen Gegenstand als eine Einbildung betrachten; diese Vorschrift aber in Ausübung bringen, das ist unmöglich. Als des Kaisers Marci Aurelii Gemahlinn ihm zur Schande lebete, so sahe dieser Prinz, so philosophisch er auch war, ihre Aufführung mit Verdrusse an. Seneca, der strenge Stoiker, sahe die Beleidigungen so wenig als eine bloße Einbildung an, daß er einer Zusammenverschwörung wider den Nero beytrat. Die zwote Lehre des Epiktetus ist einem Ehemanne eben so wenig nützlich, als die erste. Man wird ihm vergeblich vorsagen, eure Frau beschimpfet eure Ehre, sie bringt euch ins Verderben, sie besuchet Spielhäuser und übele Gesellschaften: indessen muß alles dieses eure Ruhe nicht stören, denn die Sache ist nicht die euerige: der Gegenstand, der euch verdrüßlich machet, ist von der Natur der Dinge, welche von euch nicht abhängen: ihr könnet mit eurer Gewalt es nicht hindern, daß ihr nicht zum Hahnrey würdet; warum betrübet ihr euch also, daß ihr es seyd? Es giebt Meynungen, die, so zu reden, mit uns geboren werden, und die seit der zarten Jugend einen solchen starken Eindruck auf uns gemacht haben, daß es unmöglich ist, denselben ganz zu vertilgen: hat man bisweilen einige Seelen gesehen, die stark genug gewesen sind, sich ganz von Vorurtheilen loszumachen, so ist deren Anzahl so klein, daß man

aus ihrem Beyspiele keine Regel machen kann, die den Menschen nützlich wäre.

Die Wahl einer Liebste ist zu der Glückseligkeit des Lebens so nöthig, als die Wahl einer Frau: nur hat man bey der Wahl einer Liebste den Vortheil, daß man eine andere treffen kann, da hingegen die Wahl einer Frau keine Aenderung verstattet; oft aber ist ein wahrhaft verliebtes Herz nicht Herr, sich des Rechtes der Veränderung zu bedienen. Stärkere Bande, als die Bande der Gesetze, haben ihn gebunden; die Liebe behält denselben wider Willen in einer grausamen Sklaverey. Wie viel unglückliche Liebhaber sieht man nicht, die ihre schönsten Tage unter einer tyrannischen Abhänglichkeit zubringen? Geist und Körper werden durch die äußerste Heftigkeit ihrer Liebe gleich schwach; und was das Betrübteste ist, so verlieren sie oft ihr Ansehen und ihre Ehre. Sie verzehren ihr Vermögen, sie verwalten ihre Bedienungen nachläßig, sie thun alles, was der Leidenschaft, von welcher sie besessen sind, schmeichelt, sie verschwenden die Erbtheile, welche ihre Väter durch ihre Arbeiten an sich gebracht haben, und wenden solche zu Kleidern, Juwelen, Festen und Tänzen an.

Es giebt Weiber, welche nicht eigennützig und dem ohngeachtet gefährlich sind; sie gleichen den Syrenen, deren schöne Stimme den ins Verderben brachte, der sie hörete. Sie schmeicheln einem Liebhaber, um ihn zu betrügen, seine Liebesgluth dauerhaft zu machen, und die Theilung ihrer Gunstbezeigungen zu verber-

gen;

gen; allein alle von ihnen angewendete Vorsicht, ihre Untreue zu verbergen, ist vergeblich, die Eifersucht ihrer Liebhaber entdecket ihre geheime und strafbare Aufführung. Man kann einer Liebsten, welche die Kenntnisse ihrer Handlungen zu verbergen suchet, nicht zu wenig trauen; es ist ein untrügliches Kennzeichen, daß sie sich verstellet, und betrügerisch umgeht. Wäre ihr Verstand gewandt, und besäße sie ein ächtes Verdienst, so würde sie keinen Anstand nehmen, ihrem Liebhaber den Zusammenhang ihrer Handlungen sehen zu lassen; und wären darunter auch einige tadelhafte, so würde dieses offenherzige Verfahren die liebende Person verpflichten, zu bedenken, daß nichts in der Welt so reizend sey, welches nicht seine Fehler hätte.

Nicht die Schönheit, sondern die Beschaffenheit des Gemüthes, muß man an einer Liebsten schätzen; und jeder Mann, der sich bloß deswegen zu einer Frauensperson hält, weil sie schön ist, würde einem Wahnwitzigen gleich seyn, welcher sich in einem kleinen Nachen mitten auf ein unruhiges Meer wagen wollte. Das, was ihn verführet hätte, würde ihn für den nachher aufsteigenden Stürmen nicht schützen. Ueberhaupt sind die glücklichsten und dauerhaftesten verliebten Leidenschaften nicht eine Wirkung einer grossen Schönheit; die Wirkung des mit einem guten Herzen verbundenen Verstandes machet nicht allein eine Frau der Liebe ihres Liebhabers, sondern auch seiner Hochachtung würdig.

Sechszehenter Abschnitt.

Man muß die Schrecken des Todes verbannen, und sich frühzeitig gewöhnen, denselben ohne Furcht und Verlangen zu erwarten.

Liebeten die Menschen die Tugend, folgeten sie glücklich den Grundsätzen der Frömmigkeit, und verabscheueten sie das Laster, so würden sie auch nicht mehr den Tod fürchten. Sie würden ihn lediglich als das Ende der Zeit betrachten, die wir nach dem Willen dessen, der uns in die Welt gesetzet hat, darinnen bleiben sollten: sie würden das Schicksal, welches ihnen Gott aufbehält, erwarten, und ohne Unruhe über etwas, das sie weder vermeiden, noch verschieben können, jeden Tag als ein Geschenk des Himmels annehmen; so aber ist die strafbare Aufführung der mehresten Menschen die Ursache des tödtlichen Schreckens, welches sie empfinden. So oft sie an den Tod denken, so oft betrübet sie dieser Gedanke: mitten unter Feyerlichkeiten rühret sie dieser Gedanke bisweilen, und schrecket sie neben ihrer Liebste auf mit Bluhmen durchwebeten Betten. Sie haben Recht, sich für einem Augenblicke zu fürchten, wo sie verbunden seyn werden, Rechenschaft von ihren Handlungen abzulegen, und die verdienete Strafe zu empfangen.

Wir können bey einer fortdauernden Furcht nicht wahrhaft glücklich seyn, und wir können uns von dieser Furcht nicht anders entledigen, als wenn wir tugendhaft sind; eine neue Nothwendigkeit, die Tugend zu lieben und ein ehrlicher Mann zu seyn, wollen wir anders diese Ruhe des Geistes haben, ohne der es keine wahre Glückseligkeit giebt.

So wie wir uns nichts vorzuwerfen haben, so bald wir dieses Leben zu dem Nutzen anwenden, zu welchem wir es anwenden sollen; so dürfen wir uns auch nicht fürchten, dasselbe zu verlassen. Man hat uns dasselbe geliehen, und als ein Darlehn geben wir es wieder. Ein weiser Mensch sollte das Leben wie ein Gastgeboth, worauf man ihn genöthiget hatte, verlassen; würde es nicht lächerlich seyn, wenn er von seinem Wirthe forderte, er solle ihn alle Tage speisen? Ist die Natur nicht berechtiget, ein Leben wieder zu fordern, welches sie nur unter den Bedingungen einer Zurückgabe verliehen hat? Es ist eine in dem Daseyn aller Wesen fest bestimmte Ordnung, daß durch eine beständige und unwandelbare Abänderung das zu einem gewissen Ziele angewachsene Alter aus der Reihe der Dinge herausgestoßen werden soll, und der Reiz neuer Erscheinungen die Welt verschönere. Die Natur verbessert sich so wohl durch die abwechselnde Zerstörung der Wesen, als durch deren gegenseitige Erzeugungen. Diejenigen, welche vor uns gestorben sind, haben uns Platz gemachet; sollten wir uns weigern, eben dasselbe zum Besten derer, die nach uns kommen sollen, zu thun? Wir müssen

uns um so leichter über den Abtritt unsers Platzes trösten, als sie ihrer Seits ihn wieder an andere abtreten müssen, und nachdem sie auf dem Lebensthea=ter erschienen sind, eben dasselbe Schicksal, wie wir, erfahren werden. Das Alterthum ist dem Tode ein Raub worden, die Nachwelt wird daher von seinen Streichen nicht ausgenommen seyn; und aus was für Rechte wollten wir dafür gesichert seyn? Unser Leben gehöret uns keinesweges aus rechtlicher Ver=sicherung, mithin müssen wir damit zufrieden seyn, daß wir die Nutzung davon haben.

Lebeten wir auch zehen Millionen Jahrhunderte, so würden wir nicht mehr sehen, als wir, und die vor uns gewesen sind, gesehen haben. Die Natur rei=chet uns in der gegenwärtigen und verflossenen Zeit einen Spiegel, in welchem wir das Zukünftige betrach=ten, und dasjenige sehen können, was während einer unermeßlichen Folge von Zeitaltern sich zutragen werde. Nicht die Länge unseres Lebens machet des=sen Glückseligkeit, sondern der Gebrauch, den wir da=von zu machen wissen. Lasset uns, saget Horaz, jeden Tag als den letzteren unsers Lebens betrach=ten; dadurch wird uns die Minute, die uns Gott wider unsere Erwartung aus Gefallen schenket, desto angenehmer werden. In der That, was wollen wir uns wegen des morgenden Tages beun=ruhigen? Wir wollen ruhig leben, und, die Zahl un=serer Tage, die uns der Himmel gönnen will, sey so groß, wie sie wolle, uns angelegen seyn lassen, die gegenwärtige Zeit zu Nutze zu machen. Derjenige Au=

genblick,

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Argens, Jean-Baptiste de Boyer <<d'>>,

Des Herrn Marquis d'Argens und der Demoiselle Cochois gemeinschaftliche Beyträge zum Vergnügen für den Geist und das Herz Aus dem Französischen übersetzt
Bd.: 1

Berlin (1763)

P.o.gall. 2646 d-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10103463-7
VD18 9031588